Erinnerungen

Felix Dahn

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class 872
D131
e
v. 4:1

Digitized by Google

Digitized by Google

Erinnerungen

von

Felix Dahn.

Viertes Buch.

Würzburg — Sedan — Königsberg (1863—1888).

1. Abtheilung (1863—1870).

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1894.

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Digitized by Google

PT 1841
E7?
1???
v.4:1

Würzburg.

I.

Ungerecht wäre es und unschön, wollte ich nicht dankbar anerkennen, daß nach der Übersiedelung in die freundliche Mainstadt (Michaeli 1863) in fast allen Stücken erfreulichere Gestaltung meines Lebens eintrat — für eine Reihe von Jahren.

Befreit von der Furcht, die allein geliebte Laufbahn mit einer geradezu gehaßten vertauschen zu müssen, von der Nöthigung, täglich viele Stunden der Wissenschaft zu entziehen und dem gelderwerbenden Artikel-Schmieden zu opfern, tief dankbar für die gerade noch im letzten Augenblicke gekommene Erlösung, — so bescheiden an sich der Vermögensfortschritt war — ging ich nach Würzburg mit dem begeisterten Entschluß, als Lehrer und Forscher mein Allerbestes, viel mehr als bloße „Pflicht und Schuldigkeit“ zu thun. —

Digitized by Google

Es fand sich eine meinen Wünschen gar lieblich entsprechende kleine Wohnung vor dem Sander-Thore, jenseit des Sander-Wasens, im Süden der Stadt.

Gerade da, wo sich die Straßen nach dem weinreichen Dorfe Randersacker nach links, östlich, und nach dem Städtlein Heidingsfeld, nach rechts, westlich, auf dem linken Main-Ufer gabeln, dicht neben dem „Ehe-Halten-Haus" (einer Spitalstiftung für alte Dienstboten), hatte sich ein vor kurzem aus Dettelbach in die Stadt gezogener Gärtner, Herr Georg Spath, so eben ein (das Erdgeschoß mitgerechnet) dreistöckiges Häuslein gebaut. Ein — freilich noch fast leerer — Vorgarten, ein größerer Baum- und Gemüsegarten hinter dem Hofe mahnten freundlich an die Gartenfreuden meines Elternhauses. Ringsum lagen andere Gärten, lockten Wiesen und Felder, damals noch nicht verdrängt von der Villenvorstadt, die sich bald nach meinem Abgang (1872) hier emporbaute.

Der Blick aus dem Westfenster meines Arbeitszimmers über Gärten und Anger auf den Fluß und

Digitized by Google

über diesen hin nach dem herrlichen Guttenberger Wald war wunderschön, tief poetisch; das Nordfenster in der Stirnseite des Hauses gewährte die Ausschau auf die malerische Veste Marienberg zur Linken und — gerade aus — auf die alte Bischofsstadt Sankt Kilians mit ihren vielen Kirchthürmen.

In der Folge, da sehr bald die Erhöhung meines Gehalts von 600 auf 800 Gulden, dann (10. Juni 1865) die Beförderung zum Ordinarius, und auch sonstige Erhöhung meiner Einnahmen eintraten, so daß ich behaglich, ja reichlich leben konnte miethete ich noch das dritte Stockwerk des Hauses hinzu: und nun war das Wohnen in dem freilich sehr unmodernen, aber idyllischen Hause in der That höchst angenehm; mein Arbeitszimmer und die daran stoßende Bücherei lagen jetzt, abgeschieden von allem Lärm der Hauswirthschaft, im obersten Stock mit noch weiterem Ausblick als zuvor in die eigenartig liebliche Landschaft.

Aus dem Treppengang ließ ich durch ein Fenster

Digitized by Google

eine kleine Stiege auf das Flachdach eines an die Hinterwand des Hauses stoßenden einstöckigen Wirthschaftsraumes führen, über dieses Dach ein luftig Zelt spannen und so war ein umfangreicher Balkon, ein Söller, gewonnen, auf dem ich gar manche Stunde der Frühlings- und der Sommernächte verträumt habe: lange, nachdem alles Leben in dem stillen Häuslein in Schlaf gesunken war.

Um meine einsame Lampe — ich las dort und damals zuerst Freund Scheffels unvergleichliche „Frau Aventiure“ — kamen dann wohl die großen Nachtschmetterlinge schwirrend geflogen. — — —

Ich ahnte nicht, daß ich von diesem friedlichen Fleck Erde aus zuerst in meinem Leben die Schrecken des Krieges erschauen, den zerschossenen Marienberg in Flammen lodern, Granaten über den buschigen Garten fliegen sehen sollte. Aber das kam erst 1866. — Und dankbar gedenke ich der Dinge — und auch der Menschen! — die jenes Idyll (von 1863 bis 1868) schaffen und schmücken geholfen haben.

Digitized by Google

Ja, ein Idyll lag damals noch neben dem „Ehe-Halten-Haus“. Es war ganz unerhört, daß ein Mensch, der kein Gärtner, so „unsinnig weit“ vor die Stadt hinaus, „aufs Land“ zog.

Ich war der erste von allen Professoren, der das wagte: unter starkem Kopfschütteln der Amtsgenossen; namentlich aber des alten Pedells, der feierlich erklärte: dahinaus könne er die Fakultätsachen nicht tragen; „das könne Fleisch und Blut nicht leisten,“ sprach er (es waren etwa acht Minuten vor dem Sanderthor zu gehen und von diesem vier Minuten an die Universität). Schließlich hat er es dem jüngeren Pedell überlassen. Aber auch die königlich baierische Post ging in Ausstand mir gegenüber: der Briefträger wiederholte die Betheuerungen des Pedells und bedeutete mich, er werde meine Briefsachen beim „Beck in der Sandergaß“ ablegen: da könne ich sie mir abholen, da ich ja daran vorbei gehen müsse. Und ich war so gutmüthig, darauf einzugehen, bis die Fettflecken aus dem Butterteiggebäck des Herrn Neu-

haus (der übrigens einen trefflichen Schoppen Rothen schänkte) die Lesbarkeit der Briefe erheblich herabdrückte. Später hat dann der Briefträger sogar zweimal im Tage, zuletzt noch öfter, sich soweit hinaus bemühen müssen.

Diese Wohnung, überaus einfach, aber höchst poesievoll und stimmungsreich gelegen, mitten in Gärten, erleichterte nun in jeder Stunde den Genuß der reizvollen Natur und Landschaft jenes gesegneten Rebenthals: ja sie ermöglichte ihn mir erst: denn, immer sehr zeitgeizig, hätt' ich mir nicht die Muße gegönnt, diese Reize oft aufzusuchen: hier hatte ich nur von meinem Schreibtisch zum Fenster hinaus zu sehen auf den Guttenberger Wald — und ich erschaute das Schöne mitten in meiner Arbeit.

Ich habe diese Eindrücke, diese Naturstimmungen achtzehn Jahre später zu Breslau zu schildern gesucht in der Erzählung: „Weltuntergang", die in Würzburg spielt; ich schalte Einiges daraus hier ein, denn ich könnte es nicht besser machen.

„Gar wunderhold, wie sonst kaum irgendwo auf deutscher Erde, zieht der Frühling ein zu Würzburg an dem Main.

Frühzeitiger als anderwärts kehrt er zu: im Hornung schon flötet die Amsel ihr melodisch Lied hoch vom Ulmenwipfel, wann die Sonne zu Rüste geht über dem Guttenberger Wald, Thal und Rebgelände tauchend in eitel Gold und Segen.

Frühe sprießen an sonniger Halde die Veilchen hervor, und wie leuchten, wie duften sie in den Weingärten der sanften Hügel, die wilden, gelben Tulpen!

Dankbar gedenkt, wer je sein genoß, des Würzburger Lenzes!

Das Land weithin steht dann in eitel Maienblust.

Das Wildgedörn, das die Rebgärten rings an den sanft aufsteigenden Hängen umhegt — Weißdorn und Rothdorn und zahllose Hagerosen — blühen so reich, daß der süße Duft, vom Südwind getragen, berauschend flußabwärts zieht.

In den dichten Hecken vor der Stadtmauer, aber auch in den häufigen Gärten innerhalb der Umwallung singt dann die Mönchgrasmücke, singt die Nachtigall ihr feurig Lied. —

Am Abend leuchten vom linken Flußufer her über den Wall am rechten Ufer, zumal über die Mainbrücke hin, die Strahlen der versinkenden Sonne.“ — —

Die meist verkannten oder wenig gekannten Schönheiten der Umgebung Münchens — zumal der Isarhöhen, oberhalb der Stadt, auch der Abendbeleuchtungen — vom Gasteig aus gesehen — habe ich „Erinnerungen II.“ S. 171 gebührend gewürdigt.

Ganz anderer, aber wahrlich nicht geringerer Art sind die Reize der Hügellandschaft dort am Main: hier liegt die Schönheit in dem edeln Schwung der Linien, in deren Abhebung von dem weit gedehnten Horizont: ein Sonnenuntergang, geschaut von dem Hang der „Zeller Waldspitz“ aus, ist herrlich, wann

die alte, erinnerungsreiche Bischofsstadt ihre Bauten aus dem prächtigen rothen Sandstein des Frankenlandes im Abendgolde so reich erglühen läßt, während die von heiligen Bildsäulen überragte Brücke und die malerische Bergveste das Bild im Süden höchst wirkungsvoll abschließen, indeß der breite Silbergürtel des Flusses in anmuthvollen Windungen sich hinzieht durch das Thal mit seinen grünen Rebengeländen und der Blick nach Norden und Osten hin ins Ungemessene träumerisch sich verlieren mag.

Dies echte deutsche Stadt- und Landschaftsbild zählt zu dem Schönsten, das ich — diesseit der Alpen — kenne: beide, Stadt und Landschaft, sind so „geschichtlich“, das heißt einem Menschen, der die deutsche Geschichte kennt und sich gern sinnig in sie zurückversenkt, kann Allerlei durch die Gedanken fluthen bei dieser Schau. Viel hab' ich geträumt und sinnirt dort unter den letzten Bäumen der Zeller Waldspitz; ein paar Strophen aus dem Gedicht, in dem ich die „Entwaffnung des Marienbergs“ (1867,

nach der Beschießung von 1866) besprach, mögen andeuten, was ich damit meine:

Altehrwürdige Burg, fränkischer Segensgau'n
Unvordenklicher Waffenschutz,
Hat so endlich die Hand Alles verwandelnder Zeit
Dich der reisigen Rüstung,
Die Jahrtausende lang stets du in Ehren trugst,
Deines rostigen Helms und des zerhau'nen Schilds,
Freundlich lösend entlastet?

Ungern thatst du und schwer salischem Scepterkreuz,
Hermundurische Königspfalz,
Angelknarrend dich auf, als dir der Bischof und Graf
Kreuz aufzwangen und Scepter:
Nieder brannten sie dir Wodans geweihten Hain
Und, noch blumengekränzt, sank in Asche das Bild
Manch' goldlockiger Göttin.

Mit Sankt Kilians Schutz sandtest du, o wie oft,
Seither fränkische Krieger aus,
Wann der Kaiser gebot und sich des Reichs Panier
Adlerflüglig zum Kampf hob:
Oftmals reiserbekränzt kehrte dein Burgvogt heim,
Ob auch Manchen die Nacht wendischen Waldes behielt,
Manchen Palmen des Jordan.

Doch mit stolzestem Glanz strahltest du von dem Licht
Hohenstaufischer Herrlichkeit:
Als die schimmernde Braut, als Beatrice sich hier
Barbarossa vermählte,
Als sein siegender Sohn führte herab den Strom,
Steuernd sein Kaiserschiff, Englands trotzigen Leu'n,
Deutschen Reiches Gefangnen.

Seufzend trugst du die Last korsischer Zwingherrschaft,
Deutschen Adlers dereinst ein Horst:
Oft mit krachendem Gruß sahst du hinauf, hinab
Ziehn die ringenden Heere: — —
Lang nur schütternder Schritt gallischer Bataillone, —
Endlich näher und nah schallte der Hurrahruf,
Freiheitsruf dir der Deutschen!

Alternd schliefst du seither friedliche Jahre durch,
Bis du endlich zum letzten Kampf,
Greise Kämpin, nochmals dich aus dem Schlummer hobst,
Traurig, doch nicht unrühmlich:
Einmal tauschtest du noch kriegerisch Streich auf Streich,
Einmal redete noch kräftig dein Donnermund, —
Zu verstummen auf ewig.

Altehrwürdige Burg, Friede mit dir fortan!
Wann das silberne Mondlicht nun
Um dich spielet im Blau sommerlich herrlicher Nacht, —
Träume Träume der Vorzeit.

Ruf' sie alle herauf, Männer und Frau'n zumal,
Jedes leuchtende Bild deiner Vergangenheit
Schweb' um Erker und Thore.

Dreifach wachse ein Kranz, wünsch' ich dir, um dich her:
Wilde Rosen am Fuß des Bergs,
Die so reichlich wie sonst nirgend am Main erblühn;
Wonnig duftende Reben
Sei'n des mittleren Hangs köstlicher Gürtel dir;
Aber Zinnen und Dach kröne mit tiefstem Grün
Sagen flüsternder Epheu.

Auch in den grünen Schatten des nahen Guttenberger Waldes — der ebenfalls sehr schöne „Gramschatzer“ war zu entlegen für häufigen Besuch — habe ich gar manchen Traum geträumt, wann von fern aus dem tiefen Eichicht der flötende Ruf der scheuen Goldamsel drang. Träume, die freilich Frau Udalhild, — Biterolfs Hausherrin, — wie die ihres Gatten „Waldlatein“, d. h. Unsinn, gescholten hätte, wenn Freund Scheffel sie richtig geschildert hat.

Die Waldwiese in meinem „Attila“ ist jenem schönen Forst entnommen, ebenso die Waldrast nach

der Falkenjagd in dem „Weltuntergang“. Im Gegensatz zu der rauhen Luft, die, so rasch in Wärme und jäher Abkühlung am Abend wechselnd, über die Münchener Hochebene hinstreicht, umfing hier schmeichlerisch die Sinne eine süße Weiche, eine warme Milde mit verführerischem Zauber. Allerdings: etwas Einlullendes, Erschlaffendes eignet diesem Himmelsstrich, und wem nicht der Arbeitseifer angeboren und durch lange Zucht gesteigert ist, mag hier leichtlich in ein „dolce far niente“ versinken; der köstliche und so überaus billige Wein lockt ebenfalls aller Orten zu fröhlichem Genießen: wie behaglich, wie „mollig“ sitzt es sich doch unter den grünen Bäumen des hübschen Gärtleins von Haberlein (Magistris) auf dem Dominikaner-Platz, wann der kühle „Schurlemurle“ — eine Mischung von leichtem fränkischen Weißwein mit Selterser Wasser — die Mittagshitze zu lindern scheint. Und so kann man wohl, will man streng urtheilen, sagen, daß der „genius loci“ in der Stadt, wo Stein und Leisten wachsen, nicht nur „feucht“,

auch ein klein wenig „bummelig“, d. h. vergnügungs- und genußfroh ist. Daß man aber auch gar scharf arbeiten kann zu Würzburg, haben vor, neben und nach mir viele Leute gezeigt. (Und ein wenig auch ich.)

Im Juli — den August hab' ich nie dort verbracht: am 9. pflegten die Vorlesungen geschlossen zu werden — konnte die Hitze sich allerdings unglaublich steigern: das Bad im dann sehr seichten Main bot keine Erfrischung mit seinen 24 Grad Réaumur; und sie erschlaffte deshalb besonders, weil die Nacht nur sehr geringe Kühlung brachte. Aber schalten wir „Fremden“ über diese Gluth, erwiderten die Eingeborenen heftig: „Nicht wahr, en' guten Wein wollt ihr schon haben, aber gekocht soll er nicht werden? Seid still und dankbar für jeden Tropfen, den ihr schwitzen dürft.“

Im Gegensatz zu München, wo der Frühling — für dauernd heiter — erst spät seinen Einzug hält und der November, ja die zweite Hälfte des Weinmonds schon windkalt und naßkalt wettern,

erfreute hier innig der so frühe Lenz: im Hornung schon sang die Amsel im warmen Sonnenschein — und noch gegen den December hin blühten die Monatrosen im Vordergarten. Wahrhaft zauberisch aber wirkten die feucht-warmen Nächte Ende Mai und im Brachmond, wann um Sommersonnwend der Westwind die Rebenblüthe von dem Festungsberge her berauschend durch die Lüfte trug, wann in den Flieder- und Jasmingeländen der herrlichen „Glacis" ungezählte Nachtigallen — die ersten, die ich hörte — ihr heißes Liebeslied schmetterten und der Vollmond sein geisterhaftes Licht über die dunklen Tannenwipfel fluthen ließ. Die Maiennacht in den Büschen jener Anlagen um den alten Wallgraben hin zählt zu den Poesievollsten, das ich überhaupt in meinem Leben genossen habe.

Wie köstlich auch war die Blüthe der Apfelbäume in dem Graben am Sander- und am Rennwegthor!

Leider hat die unvergleichliche Poesie jener lauschigen, dichtverwachsenen, freilich ein wenig verwilderten

„Glacis“ dem Bedürfniß der wachsenden Stadt, sich auszudehnen, neben den wenigen alten Thoren neue Ausgänge zu schaffen, zum Opfer fallen müssen. Die neuen, von dem trefflichen, so früh verstorbenen Bürgermeister Zürn ins Werk gesetzten Anlagen entsprechen ja jenen Forderungen: aber der Zauber der Poesie ist nun aus diesen nächsten Umgebungen der Stadt gewichen.

Gar lieblich war es aber auch schon im Frühling, bevor noch die Reben sich belaubt hatten, in den von Steinmauern eingehegten Weinbergen auf den schmalen Steintreppen herum zu klettern, wann der erste Citronenfalter und der Brennesselfuchs über der blauen Scilla schwebten, oder, in späteren Wochen, die leuchtend gelbe Weinbergtulpe zu pflücken und endlich im Brachmond — „Rosenmond“ dürfte er hier füglich heißen — den Duft der ungezählten Wildrosen zu saugen, die ich an keinem andern Ort in solcher Fülle der Blüthen, in solcher Kraft der Stämme getroffen habe, wie dort in den schattenlosen,

steinigen Halden aus dem harten Geröll des heißen Muschelkalkbodens aufsteigend und die Mauern der Rebgärten mit holdem Rosa überziehend.

O ja, es ist wohl schön in jenem sonnegesegneten Weingelände! Und voll bewährte sich mir (aber freilich erst seit 1868) das Wort, das mir Freund Hermann Lingg beim Abschied zu München zurief: „Geh nur hin nach Würzburg: da kann man schon dichten.“

Thörigerweise versäumte ich es in den neun Jahren meines Wohnens zu Würzburg, die andern nahe gelegenen Landschaften Frankens aufzusuchen: nicht einmal nach Bamberg, nicht in den Spessart, nicht nach Aschaffenburg bin ich damals gekommen. Die — freiwillig aufgebürdete — Arbeitslast war während der Semester schwer: auch in den Osterferien verließ ich den Schreibtisch nicht [1]).

[1]) Nur einmal, im April 1868, machte ich einen kurzen Ausflug nach Heidelberg, dann den Rhein hinab bis Coblenz; schon früher einmal im Jahre 1860 hatte ich (von München

So lernte ich nur die allernächste Umgebung von Würzburg kennen: nach Randersacker konnte über die schattenlose Landstraße doch nur selten der treffliche Schoppen des Herrn Englert locken; in Veitshöchheim, Main abwärts schräg gegenüber Zell, ward auch nur zweimal der bischöfliche Schloßgarten aufgesucht (dessen gelinde Verwilderung ihn reizvoller machte als die verrückte Grille eines Würzburger Gelehrten, die Anlage stelle das „Platonische System" dar!). Dagegen führte gar häufig der Abendspaziergang den Fluß aufwärts über die Brücke von Heidingsfeld (wenig ahnte

aus) den Rhein bis Köln kennen gelernt und mich an seiner Natur, seiner Cultur und seiner in dieser Cultur ausgeprägten fast zwei Jahrtausendjährigen keltisch-römisch-germanischen Geschichte geletzt. In den Herbstferien führte mich der Zug des Herzens zu den Aeltern, zu den Geschwistern und Freunden nach München, in die baierischen Berge (Seebruck und Aisching am Chiemsee (II. S. 301, 294) und wiederholt nach Meran (III. S. 455); einmal machte ich von Meran aus eine kurze Reise nach den oberitalienischen Seen, nach Mailand und Genua und kehrte über die Schweiz zurück); im Jahre 1866 ging ich Anfang August nach Ueberlingen am Bodensee; auf der Rückfahrt entdeckte ich mein mir später so theuer gewordenes Friedrichshafen (S. unten).

ich, daß sie dereinst, eine österreichische Barikade den Preußen, die auf dem linken Ufer drohten, sperren würde!) und um diese alte Reichsstadt herum, deren halbverfallene Wälle und von Epheu umgrünte Wachtthürme im Licht des Sonnenuntergangs ein malerisches Bild boten.

Der Naturgenuß war aber am Bequemsten, am Nächstliegenden in dem kleinen Vorgärtlein des Spath-Hauses aufzusuchen, das ich fast noch leer vorgefunden und dann — zum Theil mit eigner Hand — mit allerlei schönen Ziersträuchern bepflanzt hatte. Diese verkaufte mir aus dem botanischen Garten ein lieber und verehrter Amtsgenosse, der Professor der Botanik Hofrath Schenk — ein Stiefbruder Didosa's. — (Mit dem ganz hervorragend begabten, auch mit sarkastischem Witz ausgerüsteten Manne verband mich schöne Freundschaft: leider mußten wir ihn bald an Leipzig abgeben.) Wie dereinst in dem Aelterngarten pflegte ich meiner Lieblinge eifrig mit Gießkanne und Häufel-Schaufel und es war eine Freude, wie herrlich die

edeln, geschickt von jenem Meister ausgesuchten Büsche und Bäume gediehen: hoch schossen sie empor im Laufe der Jahre, prächtig entfaltet, und wann ich in späteren Zeiten von Königsberg aus nach Würzburg kam, Hand in Hand mit meiner lieben Frau Therese, alte — schöne und wehevolle — Erinnerungen und herzlich geliebte Freunde dort aufsuchend (ach, nun sind sie schon Alle begraben bis auf zwei!), — dann galt stets unser erster Gang dem Häuslein dort und dem Garten, über dessen Zaun herüber mich die hochragenden grünen Wipfel mit verständnißvollem Rauschen begrüßten. — Aber auch in den benachbarten Gärten zur Linken und zur Rechten war ich wie zu Hause: ich verkehrte so gern mit den wackeren fleißigen Leuten darin und diese wieder hatten ihre Freude daran, mit welchem Eifer, mit welcher Theilnahme ich die Geschicke ihrer Blumen-, ihrer Obst- und Gemüse- und Wein-Pflanzungen vom Februar bis in den Oktober verfolgte.

Es war ein liebliches Idyll — fünf Jahre lang — da draußen in der Randersackrer Straße. —

II.

Wenden wir uns aber nun von der Natur zum Geist, von der Vorstadt zu der Hochschule, von den Gärtnern zu den Professoren von Würzburg.

Die Juristenfacultät, der ich als außerordentlicher Professor beigefügt ward, bestand aus den ordentlichen Professoren: Hofrath von Albrecht, Professor Edel, Hofrath von Held, Professor Wirsing und Professor Risch. Gleichzeitig mit mir ward für römisch Recht als Nachfolger des kürzlich verstorbenen Hofraths Lang Professor Koeppen als Ordinarius berufen und gleich mir als außerordentlicher Professor (ebenfalls für römisch Recht) mein bisheriger Leidens-Genoß als Privatdocent in München, Dr. Samhaber.

Von uns allen starb er, nur wenige Jahre älter als ich, zuerst (von den genannten leben außer mir

nur noch Risch und Koeppen). Er war eine anima candida im edelsten Sinne des Wortes, von der peinlichsten Pflichttreue in allen Dingen, im Großen und Kleinen, so daß wir ihn „unser Gewissen" nannten. Wir beiden waren innig befreundet: in München schon trugen wir das bittere Harren auf Anstellung in wackerer Gemeinschaft. Dabei war er von rührender Bescheidenheit: als er etwa zwei Halbjahre vor mir (in Folge eines abgelehnten Rufes nach Basel) Ordinarius ward, entschuldigte er sich förmlich bei mir und ich glaube, er freute sich kaum weniger denn ich, als ich nun auch bald befördert wurde. Auch unsere politischen Anschauungen stimmten überein: großdeutsch, aber gerichtet gegen die Ultramontanen und die blauweißen Particularisten, wie gegen die „Gothaer". Sein maßvolles, gerechtes, besonnenes Wesen gewann ihm allgemeine Zuneigung und Achtung: er hatte keinen Feind! Schon leidend, wollte er doch die Vorlesungen nicht unterbrechen: auf dem Lehrstuhle traf ihn ein Schlaganfall, dem er bald

erlag. Ruhe in Frieden, mein getreuer Franz, du Mann ohne Falsch und Fehl! —

Hofrath von Albrecht (Proceß und Kirchenrecht) erinnerte in manchen Stücken an den „Reichshieronymus" von Bayer in München (II. S. 560), dessen Schüler er war: ein feines, gar zierliches altes Herrlein, mit hell und klug blitzenden Augen, ehrwürdigem Silberhaar, wohlbemeßnen, gehaltnen, ein wenig steif-feierlichen Bewegungen und ähnlich gestalteten Worten: ich meinte oft, ich sähe einen Urtheiler des Kaiserlichen Reichs-Kammergerichts zu Wetzlar aus dem Jahre 1762, statt eines Professors von 1862 vor mir, wann er, bald die goldne Brille, bald die goldne Tabaksdose säubernd von (nie daran haftendem) Staube in der Facultätssitzung seine „unmaßgebliche" Ansicht so klar — freilich auch ein wenig breitlich — auseinandersetzte, daß es ein Blödsinniger hätte verstehen müssen. Obwohl streng kirchlich, ein frommer, tief überzeugter Katholik, mochte er mich, der ich ein recht lauter „Rufer im Streit" in dem andern Lager war,

sehr gut leiden und blieb mir wohl geneigt bis an sein Ende. Nie werde ich vergessen, wie erschütternd es mich ergriff, als der gewissenstrenge, alte Mann mich so viel Jüngeren besonders aufsuchte und — unter Thränen! — sich vor mir rechtfertigte gegen den etwaigen Verdacht der Charakterschwäche. Es handelte sich um das Vaticanum. Während der Vorbereitung des Lehrsatzes von der Unfehlbarkeit des Pabstes hatte der, wie gesagt, eifrigst katholische Mann und gelehrteste Kenner der Kirchengeschichte wie des Kirchenrechts laut und offen in seinen Vorträgen über Kirchenrecht, die auch von katholischen Theologen sehr zahlreich besucht waren, sich gegen jene Lehre ausgesprochen — wie ja so viele fromme und gelehrte Geistliche und weltliche Katholiken: „nie werd' ich dies Dogma annehmen", hatte er auch uns Professoren oft erklärt. Sogar nach der Verkündigung des Lehrsatzes noch beharrte er geraume Zeit auf diesem Standpunkt. Aber endlich — gab er nach, mußte er nachgeben: nachdem zuletzt alle Bischöfe, auch die

zähesten Widersacher, sich unterworfen. Und so kam er denn zu mir und sprach: „was müssen Sie, was die Andern von mir denken! Aber ich kann nicht anders. Ich will und muß als Katholik in Gemeinschaft mit meiner Kirche, wie ich gelebt, sterben: und wo der Pabst und wo die Bischöfe, da ist die Kirche („ubi papa, ubi episcopi, ibi ecclesia“).

Ich versicherte ihn gerührt, erschüttert, meiner tiefsten Verehrung, warm seine beiden mageren, vor Erregung zitternden Hände drückend.

Aber mir selber sagte ich wieder einmal: wie furchtbar, wie seelenüberwältigend großartig ist das System, die Macht dieser Kirche, die solche Wirkungen erzwingt. Und später (1872) führte ich in Berlin dies Erlebniß an, vor Ueberschätzung der Zukunft des Altkatholicismus zu warnen: die Warnung blieb ebenso unbeachtet wie andere vor Fehlgriffen in dem „Culturkampf“, die ich von 1872 bis 1878 wiederholt habe. —

Eine ganz hervorragende, höchst eigenartige Per-

sönlichkeit war Professor Edel (Strafrecht, Strafproceß, zugleich Glied der volkswirthschaftlichen Facultät: Polizei, Verwaltungsrecht). Ebenfalls strenggläubiger Katholik (— aber nicht ultramontan im heutigen statsfeindlichen Sinn —) war der glänzend begabte Mann Jahrzehnte lang Führer der großdeutschen, stark zu Oesterreich neigenden, den „Gothaern" widerstrebenden Partei im Abgeordnetenhaus und in der baierischen Presse: den von Sybel, Bluntschli, Brater setzte er im Bunde mit Pözl und Andern bis 1866 sieghaften Widerstand entgegen: er war — aus vollster Ueberzeugung! — eine Hauptstütze der baierischen Regierungspolitik in der „Deutschen Frage". Ein ganz ausgezeichneter Jurist — zumal nach der praktischen Seite hin — hat er viele, viele Jahre hindurch (neben Dollmann, II. S. 49) in dem Gesetzgebungsausschuß zu München gearbeit: das Polizeistrafgesetzbuch und manche andere umfassende baierische Gesetze jener Zeiten sind wesentlich sein Werk. Diese Thätigkeit zu München hielt ihn frei-

lich viele Halbjahre von seinem Lehrstuhl fern: nur selten hielt er seine Vorlesungen, meist ward er von Risch für Strafrecht, von Gerstner in der volkswirthschaftlichen Facultät vertreten. Edels hohe, ragende, hagere, nervige Gestalt trug einen prachtvollen, scharf geschnittnen Kopf, von dem Typus der Statsmänner des dreißigjährigen Krieges: etwa einem Bild von Wallenstein, sah er ähnlich: das schöne Auge konnte in edler Begeisterung herrlich aufleuchten und Unedles lag dem heiß leidenschaftlichen Mann auch da fern, wo er — nach meiner Meinung — irrte. Es befremdete mich nicht, als ich erfuhr, es dränge ihn oft, die tiefe Empfindung in lyrischen Gedichten auszuströmen (die er aber kaum den Nächsten mittheilte). War er doch auch ein eifriger Bergbesteiger: der starke, zähe, abgehärtete, muthige Mann leistete die anstrengendsten, oft gefährlichen Bergwanderungen: und wenn er plötzlich irgendwo hoch in den Alpen vor mir auftauchte, — wiederholt traf ich ihn so unvermuthet in Baiern,

Tirol, Salzkammergut — mich lang überragend, in unglaublich großen und schweren Bergschuhen, in der Lodenjoppe, die er auch in Würzburg nicht leicht ablegte, den mächtigen Bergstock in der Faust, erschien er einem gewaltigen Berggeist vergleichbar. — Mir ward die Ehre, in Breslau vor zwei Jahren (1891), kurz vor seinem Tod, den Glückwunsch zu seinem fünfzigjährigen Doctorjubileum zu verfassen: darin fehlte nicht der Hinweis auf seine geliebten Alpen und der Wunsch, der Abend seines Lebens möge dem in Frieden versöhntem Abendglühen gleichen. —

Auf Karl Edel folgte in dem Facultätsalter Hofrath Josef von Held, (Schwager des langjährigen baierischen Ministers von Pfretschner). Seine Fächer waren Statsrecht, dann deutsches Privat- und Handelsrecht und deutsche Rechtsgeschichte. Ich kann ihm nicht stark verdenken, daß er keine Freude daran hatte, als ich (wie Samhaber) ohne Befragen der Facultät (nur des all beherrschenden Edel Zustimmung

hatte sein Freund von Völk vorher eingeholt) „octroyirt“ wurde: und er erklärte mir denn auch gleich bei meinem ersten Besuch, daß ich „vollständig überflüssig“ sei: recht ermuthigend für einen jungen Ankömmling und Beginner! „Schauen Sie mich an,“ fügte er bei. „Sehe ich aus, als ob ich eines Gehilfen bedürfe?“ Das Ministerium in München war doch wohl anderer Ansicht gewesen, sonst hätte man nicht der Facultät, die seit recht geraumer Zeit nicht frische Kräfte aufgenommen, z. B. keinen Privatdocenten, keinen Extraordinarius, nur fünf Ordinarien gezählt hatte, gleich zwei Extraordinarien auf einmal eingefügt. Ich hatte wie bemerkt (II. S. 569, III. S. 94), abgesehen von der Rechtsgeschichte, besondere Vorliebe für Statsrecht — mehr als für Privatrecht — und durfte mich schöner Lehrerfolge gerade im Statsrecht (unter den schwierigen Umständen in München. III. S. 375) erfreuen. Gar zu gern hätte ich in Würzburg auch Statsrecht gelesen: aber der im Besitz befindliche Ordinarius erklärte mir sofort, daß er das nicht — wünsche.

Die andern Fächer dürfe ich mit ihm abwechselnd lesen.

Diese Abwechslung sollte aber nicht ins Leben treten. Nachdem ich einmal gelesen, — ich hatte sehr starken Zulauf — verzichtete der Ordinarius sofort endgültig auf Privatrecht, Handelsrecht und Rechtsgeschichte, nahm mir aber dafür das feierliche Versprechen ab, niemals Statsrecht zu lesen: auch seine privatrechtliche u. s. w. Bücherei solle ich ihm ablösen, da sie für ihn weiter keinen Werth mehr habe. Ich fügte mich, kaufte ihm auch die vielen Bücher zu dem vom Buchhändler Stuber bestimmten Schätzungspreis ab. Hatte ich doch daneben noch die geliebte Rechtsphilosophie vorzutragen und als ich — ohne mein Zuthun, vermuthlich auf Antrag Edels — Ordinarius ward, erstreckte sich mein Lehrauftrag wenigstens auf einen Theil des öffentlichen Rechts, das Völkerrecht, das ich mit regem Eifer betrieb. Das Jahr 1870/71 gab mir Anlaß, manche praktisch wichtige Frage des Völker- — zumal eben des

Kriegsrechts — auf Grund eigner Erfahrungen, aus unmittelbarster Anschauung in Frankreich, zu bearbeiten[1]).

Bei meinem Abgang nach Königsberg nahm Held zu den bereits von ihm vertretenen Fächern aus meinem „Nachlaß" auch noch Völkerrecht und — Rechtsphilosophie — er las sie dann mit dem „allgemeinen Statsrecht" zusammen — für sich. Mein Nachfolger, Richard Schröder aus Bonn, las nur Privatrecht, Handelsrecht und Rechtsgeschichte.

Ich aber nahm mir vor, würd' ich jemals Ordinarius, etwaige mitbewerbende Privatdocenten oder Extra-Ordinarien stets so zu behandeln, daß sie mit mir recht zufrieden sein sollten. Und ich hab' es gehalten, — glaub' ich.

---

[1]) Das Kriegsrecht, volksthümliche Darstellung für den Tornister der deutschen Soldaten. Würzburg 1870; später von einem Belgier ins Französische übersetzt; andere Abhandlungen in Löbells Zeitschrift 1870—74, jetzt zusammengestellt als „Kriegsrechtliche Studien" in meinen Bausteinen V. 1. Berlin 1884.

Ich las nun fortab im Winter von 2—3 Uhr Rechtsphilosophie, von 3—4 Uhr Rechtsgeschichte (fünfmal), zweimal wöchentlich [in verschiedenen Stunden] Völkerrecht, im Sommer von 8—9 Uhr Privatrecht, von 9—10 Uhr Handelsrecht je fünfmal; außerdem hielt ich zuweilen ein Publicum: am Meisten besucht ward das über germanische Mythologie: dies hörte auch ein junger Neuphilologe, Alfons Kissner, den wir später — zu Königsberg — als einen meiner liebsten Freunde und einen meiner (nicht gerade seltenen) Gevattern näher kennen lernen werden.

Auf Held folgte in der Facultät der oben erwähnte Würzburger Wirsing (Fränkisch Landrecht, auch römisch Recht) und Karl Risch (III. S. 568, Französisch Recht, Strafrecht, Strafproceß).

Ein Privatdocent trat an die Facultät erst 1870 heran: wir werden von ihm in Frieden und Krieg noch viel zu reden und zu rühmen haben: er hieß Karl Gareis.

III.

Betrachten wir nun jene Angehörigen der übrigen Facultäten, mit denen ich in nähere Beziehungen trat: wir haben dann damit beinahe auch den Kreis meines gesellschaftlichen Verkehrs vollendet: denn — und das war nicht eben erfreulich — der Umgang der Professoren dort beschränkte sich fast ausschließend auf die Amtsgenossen, während in München solche Eintönigkeit durch die Künstler, Schriftsteller, Officiere, Kaufleute ausgeschlossen war: gleich angenehme Manchfaltigkeit der Gesellschaft fand ich später in Königsberg vor, indeß ich sie mir in Breslau, wo sogar Beschränkung auf die Facultäts-Genossen recht häufig war, erst schaffen mußte. Denn es ist keine Erholung, immer nur dieselben Männer

und Fachgespräche, mit denen man Tages über beschäftigt war, beim Abendschmaus zu genießen. „Changez d'hommes et de conversations ou tous les deux deviennent insupportables“, sagt ein geistreicher Franzose.

Mit den katholischen Theologen waren meine Beziehungen, wie man sich vorstellen kann, nicht gerade die herzinnigsten: bildete doch der Gegensatz der Ultramontanen und der Ultra-Blau-Weißen (der Particularisten) zu uns frei und deutsch Gesinnten die Grundlage zu der einzigen Parteispaltung, die Hochschule und Stadt in zwei Lager trennte und die bei den jährlichen Wahlen des Rectors und der Senatoren ihren oft ziemlich lebhaften Ausdruck fand. Ich muß jetzt nach 30 Jahren freilich lächeln zu jenen Stürmen im Glase Wasser (oder für Würzburg bezeichnender: im Glase Wein!), den „Wühlereien“, die der Wahl vorhergingen und auch mich keineswegs nur im Jahre 1872, da ich selbst Senator ward, gar stark, ja allzuheftig bewegten: es kam im Grunde nicht eben

viel darauf an, wer siegte: es galt nur, Farbe zu bekennen; freilich war der Senat in sofern doch von noch erheblicherer Bedeutung denn anderwärts, als in Baiern bei Berufungen neben den Vorschlägen der Facultäten ein Gutachten des Senats dem Ministerium eingesendet wird.

Indessen: in jenen vergleichsweise harmlosen Jahren war der Gegensatz der Parteien noch nicht vergiftet durch den Jesuitismus und dessen statsfeindliche, zumal dem seit 1871 erstandenen deutschen Stat feindliche Umtriebe. Wir bekämpften uns heiß an dem (um die Wende von Juli und August ohne hin so heißen!) Wahltag, aber an den andern 364 Tagen des Jahres gingen wir ganz freundlich neben einander her. Wir haßten uns nicht. Schöne Zeiten, da man noch in München, wo ich sieben Jahre Privatdocent gewesen, in der Facultät bei einer Anfrage aus dem Ministerium zu Berlin nur mit Nachforschung herausbrachte, ob ich katholisch oder protestantisch sei!

Freundliche Zeiten, da noch der ausgezeichnete Bischof Stahl von Würzburg mich, den Protestanten, den Vertheidiger Prantls, gar oft mit der Einladung zu seiner Tafel (und seinen köstlichen Franken-Weinen) beehrte und erfreute. Auch sein vortrefflicher Nachfolger, Bischof Stein, lange Zeit mein Amtsgenoß an der Universität, war und blieb mir noch im Bischofsstuhl gewogen. Mit dem gelehrten Hergenröther und dem schöngeistigen, vielseitig gebildeten Hettinger — wir nannten den geschmeidigen, im Umgang mit Damen fein gewandten Mann, den „galanten Abbé“ — stand ich ganz gut und unterhielt ich mich häufig und gern, wie sie ihrerseits mich anzusprechen liebten. Hettinger führte mich sogar in das streng kirchliche Haus des dichterisch gestimmten Grafen Bentheim-Tecklenburg (auf dessen Wunsch) ein. Und wie gemüthlich damals noch jene Parteiung aufgefaßt wurde, zeigt folgende ergetzliche und wahrhaftige Geschichte. Wie angedeutet, war es das Gegentheil eines Vergnügens, etwa am 2. August bei einer seelenverdorrenden Gluth-

hitze nach Mittags 3 Uhr den schattenlosen Weg in die Universität zu durchkeuchen, um dann den ziemlich langwierigen Wahlact (gespickt mit möglichst boshaften Motti, die auf die verschlossnen Wahlzettel geschrieben wurden) — bei nur relativen Mehrheiten — vielleicht zwei=, dreimal wiederholen zu müssen. Mein Weg auf diesem sauren Gang führte an Hettingers Wohnung (im Zwinger) vorbei und zweimal — zwei Jahre hintereinander — hatte ich ihn gerade getroffen, wie er aus seiner Thüre trat: dann gingen wir — ganz freundschaftlich — neben einander in den Wahlsal, um dort — selbstverständlich — gegeneinander zu stimmen. Da, als ich ihn das drittemal — bei einer unglaublichen Schwüle! — auf seiner Schwelle traf, rief ich ihm zu: „Ach, Hochwürdiger Herr Collega, es ist gar so heiß. Wissen Sie was? Anstatt in die Wahl zu gehen und dort schwarz und weiß zu stimmen, gehen wir beide miteinander zu Haderlein und trinken einen guten Schoppen: das Ergebniß für die Wahl und die Welt=

geschichte ist dann das gleiche, als wenn wir uns beide schwitzend einander nieder stimmen!“ „Ausgezeichnet!“ lachte der joviale Mann, faßte mich am Arm und ging mit mir zum „Schöppeln“. O jerum jerum jerum! O quae mutatio rerum! Welcher katholische Geistliche geht jetzt noch hier mit mir zum Schöppeln, nachdem Einer von ihnen (bei Gelegenheit meiner Schrift wider den Volksschulgesetzentwurf von 1892) in Breslau von der Kanzel herab gegen mich gepredigt hat! (Freilich hatte schon 1862 der Bischof von Speier eine Warnung vor meiner Darstellung der heidnischen Volkssitte in der „Bavaria“ [Band III. S. 240] erlassen. Ich schickte ihm als Antwort den Brief des Pabstes Gregor des Großen an die angelsächsischen Bekehrer, der empfiehlt, die heidnischen Gebräuche möglichst zu schonen und sie nur zu verchristenen.) Der prächtige Probst Dinder hat sich allerdings auch noch in Königsberg recht freundlich gegen mich gehalten, bevor sie ihm in Posen die polnische Dornenkrone auf das klug, güte-

voll — und deutsch — denkende Haupt gedrückt hatten. Requiescat in pace!

Von den Medicinern verkehrte ich mit Scanzoni von Lichtenfels, dem berühmten Frauenarzt, der, damals auf der Höhe seiner Bahn, ungezählte Weiblein, kranke und sich für krank haltende, überall her, am häufigsten aber aus Rußland, nach Würzburg zog, so daß in den ersten Gasthöfen der Stadt gar viele Dinge gerade für diese Kranken und für die Besuche des Herrn Hofraths eingerichtet waren. Er war übrigens der Ansicht, daß seine Leidenden nicht Trübsal blasen sollten: er hielt in liebenswürdiger, echt österreichisch-gemüthlicher Weise ein gastlich Haus und sah man dort die Damen — manchmal seltsame, halb asiatische Erscheinungen, aber auch viele schöne (und ihrer Schöne recht klar bewußte!) Polinnen — so leidenschaftlich mit den flotten Geschütz- und Fußvolk-Führern (letztere vom 9. Regiment!) sich im Tanze drehen, so hätte man nicht geglaubt, lauter „Kranke“ vor sich zu sehen. (Einer von jenen Tänzern

hat sich dann in Frankreich unter den Chassepots gar hoch hinauf getanzt!) Gemüthliche Oesterreicher waren auch der Chirurg Linhart und seine Gattin: beide starben früh.

Länger und häufiger verkehrte ich in dem feinen, angenehmen Hause des Schweizers Kölliker, in dem Männlein und Weiblein der Sippe durch Schönheit sich auszeichneten; weniger nahe stand ich der Familie Rinecker.

Mein Hausarzt war Professor Geigel, ein hochbegabter, sehr eigenartiger Mann; kurz vor seinem Tode veröffentlichte er ein verwundersames Buch, in dem er alles Ernstes das Christenthum, an das man nicht mehr glaube, ersetzen wollte durch Wiedereinführung des Walhallglaubens, in welchem aber die Götter nur sinnbildliche Bedeutung haben sollten: etwa wie Julian der Abtrünnige den heidnischen Volksglauben zu einer mystisch-symbolischen Lehre erheben und durch solche blutlose Hirngespinnste den lebendigen Gott des Christenthums wie die lebendigen

Gestalten des Olympos zu verdrängen träumte. Nun bin ich wahrlich ein so begeisterter Verehrer unserer alten Götter, daß ich in ultramontanen Zeitungen, auch in (natürlich namenlosen) Schmähbriefen, die mir ins Haus geschickt wurden (einer 1892 unter Anwünschung und Weissagung eines qualvollen Todes!) „Wotans-Priester“ geschimpft wurde, was ich mir zur hohen Ehre rechne, — aber von solchen Gedanken hält mich denn doch meine Religions-Philosophie himmelweit ab. Gleichwohl war Geigel nicht nur ein ausgezeichneter Arzt, gerade auch mit hellem, scharfem Verstand hervorragend begabt.

Zu meinen nächsten Freunden in Würzburg zählten bald der berühmte Ohrenarzt Freiherr Anton von Tröltsch und dessen durch reiche literarische Bildung und eifrigstes Fortbildungsstreben ausgezeichnete Gattin: wir nannten Frau Augusta in gutgemeintem Scherz den „Triumph der Belesenheit“, weil sie in der That staunenswerth viel gelesen (und verstanden!) hatte. In dem schönen Landhause, das sich der viel

gesuchte Arzt vor dem Glacis in der (jetzigen) „Friedensstraße“, nahe Göbels-Lehen, mit kunstsinnigem Geschmack erbaut hatte (— mein Spruch für den Grundstein steht Gedichte II. Sammlung, 3. Auflage. Leipzig 1883. S. 399 —) habe ich gar viele frohe Stunden verbracht und dankbar gedenk' ich der Seelenwohlthaten, die mir in schweren Jahren die Freundschaft dieses Ehepares (wie des Semper'schen und Roßbach'schen, s. unten) erwiesen. Der Freiherr — eine echt ritterliche Natur und gerade deßhalb das Gegentheil eines Junkers — war einer der sehr wenigen Baiern, die in der Bischofsstadt von jeher zu dem protestantischen Preußen neigten und neben — ja vor mir — diese Richtung verfocht gegenüber den Ultra-Blau-Weißen. In seinem, dem Semper-schen und meinem Hause kamen wir Jahre lang einen Abend wöchentlich zusammen, lasen etwas Dichterisches und schieden stets lebhaft angeregt. Auch nach seinem frühen Tod, der den einst so lebensfrohen Mann von langen, schweren Leiden erlöste, blieb die

schöne Freundschaft mit seiner Wittwe und den Kindern treu erhalten. Nur tief gerührt von Dank und von Wehmuth gedenke ich des Todten wie der Lebenden.

IV.

Das gleiche gilt von meinem edeln Freund, dem Zoologen Karl Semper, der vor wenigen Wochen (geschrieben Juli 1893) gestorben ist und seiner trefflichen Wittwe, Frau Anna. Der ganz eigengeartete, überaus selbständige, muthige Mann hatte, fast noch Knabe, sehr gegen den Willen seiner Aeltern, als Freiwilliger den Kampf der Schleswig-Holsteiner gegen Dänemark (1849) mitgemacht — und zwar mit Auszeichnung durch Unerschrockenheit: eine kleine Kanone aus dem Metall und dem Holz des in die Luft gesprengten Christian VIII. schmückte Jahrzehnte lang seinen, jetzt ziert sie meinen Schreibtisch. Semper verwendete dann den größten Theil seines Vermögens (er war der Sohn eines Hamburger Kaufmanns, Neffe des genialen Baumeisters) zu wissenschaftlichen

Forschungen auf den Philippinen und benachbarten malaiischen Inseln, wo er neun Jahre verweilte. Meisterhaft hat er sein Zusammenleben mit jenen „Wilden“ geschildert, die ihm die Fürstenwürde übertrugen unter dem Namen „Era Tabaddeldil“: „Fürst des Hauses am Meere“, und unter denen er einen Freund fand, Arakalulk, edler und feinfühliger als mancher Hofrath zu Würzburg war. Auf Manila lernte er die Schwester des hamburgischen Consuls Herrmann kennen — (eines ausgezeichneten, prächtigen Mannes, der 1870 in Frankreich mit Semper, Roßbach, Gareis unserer Nothhelferschar angehörte) — sie ward seine Frau, die grundgediegene Anna, und hat ihm später durch ihre meisterhaft sauberen und genauen Zeichnungen in seinen zoologischen Werken wesentliche Hilfe geleistet. Sie war überhaupt sein guter Genius. Wir wurden alle drei bald gute Freunde: ich verdankte Karl viel anziehende Mittheilungen über Recht, Sitte, Religion jener Malaien, die mir für die anthropologisch-ethnologische Grundlage meiner

Rechtsphilosophie (— vergleichende Rechtsgeschichte III. S. 45 —) von hohem Werthe waren: und dabei hatte ich den Vortheil, daß mein Gewährsmann nicht log oder in bestimmter Absicht übertrieb, wie das andere Reisende so häufig thun, auf deren ganz unüberwachbaren Berichten dann jene „geistreichen" Recht vergleichenden Rechtsphilosophen ihre Luftschlösser bauen, — genau so schwindelhaft und werthlos wie ihre Grundlagen. Andrerseits lernte Semper durch meine methodischen Fragen den gewaltigen, aber unbeherrschten Stoff seiner massenhaften Aufzeichnungen sichten: so z. B. Recht, Sitte, Religion in den Gebräuchen auseinanderhalten. Inniger noch als die Wissenschaft verband uns die gemeinsame Begeisterung für den werdenden Deutschen Stat; es war erfreulich, zu beobachten, wie wir beide, ob wir zwar stark ausgeprägt ingväonische und herminonische (nieder-deutsche und ober-deutsche) Eigenart vertraten, einander so gut verstanden, die Einseitigkeiten unserer Anschauungen und Neigungen ausglichen. In schwerer,

lebensgefährlicher Stunde stand mir der Treue ritterlich zur Seite: — mir werden die Augen feucht, wie ich dies schreibe. — Der fein und edel und deßhalb empfindlich angelegten Natur („Künstler-Natur“ sagte mit Recht sein Freund Fick an Karls offnem Grabe) blieben Aerger und Kränkungen durch Philister, Bureaukraten und harte, schlaue Geldmenschen nicht erspart, denen seine fast kindliche Harmlosigkeit und Vertrauensseligkeit den Sieg freilich erleichterten. Er war einer der edelsten Männer, die ich kannte: darum ging's ihm auch nicht gut [1]. —

In manchen Stücken ähnelte Semper mein theurer Freund, der Mediciner Roßbach: — einer der sehr, sehr Wenigen noch Athmenden aus jener freudigen Schar, die damals am Main ein feurig Geistesleben

[1]) Selbst nicht das konnte unsere Freundschaft stören, daß er einmal in Deutschland in allen Zeitungen und sogar vor Gericht beschuldigt wurde, mehrere Pare meiner Lieblingsvögel — Amseln —, in seinem Garten getödtet zu haben. Ich grollte: aber mein lieber *Κοσσυφοκτόνος* bewies, daß ihm die Goldschnäbel die Anpflanzungen werthvollster außereuropäischer Pflanzen vernichteten, er sich also in Nothwehr befand.

führte und zusammen von Würzburg nach Sedan zog. Obwohl Semper, wie gesagt, ausgeprägt niederdeutsch war, Roßbach dagegen, sprudelnd lebhaft, stets in hellem Zorn oder heller Freude lodernd, in lautem Lachen oder in lautem Schelten, ein echter Süddeutscher, ein Sohn des weinfrohen Frankenlandes, glichen sie sich doch vielfach: zumal in dem schönen, heißblütigen, grimmigen Zorn über alles Gemeine, Niedrige, Selbstische in Wissenschaft und Leben: solche Naturen ziehen sich in ihrem edeln Ungestüm, in ihrer Verachtung kluger und kleinlicher Rücksichten, der auch an Universitäten nicht seltenen Erbärmlichkeiten, in ihrem offnen Widerspruch auch gegen die einflußreichsten, strebsamsten, glattesten und höfischesten Schläulinge viele Feinde zu und ihre Erfolge werden ihnen wahrlich nicht leicht gemacht, nur durch überwältigende Kraft und unantastbare Verdienste erstritten und erzwungen. Ich darf sagen, daß wir drei Freunde, alle drei gleich unvorsichtig, gleich ungestüm, daher boshaftest angefeindet, schließlich doch alle drei nicht gerade ganz

erfolglos gekämpft haben: gerade auch jene Uebereinstimmung zog uns drei auf das innigste aneinander. In Frankreich entfaltete Roßbach bei seinen aus Allen hervor glänzenden ärztlichen Leistungen zugleich einen solchen Feuereifer in Wort wie That, daß wir ihn im Scherz (ähnlich dem rasenden Roland) „den rasenden Roßbach“ nannten. Auch er und seine schöne Gattin, Frau Emma, boten mir in den schwersten Zeiten meines Lebens in ihrem Haus, in ihren Herzen erquickende Aufnahme, Hegung, Heilung. Ich durfte der Pathe ihres Mädchens werden, daß, am 9. Februar (meinem Geburtstag) 1871 geboren, die schönen Namen Beatrix Barbablanca Sedanica erhielt: und dies liebe Kind hat, nachdem wir Alten, weit auseinandergerissen, nach Jena und Königsberg, und in Arbeit versinkend, fast nie mehr Briefe wechselten, mit leiser Hand die goldnen Fäden geistiger Verbindung vor dem Verrosten bewahrt, ja häufiger, kräftiger gewoben. Mit warmer Empfindung, mit inniger Rührung begrüßte ich nach langer Trennung die Freunde und

die lieblich aufgeblühten Töchter in deren neuem Heim zu München: wie jedesmal fügte sich's so schön, daß auch meine liebe Frau und diese prächtigen Menschen sich gar lieb gewannen und so war mir's eine helle Herzensfreude, daß ich die Weihnachten (1892) erschienene (vierte) Sammlung unserer Gedichte in Theresens und meinem Namen zueignen durfte: „dem Hause Roßbach": mit den drei bedeutungsvollen Ortsnamen: Würzburg — Sedan — München. Es ist nichts köstlicher als solche Herzen in warmer, treuer Liebe sein eigen nennen dürfen. Das allein ist der oft recht schweren Mühe des Lebens werth: in einer Zeit, da man einen Bismarck fortstößt und in Wien durch den deutschen Botschafter vor ihm warnt! — — —

In Würzburg fand ich auch wieder einen trauten Genossen vom Gymnasium und von Walhall her (II. S. 111), den classischen Philologen Lorenz Grasberger, einen durch tief inniges Gemüth und dichterische Begabung (zumal auch für vollendet reine

Form), ausgezeichneten, treuherzigen oberbaierischen Landsmann: er stammt aus Klein-Hartpenning; manch buschigen Waldweg hat er mich geführt zwischen Höchberg und Waldbüttelbrunn, wann tief im Buchicht die Goldamsel ihren metallischen Ruf erhob; und auch mit ihm und seiner goldharigen, echt germanischen Gattin, Frau Johanna, hat die warme Freundschaft vorgehalten bis heute. Nun wird sie wohl dauern — bis ans nahe Ende.

Aber ach! begraben schon haben sie mir Einen im vorigen Jahr (1892), den ich so herzlich lieb gehabt habe wie nur sehr, sehr wenige Menschen: meinen theuern Matthias (von) Lexer, den ausgezeichneten Germanisten. Aus ganz armem Haus, einer Mühle zu Liesing im Lesachthal in Kärnten, war er entsprossen: als Knabe hütete er die Ziegen auf jenen hohen Bergschroffen und ward einmal in seinem geschlossnen Hirtenwagen von einem Bären bedroht; nur mit so harten Entbehrungen vermochte er später das Gymnasium zu Klagenfurt durchzumachen, daß der da-

mals ertragne Hunger, vielleicht schärfer noch die schlechte Kost seine Gesundheit für immer erschüttert hatten: er war so arm, daß er auf dem Gemüsemarkt die leeren Nußschalen auflas, sie mit gefundnem Talg ausgoß und an einem hinein gesteckten Fetzen von Docht bei diesem Licht Nachts arbeitete! Lichte konnte er nicht kaufen und den ganzen Tag über mußte er nach der Gymnasialzeit durch Unterrichtsstunden sein karges Brod verdienen! (Später nahmen sich seiner in Graz Freund Weinhold und dessen Frau gütig an: bei ihnen sah der Hartgehaltne zum ersten Mal im Leben einen Christbaum: noch heute sei's ihnen gedankt!)

Lexer kam nach Würzburg an Stelle des Germanisten Hermann Müller (der viele Jahre lang — unter Duldung des ultramontanen Ministeriums ruhte einstweilen alle Germanistik am Main! — nicht mehr gelesen hatte!) etwa im Jahre 1868: wir lebten also nur vier Jahre zusammen: aber gar bald fanden sich unsere Herzen in schönster Freundschaft.

Was hatte er doch für ein liebes Gesicht! Wie seelenvoll blickten die dunkeln Augen, wie weich klang die traute Stimme, und wie reizend stand ihm das Lächeln, das freilich nur selten die feinen Lippen umspielte! Er hatte helle Freude an meiner Poesie, meinen Balladen und Liedern, die gerade damals (seit 1868) reicher als je zuvor aus mir sprudelten: — gar manches von mir neu gebildete Wort hat er in das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm aufgenommen, während der Zeit seiner Mitleitung des großen Werkes; — und ich verdanke ganz unschilderbar viel seiner Anregung und Belehrung in germanischer Sprachwissenschaft. Unermüdlich beantwortete er meine unablässigen Fragen auf allen Gebieten seines tiefgründigen Wissens: er ersetzte mir Grammatik und Wörterbuch in allen germanischen Zungen.

Aber nicht nur Dichtung und Wissenschaft, — wärmer, inniger vereinten uns Gemüth und Seele: ich gewann ihn fast so lieb wie meinen edlen Freyberg

(II. S. 182, III. S. 118) und auch er mochte mich recht gut leiden, seinen „Stabreimler“, wie er mich (später) nannte. Manch heitere Stunde verbrachten wir: sein goldreines und goldtreues Gemüth und seine durch so harte Jugend gar ernst gefärbte Stimmung schloß doch echten Humor nicht aus, den sein Witz um so reizender gestaltete, als ihm alle Bitterkeit fehlte. Ich habe nie ein schlimmes Wort aus diesem fein geschnittenen Munde gehört! Auch nachdem ich Würzburg verlassen, lebten wir in brieflichem und mündlichem Verkehr: von Königsberg und Breslau aus suchten meine Frau (die und deren Dichtung er warm schätzte) und ich ihn gar oft in Würzburg auf und freuten uns im Garten von Haderlein der unverkühlten Freundschaft, von alten Leiden plaudernd und von neuem Glück, zuletzt noch kurz vor seiner Berufung nach München; bald darauf starb er.

Sein Tod hat mich tief, tief geschmerzt: es bleiben mir nur so Wenige mehr aus früheren Tagen! Ich rief ihm nach:

War je ein Herz wie Gold so treu und rein,
Verschmähte je ein Geist den schalen Schein
Und drang bis in den Grund der Forschung ein, —
Solch Herz und solch ein Geist war Dein.
In Deutschland unvergessen wirst Du sein,
Und leben wird Dein Lob in allen Tagen,
So lange wir in deutschen Worten klagen! —

Eine ehrwürdige Gestalt, das Haupt von weißem Silberhar umwallt, war der Philosoph Franz Hoffmann. Auf manchem Spaziergang versuchte er, freilich vergeblich, mich für die Mystik seiner Baderischen Philosophie zu gewinnen. Trotz schroffen Gegensatzes in unseren Weltanschauungen zog uns manches Gemeinsame an: so die Begeisterung für das deutsche Vaterland, in der er auch den Heldentod seines bei Wörth gefallenen Sohnes würdevoll und gefaßt ertrug.

Ferner sind hier zu nennen der früh verstorbene Privatdocent der Medicin Dr. von Franqué und dessen Gattin, Frau Margarethe, die halb Französin, voll französische Anmuth der Erscheinung und der

Seele überall mit sich hin trug. Wir nannten sie: „La Marguérite des Marguérites". —

Eine vielbewegliche, eifergeschäftige Natur war der Archäologe Hofrath von Urlichs, ein Rheinpreuße, neben dem Historiker von Wegele ein Führer der sogenannten „Gothaer", d. h. der die preußische Vorherrschaft anstrebenden Partei, der wir bisherigen „Großdeutschen" nach 1866 selbstverständlich alle zufielen.

Ein außerordentlicher Vortheil für meine Geistesentwickelung in Ergänzung empfindlicher Lücken, in Ausgleichung drohender Einseitigkeit wurde es, daß ich damals in Würzburg durch ganz hervorragende Männer und in angenehmster Weise ziemlich tief in die Welt der Naturwissenschaften eingeführt wurde.

Ich muß näher hierauf eingehen.

Wir sahen, (I. B. S. 61) wie schon den Knaben im älterlichen Garten die Natur — Thiere aller Art, zumal Vögel, auch Pflanzen, die Sterne, die wechselnden Erscheinungen der Atmosphäre — nicht blos in der Phantasie dichterisch mächtig angezogen, auch

seinen Beobachtungssinn, seine Wißbegierde lebhaft gereizt hat. Leider aber fehlte in dem Gymnasial-Unterricht jede Befriedigung dieses Triebes und in den Universitätsjahren nahmen die Geisteswissenschaften und die Dichtung Zeit und Kraft dermaßen in Anspruch, daß z. B. der Besuch naturwissenschaftlicher Vorlesungen ausgeschlossen war. So klaffte, obzwar es an Sinn und Eifer für Natur und Naturkenntniß auch damals nicht fehlte, hier eine schlimme Lücke meiner Bildung.

Da war es die geniale Lehre Darwins, die, durch den beredten, begeisterten und begeisternden Mund des Naturforschers Moritz Wagner — eines Hausfreundes meiner Mutter — verkündet, mich auf das allermächtigste ergriff: ja gewaltiger als mich irgend ein geistiger Einfluß seit Prantls Philosophie erregt hatte. „Heia“ rief ich meinem Belehrer zu, nachdem ich den Kern der Sache begriffen hatte, „da sind wir ja mit einem Schlage das vernunfterwürgende Mirakel los!“

Ich las nun schon in München, wie später in Würzburg und Königsberg alles, was von Darwin veröffentlicht wurde: in dem Verständniß ward ich aber am Main auf das Günstigste gefördert durch den lebhaften Verkehr mit so ausgezeichneten Naturforschern wie die Freunde Semper und Roßbach, dann die Botaniker Sachs und Prantl, der Sohn meines theueren Lehrers (s. unten), der Geologe Sandberger, die Physiologen Fick und Kölliker, der Physiker Kundt („Was denn? Was denn?“ hieß er uns nach diesem seinem häufigen Ausruf), der Chemiker Strecker und Andre waren. Auch wir Laien durften an den Vortragsabenden der „medicinisch-physikalischen(?) Gesellschaft“ erscheinen und hörend und fragend habe ich eine Fülle von Anregungen und Erweiterung meiner Kenntnisse auf jenen Gebieten damals davongetragen, für die ich heute noch tief dankbar bin. Bei Semper hörte ich mit reichster Belehrung Vorlesungen über Darwinismus, Biologie, Geographie der Thiere, lernte auch später mancherlei hierin von meinem lieben Freunde,

dem Zoologen Karl Chun zu Königsberg und zu Breslau. Ich bin auch der Erste gewesen, der, wie aus dem Prantl'schen Anthropologismus und dem eignen Historismus, aus dem Darwinismus für die Rechtsphilosophie die nothwendigen Folgerungen zog, dabei aber die logische Nothwendigkeit des Strafrechts des Stats scharf wahrend, obwohl der „absolut freie" Wille, der = dem Mirakel, bei solcher Anschauung nicht aufrecht erhalten werden kann.

V.

An dieser Stelle muß mit Lob und Dank auf das Wärmste gefeiert werden eine gesellschaftliche Einrichtung Würzburgs, um welche die Mittelstadt gar manche größere beneiden muß: ich meine die „Harmonie-Gesellschaft", in deren stattlichen und behaglichen Räumen am Domplatz alle Gebildeten eine musterhaft reiche Sammlung von Zeitungen und Zeitschriften, Spielsäle, eine gute und billige Wirthschaft, im Winter Concerte und Bälle (im Sommer auswärts veranstaltete Festlichkeiten), und beinahe stets die Wahrscheinlichkeit, Freunde oder Bekannte anzutreffen, fanden und genossen: kurz, alle Vorzüge eines englischen Clubs ohne dessen Steifheit. Es giebt ja in vielen deutschen Städten ähnliche Gesellschaften: aber ich wüßte der Würzburger Harmonie nur etwa den

Königsberger „Börsengarten" (unzertrennlich von Professor Samuels genialer Leitung!) zu vergleichen, der den Vorzug eines sehr schönen Gartens für den (kurzen) Sommer, aber den Nachtheil minder erfreulicher Räume für den (langen) Winter hat. Mir sind die Erinnerungen an die aufregenden Berichte aus den Jahren 1864, 1866, 1870/71 an jene Harmonie-Säle geknüpft, wo die Extrablätter zufrühest eintrafen. Welche Eindrücke! —

So viel über die Salon-Gesellschaft und die wissenschaftlichen Anregungen.

In gemüthlicher süddeutscher Weise kamen aber daneben Manche der aufgezählten bei einem Glase Wein oder Bier zusammen, zumal an den schönen Sommerabenden im Freien, z. B. in der Leimsud, auf dem linken Mainufer, oder im „Bezegärtle" nahe dem Sanderwasen (dem weißharigen Wirth ist vor der Zeit ein ganzer Strauß rothwangiger Töchterlein in das Grab gefolgt). Der Schurlemurle vereinte uns gar oft Mittags in dem hübschen Gärtlein von

Haderlein (Magistris) am Dominicanerplatz: zumal die unaufhörlichen Siege vom 2.—8. August 1870 wurden mit unaufhörlichem Trink-Jubel und Jubel-Trinken dort gefeiert. Aber auch im Winter im Eckartsgarten und in andern bier-feuchten Räumen waren außer den bereits oben genannten Freunden Glieder dieser Tafelrunde die höchst anregenden Physiologen und Physiker Fick und Kundt, der Archivar Schäffler, der vortreffliche „Meister“ Heß, Professor an dem Polytechnicum, den ich im „Weltuntergang“ geschildert habe — ein Mann, wie man sich etwa Hanns Sachs oder Veit Stoß vorstellt —, der gescheute Mathematiker Selling mit seinen herausfordernden Paradoxien: — er führte unsere bescheidene Casse: die Rechnung stimmte nie: er erklärte das daraus, daß das Rechnen aufhöre, wo die Mathematik anfange —, der Geologe Rieß, der Nationalökonom Gerstner, der Hauptmann Heinrich (von) Reder, als Kriegsmann und Dichter hervorragend, und Andre mehr

Im Jahre 1865 tauchte bei uns auf ein sehr

langer (das ist er heute noch), hochaufgeschossener, unwahrscheinlich magerer (das ist er schon lange nicht mehr!) Jüngling aus der Oberpfalz mit einem zaghaften Anflug von Bart, um deßwillen er wohl so oft erröthete: wenigstens war kein andrer Grund für diese häufigen Ausbrüche von Schüchternheit zu ergründen als etwa noch eine zu weit gehende Bescheidenheit, wie wir sie heute an den jungen Herren meist nicht zu besorgen haben. Er löste (1866) die von mir gestellte Preisfrage, promovirte 1868 und habilitirte sich (1870) für meine Fächer: beides mit Auszeichnung. Karl Gareis hieß er und ward einer meiner liebsten Freunde, mein Schüler, nie in der Vorlesung ein Hörer, aber in gar manchem Abendspaziergang in den Jahren 1869—1872 ein feinsinniger Lauscher und Erwiderer meiner Auffassungen; getreulich hat er mit mir getheilt schwere Zeiten, dann meinen französischen „Kriegszug“ von Hagenau bis Sedan, später aber, nach 1872, auch manche frohe Stunde in Gießen, in Königsberg, am Chiemsee, in Partenkirchen, auf

der Mendel, in Meran: goldtreu, goldwahr, goldrein und gütig gegen alle Menschen hab' ich ihn erfunden immerdar: und abermals hatten meine Frau und ich das Glück, daß wir auch Karls prächtiger Gattin, Frau Clementinen, in schöner, warmer Freundschaft nahe treten durften; sie ist zwar jetzt k. pr. Geh. Justizräthin geworden, aber dabei ein Prachtexemplar einer Münchnerin geblieben. Im „Kampf um Rom" und in „Julian" ist der wackere, offenherzige, treugemuthe Garizo nach Karls Bilde gezeichnet; ich schlug ihn bei meiner Uebersiedlung nach Breslau der Königsberger Facultät als meinen Nachfolger vor und längst sind alle Leute am Pregel darin einig, daß sie einen besseren Tausch gar nicht hätten machen können, was den Menschen und was den Lehrer anlangt und da sie nun einmal so gütig sind, mir für mein Wirken unter ihnen zu danken, haben sie dennoch mir am Wärmsten zu danken für den Ersatzmann, den ich ihnen gestellt habe. Er „hat viel Liebe", d. h. Beliebtheit, wie man dort spricht. Ich fühle

an dieser Stelle wieder lebhaft den Uebelstand, daß man bei solcher Erinnerungsschreiberei die Lebenden nicht so loben darf, wie sie es verdienen.

Da verstattet mir nun freilich der frühe Tod eines andern ausgezeichneten jungen Mannes, mit den warmen Worten nicht zu geizen. Dr. Julius von Gosen hatte in München Vorlesungen bei mir gehört, auch in meinem Hause viel verkehrt und trat nun als junger Doctor juris in den Dienst des Auditoriats zu Würzburg ein: so sollte er in Uniform die Beschießung des Marienbergs durch die Preußen mitmachen, die ihm buchstäblich bald den Kopf gekostet hatte, (s. unten). Der reich Begabte und edel Gesinnte mußte aus Mangel an Mitteln auf die ersehnte akademische Laufbahn verzichten: er trat dann in die Leitung der Allgemeinen Zeitung in Augsburg und ward einer schönen Zukunft, einer glücklichen Ehe und seinen Freunden durch einen vorzeitigen Tod (schon 1874?) entrissen.

VI.

Stets gut besucht war meine Vorlesung über Rechtsphilosophie (oben S. 34) trotz der ungünstigen Stunde (von 2—3 Uhr im Winter!), die ich als Benjamin der Facultät hatte wählen müssen. Zu den fleißigsten Hörern derselben zählte ein blonder, bleicher Jüngling, der, von München her an mich empfohlen, leider nur 1 oder 2 Halbjahre in Würzburg studirte. Wie eifrig schrieb er sich's auf, als ich das Gewohnheitsrecht „kristallisirte Sitte" nannte. Er öffnete mir allmälig vertrausam sein tief, fein und zart fühlendes Herz und theilte mir auch seine Dichtungen mit. Sie bezeugten eine wahrhaft classische Vollendung und Reinheit der Form. Ich war ganz verblüfft, bei solcher Jugend solche Vollkommenheit des Ausdrucks zu finden.

Nicht heiße Leidenschaft oder fortreißende Macht des Gefühls sprach sich in den meist antiken Versmaßen aus, aber eine kühle, reine, vornehme Beschaulichkeit und edelster Aufschwung zu den höchsten Idealen. Wie für mich das Germanische, so war und ist für Max Schlierbach das Hellenische die Welt seiner Gestaltungen. Er hat nur Lyrisches veröffentlicht, bisher zwei Sammlungen [1]: sie wurden wenig bekannt: selbstverständlich! Sind sie doch im besten Sinne des Wortes vornehm in Form und Inhalt, setzen feine Bildung voraus, wenden sich nicht an das — nun sagen wir höflich das „Pathologische“ im Menschen und werden von keiner „Clique“ (das Fremdwort ist unentbehrlich!) mit dem Schellengerassel der sogenannten Literaturzeitungen angepriesen. Schlierbachs Uebersetzung des Lucretius, des unvergleichlich

---

[1]) 1872 und 1880; letztere erschien bei Freund Toeche-Mittler [E. S. Mittler'sche Hofbuchhandlung Berlin], dem ich diesen „feinen Autor“ (buchhändlerisch zu reden) zuführte, ich habe sie besprochen Bausteine III. 1882. S. 411.

geistgewaltigsten römischen Dichters, ist von einem der gründlichsten Kenner des Alterthums, von Freund Friedländer in Königsberg, als „meisterhaft und musterhaft" bezeichnet worden. Uebrigens hat das verfluchte Dichten (das zwar gerade keine Sünde ist, aber schön ists [allerdings häufig!] auch nicht) dem wackeren Max wenigstens nicht wie andern Leuten in der akademischen Laufbahn geschadet: in recht jungen Jahren ward er als Nachfolger von Pözls (II. S. 663) ordentlicher Professor des Statsrechts an der Hochschule München, allwo er unter dem Namen „Max Seydel" (also wohl pseudonym?) jenes vielbändige ausgezeichnete Werk über baierisches Statsrecht geschrieben hat, das, abschließend und erschöpfend nun wohl für ein halbes Jahrtausend das letzte über diesen Gegenstand sein wird.

Ich sprach oben (S. 68) von fleißigem Besuch einer Vorlesung; auch bezüglich der übrigen kann ich durchaus nicht klagen über die Würzburger Studenten, selbstverständlich größtentheils Söhne der drei „frän-

kischen" Kreise Baierns[1]). Sie waren nicht unfleißig und zeichneten sich durch leichte, rasche Auffassung, lebhafte Geistesbeweglichkeit aus. Die baierischen Studenten in München sind schwer nach Stämmen geschieden zu beurtheilen, da außer den Altbaiern auch wieder jene „Franken", dann wirkliche Franken aus der Pfalz und Alamannen aus dem Kreise Schwaben dort vertreten sind: der rasche, lebhafte Pfälzer und der eigenartig feurige Alamanne stehen dem Main-Franken näher als dem Bajuvaren, der von schwerem Boden ist und langsamer im Begreifen, aber an Ausdauer und kerniger Kraft jene — am wenigsten freilich die Alamannen — überragt. Die unvergleichlich fleißigsten, pflichttreuesten, arbeitsamsten, ausdauerndsten Studenten, die ich im Leben zu lehren

---

[1]) Sind aber nicht „Franken" sondern Thüringe, nur mit eingesprengten fränkischen Colonieen; seltsam: die Franken sind keine „Franken", die (königlichen) Sachsen keine „Sachsen", sondern, sofern Germanen und nicht Wenden, ebenfalls Thüringe, und die Preußen sind keine „Preußen", d. h. Abkömmlinge der Perkunosverehrer.

hätte, waren meine lieben, wackern Ostpreußen und (nicht polnischen) Westpreußen in Königsberg: Heil den tüchtigen Jungen! Es mag ja zum Theil die große Armuth der dort Studirenden ein trauriger Grund sein, der zu jenem Fleiße beiträgt: denn es ist unglaublich, unter welchen Entbehrungen mit Frieren, Stundengeben und Hungern gar Viele dort ihre Studien treiben müssen: es studiren an der Albertina zahlreiche Söhne aus völlig unbemittelten Familien: wie es in den „Buden" erkrankter Studenten aussah, die ich zuweilen aufsuchte, ist nicht zu schildern! Ohne die in Fülle gespendete dreifache Vergünstigung von Freitischen, Honorarstundungen und Stipendien könnten viele Dutzende sich gar nicht halten am Pregel: ich habe einmal an einem Sommerabend von 5—9 Uhr hintereinander Halbjahrsprüfung zu halten gehabt: jeder, der eine jener drei Wohlthaten genießen will, muß aus jeder Vorlesung, die er im Halbjahr gehört hat, eine Prüfung bestehen: ich habe damals gewiß sechzig oder achtzig geprüft: der ganze

große Sal XVI war gepfropft voll von Prüflingen: in Breslau gehen im Halbjahr etwa 6—8 Gesuche um Stundung oder Stipendium ein.

Mag also auch die von Kindheit auf streng eingeschärfte Pflicht, so rasch als möglich sich erwerbsfähig zu machen, zu jenem Eifer beitragen, — weitaus das Meiste bewirkt dabei die ganze Volkseigenart der Ostpreußen, wie sie durch den Stamm (— meist, nicht ausnahmslos, Niederdeutsche! —), die Geschichte der Besiedelung und Eroberung des Landes und endlich sehr stark durch das harte, rauhe Klima, die Bodenbeschaffenheit, die Abgelegenheit im äußersten Osten, kurz durch den äußerst schweren Kampf um's Dasein in dieser Provinz erzeugt worden ist: eben durch Vererbung und Anpassung. Die ostpreußischen Studenten ähneln darin den Altbaiern, daß sie, schwerer Boden, wie diese, langsam, fast möcht' ich sagen, widerstrebend auffassen: nicht leicht folgen sie fremden Gedanken, vielmehr mit stets wacher Kritik, fast mit Mißtrauen: man kann sie nie

überreden, man muß sie Schritt für Schritt überzeugen; sie fortreißen durch Beredsamkeit ist gar keine Möglichkeit, auf ihre Phantasie kann man nicht wirken. Warum nicht? Weil sie keine haben! Außer (Simon Dach und — Gottschedt!) Herder und Schenkendorf haben sie (bis auf den wackern Wichert, s. unten) keinen nennenswerthen Dichter hervorgebracht, auch in der bildenden Kunst und in der Musik ist gerade nicht allzu viel von ihnen zu rühmen: dafür aber Kant und in allen Wissenschaften hervorragende Gelehrte.

Neben jenem Mangel an Form-Gefühl im allerweitesten Sinn und an Einbildungskraft und neben einer gewissen Schwerfälligkeit im Erfassen steht nun aber, wie gesagt, eine Kernkraft der ausdauernden, mühewilligen Arbeitstreue, welche, neben verwandten Zügen des Volkscharakters, wahrhafte Verehrung erzwingt. Ich habe in einem Halbjahr von 18 Seminaristen 35 Arbeiten erhalten. Ich habe 12 Jahre lang im Sommer von 5—6, da jeder Mensch, Stu-

dent wie Professor, lieber spazieren geht, im Juli bei stärkster Hitze eine höchst anstrengende fünfstündige Vorlesung — über preußische Statsverfassung und Selbstverwaltungsrecht — gehalten, so stoffreich, daß schon das Nachschreiben eine gewaltige körperliche Anstrengung bildete: — von den sechzig eingeschriebenen Hörern fehlten nicht fünf. Das möchte ich in Breslau nicht wagen, in Breslau, wo mich die Amtsgenossen wohlwollend und sehr mit Recht warnten, von 12—1 Uhr im Sommer, wie ich in Königsberg 16 Jahre gethan, Vorlesung zu halten, „weil die Herrn Studenten zu dieser warmen Stunde nicht gern erscheinen würden". Da bin ich nun also bei den Breslauer Studenten und deren Leumundszeugniß angelangt. Es sind weit überwiegend Schlesier, dann Westpreußen und Posener: mit Bedauern muß ich sagen: es sind, was Vorlesungsbesuch und Arbeitszähigkeit betrifft, die schlechtesten Studenten, die ich an einer Hochschule zu belehren gehabt habe. In einer von 55 belegten, wichtigen Vorlesung, aus der „geprüft" wird (und

das ist ja die Hauptsache!), sind in einem Winterhalbjahr regelmäßig nur 6—10 erschienen. Nun lag mir ja selbst der Einwand recht nah (die [auswärtigen!] Herrn Amtsgenossen brauchen das mir nicht zu „suggeriren“): „je nun, du gefällst eben den Breslauern weniger als den Königsbergern, sei es, daß jene höhere Anforderungen stellen, sei es, daß der beginnende Gehirnschwund der Greisenhaftigkeit deine Lehrgabe verringert hat“. Aber dem ist nicht so. Denn alle hiesigen Amtsgenossen, auch die jüngsten, und zweifellos vorzügliche Lehrer, haben die gleiche Klage zu führen.

Ein wenig besser ist es geworden seit den letzten Erlassen des Ministeriums, zumal der Besuch der Seminarübungen: hier übe ich ohnehin eine Art Ueberwachung, da ich die Herrn, jede Stunde etwa 10, bei Namen aufrufe und befrage und zweimal ohne Entschuldigung ausbleibende ausschließe, d. h. ihnen das Abmeldungszeugniß verweigere. Allein wie tief stehen die Herrn doch an Arbeitseifer unter

jenen wackern, armen Ostpreußen, die täglich etwa 5 Unterrichtsstunden ertheilen müssen, trotz jener drei Vergünstigungen, um sich nur ärmlich durchzubringen! Am Anfang jedes Halbjahrs gebe ich aus meinen verschiednen Fächern 12—20 Gegenstände zur Auswahl für Seminararbeiten: in den beiden letzten Halbjahren zählte ich 70 und 65 eingetragne Theilnehmer an den Uebungen und von diesen 135 erhielt ich in zwei Halbjahren — 2 Arbeiten.

Der Grund dieses Mangels an Arbeitseifer und Arbeitsausdauer liegt nicht in den Verführungen (du lieber Gott!) der großen Stadt. Berlin ist viel „größer", viel „verführerischer" und die Hochschule erfreut sich fleißigeren Besuches der Vorlesungen.

Vielmehr gilt auch hier wie von aller Begabung der Stämme wie der einzelnen: omnis determinatio negatio. Jeder Stamm hat die Fehler seiner Vorzüge: die Schlesier ähneln erheblich ihren Nachbarn und vielhundertjährigen Statsgenossen, den Deutsch-Oesterreichern: gar viel deutsch-österreichisches, auch

in Mundart und Lebenssitte, muthet den Kenner an, obzwar die Bevölkerung Schlesiens, sofern sie überhaupt deutsch ist (das Slavische ist hier in einer Stärke vertreten, an die man sich erst gewöhnen muß!), nicht bajuvarisch, sondern ganz überwiegend thüringisch ist, wie unter Andrem auch Vieles in der Mundart beweist. Wohlan, mit den Vorzügen der Deutsch-Oesterreicher haben die Schlesier auch manche von deren Schwächen gemein: sie sind liebenswürdig, freundlich entgegenkommend, leichtlebig, sie fassen rasch und leicht: — all das unvergleichlich mehr als die Ostpreußen, die nichts weniger als entgegenkommend, vielmehr zurückhaltend und durchaus nicht rasch beweglichen Geistes sind: ich muß mich also als Lehrer z. B. in den Uebungen hier viel weniger abmühen, die Leute mit meinen Gedanken Schritt halten zu lassen: auch heiterer sind sie, dem Witze zugänglicher: aber zäh ausdauernde markige Kernkraft, die stäte Bereitwilligkeit und vor Allem von Jugend an die Gewöhnung, ja die Nothwendig-

keit, sich in harter, strenger Arbeit bis zur Erschöpfung zu mühen — das ist weder bei den Deutsch-Oesterreichern noch bei den Schlesiern und (vielfach slavischen) Westpreußen oder Posenern eine häufige Tugend und Erscheinung. Im Vergleich mit Ostpreußen ist eben in Schlesien der Kampf um's Dasein viel leichter, weil das Klima gelinder, das Land reicher; dann ist der Thüring ganz bedeutend weicher als der Niederdeutsche und die ungermanische Beimischung in Schlesien [auch in Posen und Westpreußen] viel stärker als in Ostpreußen (abgesehen von Litthauen und Masuren).

So! Jetzt werde ich es wohl durch meine Unparteilichkeit (wie mein Konrad von Kärnthen in der „Deutschen Treue") mit all' den geschilderten Stämmen und Studenten gleichmäßig verdorben haben: mit den „Franken" in Würzburg, den Pfälzern, Schwaben und Altbaiern in München, den Ostpreußen in Königsberg und wahrscheinlich am gründlichsten mit meinen jetzigen lieben Provinzgenossen und Hörern. Aber den letzteren habe ich diese meine Meinung — die

schlimme wie die gute — so oft und so deutlich vom Lehrstuhl herab und in der Seminarbank mündlich gesagt, daß sie nicht überrascht sein werden, lesen sie's gedruckt. (Aber sie lesen's nicht! Prüfe ich doch nicht aus diesen Erinnerungen!)

Ferner müßte ich mich nun wohl entschuldigen dafür, daß ich erstens gegen den Plan dieser Aufzeichnungen aus der Königsberger Zeit bis in die Breslauer vorgegriffen und daß ich zweitens in den Rahmen der Würzburger Jahre diesen Vergleich der Würzburger mit den Ostpreußen und Schlesiern eingeschoben habe.

Aber ich entschuldige mich nicht.

Erstens habe ich in dem Vorwort gesagt, daß ich diese Blätter schreibe zu meinem Vergnügen und nicht für das mir gleichgültige Urtheil der „Literatur-Kritiker". Zweitens ist ein Uebergreifen in die Zeit nach 1888 doch auch in andern Dingen — so in der Politik: Tod der beiden Kaiser, Fortschickung Bismarcks, neuer Curs — nicht ohne den Schein leise-

treterischer Feigheit zu vermeiden und drittens setzt ein Vergleich eben nothwendig mehrere zu vergleichende Dinge voraus: wollte ich vergleichen, so mußte ich in Würzburg auf Königsberg und Breslau vor, oder in Königsberg auf Würzburg zurück, auf Breslau vorgreifen.

Nur kurze Zeit war ich zusammen mit dem Privatdocenten der Botanik Karl Prantl, dem Sohne meines großen Lehrers (II. S. 19 f.). Er hatte den unvergleichlichen Charakter — in Leben und Wissenschaft — des Vaters geerbt, die Schlichtheit, die Gediegenheit, die Gründlichkeit, die selbstlos stets nur das Wahre und das Wackere suchende Hingebung an die Idee, wortkarg, herb, verhalten wie der Vater: — aber von goldtreuem Gemüth und nicht ohne einen köstlichen Humor, den freilich nur seine Nächsten kennen lernen durften. Seit unserer Trennung in Würzburg (1872) bis zu unserem Wiederzusammen-

treffen in Breslau, wohin er von der Forstakademie zu Aschaffenburg als ordentlicher Professor der Botanik und Director des botanischen Gartens berufen wurde (1890?) hatte er sich zu einem sehr hohen Platz unter seinen Fachgenossen emporgeschwungen und auf das Innigste freute ich mich, den Sohn meines Lehrers hier als Amtsgenossen zu begrüßen. Die Herzen gingen uns auf, sprachen wir vertraulich von den alten schönen Zeiten zu München und zu Würzburg und von seinem herrlichen Vater. Sein Häuslein nahe dem botanischen Garten war die poesievollste Wohnstätte in der großen, lärmenden Stadt. Wie viel schöne Frühlingsabendstunden verbrachten wir und meine Therese, deren großer Gönner und emsiger botanischer Lehrmeister er war, in dem hervorragend schönen botanischen Garten jenseit der Oder! Auch ich „lernte nach", wo ich in München und Würzburg abgebrochen: Pflanzengeographie hatte mich von jeher lebhaft angezogen, wie Thiergeographie, die mir in Würzburg Freund Semper, hier Freund Chun erschloß.

Ach, die Freude an und mit Prantl sollte nicht lange währen: in der Blüthe jugendlicher Mannes-kraft erlag der Wackere rasch einer tückischen Krankheit. Traurig haben wir die Leiche des Mannes ohne Falsch nach München entsendet.

Dankbar gedenke ich unter den jüngeren Würzburger Freunden auch des Archivars Schäffler; er hatte in München Vorlesungen bei mir gehört, war eine frische, fröhliche, einfallreiche Natur, der mit Gareis bei dem Abschiedsfest für Kundt und mich das Beste that und mich bei Ausarbeitung des Weltuntergangs (VII. Auflage. Leipzig 1889) mit Würzburger Quellen und Literatur auf das Freundlichste unterstützte. Auch er starb früh hinweg.

Nur kurze Zeit durften wir uns des als Gelehrter und als Mensch ausgezeichneten Chemikers Strecker erfreuen: in diesem Hause wußte man nicht, ob der Frau oder einer der drei Töchter oder dem Knaben der Preis der Schönheit gebührte. Nach dem frühen Tod Streckers ward ich Vormund der einen Tochter, die

ich (oder vielmehr sie sich selbst!) so geschwind verlobte, daß manche Mutter am Maine mich zum Vormund ihrer noch unverlobten Tochter wünschte: sie war in Christiania geboren, daher waren ihre Papiere dänisch und ich hatte sie vor Gericht zu übersetzen: nun ist sie lange schon die Frau Hofrath von Leube und waltet gar mächtig und herrlich in Würzburg. Der jüngsten Tochter half ich zuweilen ihre englischen Aufsätze etwas rascher zu Ende schreiben. (Frau Professor Erich Schmidt in Berlin, erinnern Sie sich noch an die vielen Dintenklexe, um die wir gescholten wurden?)

Als eine Einseitigkeit der Würzburger Geselligkeit ward bereits beklagt, daß sie sich für Professoren fast nur unter Professoren abspielte: außerhalb dieses Kreises verkehrte ich fast nur mit den Brüdern König (König & Bauer, Schnellpressenfabrik) in Zell, wann diese „Königlichen Kaufleute" ihren herrlichen, am Fluß gelegenen Garten und ihr palastähnliches Haus gastlich öffneten: wie schön war die Nacht der Sommersonnenwende 1868 in jenem Garten! (Ge-

dichte II. Sammlung, III. Auflage. Leipzig 1883. S. 403.)

Doch dankbar gedenk ich auch meines verehrten Freundes, des Advocaten Hofrath Streit, dem ich von unsrem gemeinschaftlichen Freund, Professor von Poezl (II. S. 563), empfohlen worden. Er war das Muster eines Anwalts in Hochhaltung der Aufgaben seines Berufs und mir in allen praktischen Dingen ein werthvollster Rather und Helfer. Ihm gönne ich das Glück, daß er fast zwei Jahrzehnte lang in seinem schönen Besitzthum zu Kissingen, der sogenannten „oberen Saline" Bismarck hausen und hofen durfte. Streit vermittelte dann auch meine Einführung in dem stilvollen „Falkenhause" (auf dem Markt) seines humorreichen Amtsgenossen und Freundes, des Rechtsanwalts Warmund.

VII.

Nicht selten waren Besuche von Freunden und von Fremden in der freundlichen Mainstadt: Freund Lübcke (II. S. 443) durfte ich mit den vielfach für die Baukunst der Renaissance wichtigen Gebäuden der Bischofsstadt bekannt machen; ihm folgte — zum Zweck gleicher Forschungen — der wahrhaft ehrfürchtig von mir angestaunte große Aesthetiker Vischer, als dessen begeisterten Schüler ich mich heute noch rühme, auch nachdem die Aesthetik der Hexenküche: „schön ist häßlich, häßlich schön" in die Zeitungen als allein selig machend hinaus geschrieen und in zahllosen „Kunst-Werken" verwirklicht worden ist: ich lernte ihn damals kennen, später traf ich ihn — kurz vor seinem Tod — in Prien am Chiemsee wieder, wo der Hochbetagte zum verabredeten Stelldichein im gräulichsten Wetter

einer Herbstnacht über alle Schrecken eines oberbaierischen Dorf- (Verzeihung Markt!-) Pflasters muthig in's Wirthshaus hindurch stapfte, wo er sofort so geistüberlegen zu sprechen anhub, daß alle um ein Menschenalter Jüngeren andächtig zu lauschen sich begnügten.

Wiederholt erschien Freund Dr. Theodor Toeche (III. S. 540) (jetzt Toeche-Mittler) aus Berlin: einmal in schweren Zweifeln. Der eifrige und erfolgreiche Schüler Ranke's wollte sich für Geschichte habilitiren: aber der Großvater Mittler und die ganze Familie wünschten dringend und mit Recht, daß er als der einzige, der dafür in Frage kommen konnte, das altehrwürdige Geschäft „E. S. Mittler und Sohn" übernehmen möge. Ich suchte ihn zu überzeugen, daß man den Idealen auch als Verleger — aber eben als idealer Verleger — dienen könne und als Kaufmann durchaus nicht auf weitere geistige Ausbildung verzichten müsse. Ich glaube erheblich zu seiner Entscheidung in diesem Sinne beigetragen zu haben und

der Erfolg hat mir Recht gegeben: er ist ein idealer Verleger geworden und ein allen Idealen lebender Mensch geblieben. Das letzte Mal kam er nach Würzburg auf seiner Hochzeitsreise (1869): er hatte das Fräulein Elisabeth von Albedyll heimgeführt und damit das Glück seines Lebens: abermals darf ich rühmen, daß meine liebe Frau Therese und ich die warme Freundschaft auch dieser Gattin eines Freundes gewonnen haben: — was sich ja keineswegs in jedem Falle von selbst versteht!

Diese im edelsten Sinne des Wortes „aristokratische" Natur hat das liebe Haus Nro. 69 (und die folgenden!) in der Kochstraße zu Berlin mit ihrem vornehmen, feinen und zarten Wesen geadelt und geweiht und wenn jemals Ideal und Leben sich verschmolzen haben auf Erden, so gewährt diese deutsche Familie — Aeltern und Kinder — solchen Anblick. So lange noch derartige Menschen im Deutschen Volke wirken, wird die Bestialität in Leben und Kunst, die Bekämpfung aller sittlichen,

geistigen, und Herzensbildung so leicht nicht siegen: wie man manchmal fürchten möchte.

Eine warme Freude brachte mir der Besuch meines lieben Josef Victor im Jahre 1864 (?) und im Jahre 1869 die Frühjahrs-Wanderfahrt mit ihm: — ich holte ihn in Karlsruhe ab in dem stillen Haus an der Stephanienstraße zu der Enthüllung des Hölderlin-Denkmals zu Lauffen am Neckar. (S. III. S. 240 f.)

Außer jenem kurzen Ausflug mit Freund Scheffel nach Lauffen (II. S. 246) habe ich, wie oben bemerkt, in den neun Jahren meines Lebens in Würzburg leider die günstige Lage dieses Wohnorts nicht benützt, das so leicht erreichbare Mittel- und Süd-West-Deutschland kennen zu lernen. Ich beklage es jetzt als thörig: jene tief eingewurzelte (I. S. 444) Pedanterie — war wohl besonders Schuld an dieser nicht mehr nachzuholenden Versäumniß: von der streng vorgeschriebenen Zeit- und Arbeits-Eintheilung abzuweichen konnte ich mich kaum je entschließen. Allerdings war die Last der wissenschaftlichen Auf-

gaben nicht leicht zu tragen: und nur ununterbrochene ämsige Arbeit konnte leisten, was ich mir zu leisten vorgesteckt hatte.

VIII.

Eine neu an mich herantretende Aufgabe war das Abhalten der Abgangs-Prüfungen der Studenten: gleich im Herbst 1863 ward ich in den Prüfungsausschuß berufen und seither habe ich nun volle 31 Jahre in Würzburg, Königsberg und Breslau geprüft: oft, wie die Jungfrau von Orléans sagt, „mir nicht zur Lust und Andern zum Verhängniß". Ich muß mich hier wieder einmal ein wenig loben: ich glaube, ich bin ein guter Prüfer: ich weiß, daß ich ein beliebter bin (sofern man einen Menschen, der einen prüft, überhaupt lieben kann: fürchten und hassen sind dabei wohl mehr natürliche Empfindungen). Auch zum Prüfen gehören zwei Dinge: Begabung und Ausbildung dieser Begabung. Schon an der Begabung hiefür gebricht es gar manchen, die der

liebe Gott in seinem Zorn zu Prüfern gemacht hat: man muß die Fähigkeit haben, sofort auf den Gedankengang des Prüflings einzugehen und ihn durch hienach eingerichtete Fragen auf das Richtige zu leiten; auch Geduld gehört zum Prüfen wie zum Lehren: man darf nicht heftig, nicht ärgerlich werden auch bei den unglaublichsten Antworten; der Mensch, der in terrore examinis steht, kann sich auf geminderte Zurechnungsfähigkeit berufen: der gleiche würde bei'm Glase Bier vielleicht ganz richtig antworten. Aber zum Prüfen — wie zum Lehren — „gehört nicht nur Geduld, auch echte Herzenshuld". Man muß eben ein warmes Herz für die Jugend haben und muß bei Leuten, die man, wie wir in Preußen in den Seminarien, halbe Jahre hindurch in ihrer Eigenart, in ihrer geschickten oder unbeholfnen Ausdrucksweise kennen gelernt, auf diese Eigenart eingehen. Schon gar manchem mir als musterhaft fleißig, aber ein wenig befangen oder als ungeschickt bekannten Jüngling habe ich dadurch geholfen, daß ich in der

Art meiner Fragestellung jene Schwächen berücksichtige, während ich einen volkskundig Faulen nicht zärtlich schone. Vor Allem muß man so klar und bestimmt fragen, daß der Gefragte verstehen kann, ja muß, was man von ihm hören will. Und ja nicht eigensinnig auf der Einen Frage beharren, die der Unselige nun einmal nicht beantworten kann, sondern ihm auf den verschiedensten Gebieten Gelegenheit geben zu zeigen, was er gelernt hat (oder nicht gelernt hat). Endlich urtheile ich in der mündlichen Prüfung, den „Nothstand" der Opfer erwägend, viel gelinder als bei Würdigung der schriftlichen Arbeit, die der Herr ohne Aufregung und Angst sechs Wochen lang sich zu Hause ruhig überlegen kann. An den Fleißigen nehme ich so warmen Antheil, daß, fällt mir ein solcher durch, was bei schwacher Begabung oder starkem „Pech" doch auch zuweilen vorkommt, ich so traurig nach Hause gehe, als wäre ich selbst durchgefallen. Aber freilich: es giebt auch einen Prüfungs-Humor: und ich habe

im Gedächtniß eine Sammlung von etwa dreißig Prüfungsantworten, durch die ich schon viele Menschen erheitert habe. Die Doctorprüfung muß ganz anders aufgefaßt werden als die Referendarienprüfung: jene ist ein Luxus, diese eine „echte Noth“, nicht aus Muthwillen wahrlich aufgesucht: wer seine wissenschaftliche Tüchtigkeit anerkannt haben will, der muß sie harscharf beweisen. Die Doctorprüfung kann gar nicht streng genug sein: in München und in Königsberg war sie *sehr* streng.

In Würzburg wurde von Mitte October bis Anfang November die (nur mündliche) Prüfung abgehalten: täglich von 8—12 und von 3—7; das ist anstrengend, aber doch noch angenehmer als die preußische Einrichtung, wonach man fast jede Woche einen Vorlesungsvormittag verliert; daß das baierische Verfahren (ausschließlich Professoren als Prüfer, aber jedesmal gleichmäßig in *allen* Fächern und *auch* aus Volkswirthschaft und Finanz), mit einziger Ausnahme der in Baiern leider fehlenden schriftlichen

Arbeit, dem preußischen vorzuziehen ist, habe ich mit Abänderungsvorschlägen ausgeführt in meiner Eingabe an den Minister Falck. (Abgedruckt Bausteine V 2, Berlin 1884.)

Uebrigens verbreiteten wir drei neuen Prüfer, Köppen, Samhaber und ich, damals (1863) einen gewaltigen Schrecken unter den Prüflingen: denn wir waren strenger als die, wie uns schien, etwas allzugelinde Praxis des lange Jahre unveränderten älteren Ausschusses gewesen war: der vornehme Vater eines durchgefallenen Sohnes ließ ins „Blättle" setzen, nicht die Studenten seien durchgefallen, sondern die jungen Professoren, sie könnten eben nicht prüfen; ein Spaßvogel schrieb mit Kreide an die Thür des Prüfungssales: „Examinations-Sal" und am Tage darauf: „locus zum Durchfallen".

IX.

Die ersten Halbjahre zu Würzburg nahm mich die Vertiefung der älteren Vorlesungen und die erstmalige Ausarbeitung des Heftes für die neue Vorlesung über Völkerrecht stark in Anspruch. Auch mit der Herausgabe der Bavaria hatte ich noch zu thun. Im Jahre 1863 erwies mir Bluntschli (III. S. 59) die Ehre und Freundlichkeit, mir die Besorgung einer neuen — der dritten — Ausgabe seines Deutschen Privatrechts zu übertragen: am Erfreulichsten hieran war mir, daß ich das bisher fehlende Handels- und Wechselrecht ganz neu und selbstständig hineinarbeiten durfte: es war die erste derartige Verwerthung des Handelsgesetzbuchs: sie hat den Beifall keines geringeren als Goldschmidts gefunden. Dagegen in eine schiefe Stellung gerieth ich bezüglich solcher Lehren

Bluntschli's, die ich, wie die von Genossenschaft und Gesammteigenthum (in seinem Sinne) nicht für richtig hielt, aber gegen sein ausdrückliches Verbot nicht ändern durfte: so wurde und werde ich angefochten als Vertreter von Ansichten, die ich nie getheilt habe.

Während der Arbeit an dem II.—IV. Band der „Könige", Darstellung der Ostgotischen Geschichte und Verfassung, drängte sich mir die vor-entscheidende Frage nach der Glaubwürdigkeit einer der wichtigsten Quellen für jene Untersuchungen auf, nämlich des Geschichtsschreibers Procopius, der als Rechtsrath Belisars dessen vandalischen Feldzug in Afrika und einige seiner ostgotischen in Italien mitgemacht und ausführlich beschrieben hat. Dabei mußte festgestellt werden, ob die sogenannte Geheimgeschichte, historia arcana, die seinen Namen trägt, und über Belisar, zumal aber über Justinian und Theodora und die Zustände am Hof und im ganzen Reich völlig entgegengesetzt den Aeußerungen in den „Kriegen" und

in den „Gebäuden Justinians" urtheilt, wirklich von Prokop herrührt oder nicht: — eine seit drei Jahrhunderten viel bestrittene Frage. Ich erkannte bald, daß nur die allergenaueste Zergliederung und Vergleichung der Weltanschauung, der Denkungsweise, vor Allem aber der Sprache der zweifellos echten Schriften mit denen der angestrittenen die wissenschaftlich befriedigende Lösung bringen könne. Ich unterzog mich dieser Arbeit: sie erforderte vier Jahre und gewährte zwar reichen Genuß, kostete aber auch unsägliche Mühe. Denn zog lebhaft an, die geistige Eigenart des ungewöhnlichen Mannes, seine Stellung zu Christenthum, Aberglaube, Fatalismus, Skepsis, Römerthum, Barbarenthum zu erforschen, so war doch schon die rein körperliche Arbeit einer erschöpfenden Statistik seiner Sprache höchst zeitraubend und nichts weniger als geistig anregend: auf vielen, vielen tausenden von Zetteln, die mich wie ein Flockengestöber umhüllten, verzeichnete ich den ganzen Sprachschatz seiner drei Bände und daneben jede ihm

eigenartige Ausdrucksweise: wie viele Wochen hindurch hab ich in den Ferien zu Seebruck nichts andres gethan als solche Zettel beschreiben, an wunderschönen langen Augusttagen, während die Freunde sich zu Wasser und zu Lande vergnügten! Das Ergebniß war die Feststellung der Echtheit der Geheimgeschichte: nur ein Wunder könnte diese völlige Einheit der Sprache des Fälschers mit der des Nachgeahmten erklären. Das Buch erschien 1865 bei Freund Toeche (E. Siegfried Mittler und Sohn in Berlin). Zu meiner Freude wurde und wird meine Beweisführung als zwingend allgemein anerkannt. — Alt-Meister Ranke meinte zwar in seiner Weltgeschichte bei aller Anerkennung meiner Arbeit, es sei doch wohl anzunehmen, daß in die der Hauptsache nach echte Geheimgeschichte ein Fälscher gewisse Schmähungen und Uebertreibungen eingeschoben habe. Als ich ihn aber brieflich darauf merksam machte, wie meine Beweisführung aus der Sprache seine Vermuthung ausschließe, da auch jene angezweifelten Stellen durchaus

wie die andern völlig die Sprache der anerkannten Procopiana enthielten, schrieb er mir kurz vor seinem Tod, er sehe ein, daß er diesen meinen Beweis aus der Sprache nicht genug gewürdigt habe. Zu meiner Befriedigung hat auch der neueste Bearbeiter des Prokop, Herr Professor Haury in Augsburg, in zwei scharfsinnigen Abhandlungen, manches in meinen Zeitbestimmungen wahrscheinlich mit Recht bekämpfend, in jener Hauptfrage mir unbedingt zugestimmt.

X.

Der erste Band der Könige war bei einem jungen Verleger in München erschienen, der bald darauf (post hoc, sed non propter hoc: ich hatte auf jedes Honorar verzichtet) das Geschäft aufgeben mußte: dann ging das Werk in den Verlag von A. Stuber in Würzburg über; im Jahre 1881 erwarben die Herren Breitkopf und Härtel in Leipzig das Verlagsrecht an den bis dahin erschienenen 6 Bänden für deren zweite Auflagen und für die noch folgenden; der VII. (1.) erscheint in wenigen Wochen (Sommer 1894).

Die Vollendung der Könige II bis IV machte keine Schwierigkeiten in Beschaffung von Quellen und Literatur. Meine Ausgabe der Edicte Theoderichs und Athalarichs mit Nachweisung der Quellen und Erläuterung ist auch in der Ausgabe in den Monu-

menta Germaniae historica durch Bluhme in keinem einzigen wesentlichen Punkt geändert, gebessert worden; das Werthvollste, was seither über das italische Ostgotenreich geschrieben ward, ist nicht die Ausführung in der neuen Ausgabe von Heinrich von Sybels Königthum, sondern die Abhandlung von Mommsen, ostgotische Studien (im Hermes XVI.).

Aber die Beischaffung der Literatur für die Westgoten („Könige“ V. und VI. und „westgotische Studien“) bereitete viele Mühe und Plage: denn von den mit ihren Namen 30 Druckseiten füllenden Büchern war ein sehr großer Theil — die meisten spanischen — weder in Würzburg noch in München aufzutreiben, von wo mir die k. Bibliothek durch Halms, aber auch durch anderer Beamten liebenswürdige Güte in freihändigster Weise viele Dutzend schwerer Bücherkisten sandte: auch die Berliner Bibliothek schickte mir durch Olshausens Verwendung Vieles: anderes aber mußte aus Paris und aus Madrid bezogen werden: und das kostete viel Geld, Zeit und Mühe.

Nachdem der V. Band (1870) die äußere, der VI. (1871) die Verfassungsgeschichte der Westgoten erledigt hatte, verblieben mir noch die umfangreichen Untersuchungen, die ich über das gesammte übrige Recht dieses Volkes angestellt hatte: also über die Geschichte der Gesetzgebung, über das bürgerliche Recht, das bürgerliche und das Strafverfahren und das Strafrecht: ich faßte sie als „westgotische Studien" zusammen und hatte die Freude und die Ehre, den ersten Theil im Jahre 1872 zum Jubileum der Universität München (Ingolstadt-Landshut) als Vertreter und im Namen der Würzburger Hochschule (neben dem Rector Sachs) überreichen zu dürfen. (Das ganze Buch erschien in Folge manchfaltiger Verzögerungen des Druckes erst 1874 [bei Stahel in Würzburg]).

Von den bisher veröffentlichten Bänden der Könige hatte der VI. den stärksten äußeren Erfolg: (im Jahre 1885 erschien eine zweite vermehrte Ausgabe:) er enthält die erste auf der Höhe wissenschaftlicher Methode stehende Behandlung der westgotischen Ver-

fassung. Während der langen (1866—1871) Arbeit in diesen Quellen kam mir der Gedanke, den Untergang des letzten Königs jenes Reiches, Roderich, zum Gegenstand eines Trauerspiels zu machen, nicht eines Liebesdrama's, wie dem Verführer der schönen Cava so oft geschehen (auch durch Geibel), sondern ihn tragisch untergehen zu lassen im Widerstreit von Stat und Kirche.

Daß nämlich jenes Reich verrottet und zu Grunde gerichtet ward durch die Herrschaft des Krummstabes, der denn doch Königsschwert und Königsstab zu ersetzen nicht vermochte, das habe ich so sonnenklar bewiesen, daß nicht einmal meine leidenschaftlichsten Feinde, deren ich mich unter der fanatischen Pfaffheit berühme, etwas dagegen vorzubringen vermocht haben. Seit Ende des VI. Jahrhunderts wird das Reich der gotischen Helden, eines Eurich und Leovigild, durch die Alleinherrschaft der Bischöfe in ein muffiges Mönchskloster verwandelt: ein ekel süßlicher Weihrauchqualm und dumpfer Modergeruch

durchzieht die ganzen Gesetze, erlassen auf den Reichs-concilien, in denen die Bischöfe und Aebte in allen rein weltlichen Fragen mit abstimmen und zwar im Verhältniß von 26 Laien zu 48 Priestern in dem für die Laien günstigsten Fall! Die Bischöfe übten auch die Ueberwachung der Amtsführung aller Statsbeamten, redeten jedem Richter in sein Amt, konnten jeden Rechtsfall schon im ersten Rechtsgang vor ihr Gericht ziehen und bildeten das erste und das zweite Berufungsgericht. Hier war also das Ideal Sanct Augustins und seiner Nachfolger verwirklicht: die völlige Herrschaft der Kirche über den Stat.

Wohlan: ein par Menschenalter genügten, diesen Stat zu verderben und ihn äußern Feinden gegenüber widerstandslos zu machen. Ein solcher Stoff mußte mich reizen. Damals schon (1868—70) war der Plan zu König Roderich so gut wie fertig: dieser Held sollte untergehen an tragischem Verschulden in leidenschaftlicher, das Maß überschreitender Bekämpfung der richtig als statsverderblich erkannten Pfaffenherr-

schaft, der aber sein Volk, seine Zeit noch nicht entwachsen war. Es ist also gelogen, daß König Roderich ein erst in der Zeit des „Culturkampfes“ und zu dessen Verherrlichung geschriebenes Tendenzstück sei: es war fertig im Entwurf, vier Jahre bevor dieser Kampf entbrannte. Als ob ein Mann, der damals schon funfzehn Jahre Studium mittelalterlicher Geschichte hinter sich hatte, erst noch des k. preußischen Culturkampfes bedurft hätte, um zu entdecken, daß der Widerstreit von Religion und Stat ein echt tragischer Stoff sei. Das hat vor mehr als zwei Jahrtausenden schon der selige Sophokles in seiner Antigone gezeigt. Und wie dumm! Ich soll Bismarck und Falck im Kampf mit der Kirche haben unterstützen und anfeuern wollen durch ein Stück, das lehrt, wie leidenschaftliche Angriffe auf die Kirche mit dem Erliegen der Statsgewalt enden. Dabei ist freilich richtig, daß die Aufführung des im Plan längst abgeschlossenen Werkes in jenen Jahren des Culturkampfes die Antheilnahme der Leute an dem Stücke

mehr gewann als dies zu andrer Zeit geschehen wäre: ich komme in Königsberg darauf zurück.

Außer den angeführten Arbeiten beschäftigten mich in jenen Jahren Aufsätze, die ich zuweilen in die Augsburger Allgemeine Zeitung schrieb: — jetzt nicht mehr um des Geldes willen, sondern zu meinem Vergnügen: — deßhalb fielen sie wohl besser aus als die früheren: so habe ich z. B. die meisten Bücher von Freund Steub, von Rochholz in Aarau (aber auch Herrn Pallmanns phönikische commis voyageurs auf den Pfahlbauten und manches andere) besprochen in jenen Blättern, die mir der damalige Leiter der Beilage, der ausgezeichnet feinsinnige, reich gebildete humorvolle Freund Backmeister stets gern zur Verfügung stellte. Aber auch in Poezls Münchener Kritische Vierteljahrsschrift, in Goldschmidts Zeitschrift für Handelsrecht, von Sybels historische Zeitschrift, die Zeitschrift für Rechtsgeschichte sandte ich manche Beiträge und der Krieg des Jahres 1870/71 brachte eine ganze Reihe neu auftauchender kriegsrechtlicher Fragen

zur Besprechung, die ich in Löbells Jahrbüchern für das Heer und die Marine, und in juristischen Zeitschriften erörterte, nachdem ich gleich bei Ausbruch des Krieges ein kurzes „Kriegsrecht für den Tornister des deutschen Soldaten" veröffentlicht hatte, das viel Beifall fand: ein Belgier übersetzte es (1872/73) in das Französische: jetzt sind all diese kriegs- und allgemein völkerrechtlichen Abhandlungen zusammengestellt Bausteine V. 1.: ich eignete (1884) den Band den Amtsgenossen Opzoomer in Utrecht und Rollin-Jaequemyns in Brüssel zu, weil diese beiden Ehrenmänner fast allein in Holland und Belgien im Jahre 1870 muthig für das gute deutsche Recht eintraten gegenüber den Französlingen in jenen Ländern. Diesen Abhandlungen, die vielleicht nur das eine Verdienst hatten, geradezu brennend gewordene Fragen zuerst mit wissenschaftlicher Ruhe und Sachlichkeit behandelt zu haben, verdanke ich wohl die mir sehr überraschend gekommene Auszeichnung, daß ich, obgleich ich seit 1872 nicht mehr Völkerrecht lese und nur noch einmal eine völkerrechtliche Schrift

veröffentlicht habe (— die „Lanze für Rumänien" 1883; jetzt Bausteine V. 1. 1884. S. 252 —), vor zwei Jahren zum Mitglied des „Institut de droit international" gewählt worden bin.

Die Erwähnung dieser kriegsrechtlichen Arbeiten leitet uns von selbst von dem Schreibtisch des Gelehrten hinweg und hinüber zu den großen politischen, kriegerischen Geschehnissen, die seit 1864 und 1866 das Idyll an der Randesackrerstraße sehr laut vernehmlich unterbrachen.

XI.

Bis zum Jahre 1864 hatte ich mich von der Politik und die Politik von mir ziemlich fern gehalten: wohl verstanden Politik, nicht Nationalgefühl und Patriotismus: wir sahen ja schon den zwölfjährigen in den Ritterspielen, den vierzehnjährigen „Dichter“ in den Märztagen von 1848 für die deutsche Einheit, auch natürlich für die „Freiheit“ schwärmen. Mein Vater hatte sich unerachtet der frühen (seit 1832!) und endgültigen Lösung von Berlin und Preußen ein sehr stolzes und lebhaftes preußisches Gefühl bewahrt und mich in Begeisterung für die Befreiungskriege, für das kriegerische preußische Wesen erzogen: von der noch 1840 in München starken Hinneigung zu Frankreich und der Verherrlichung

Napoleons (s. Herrn Rehle! I. S. 158) war in unserem Hause nichts zu spüren.

Und der alte König Ludwig I, der, weilte er in München, beinahe jede Woche ein par Abendstunden bei meinen Aeltern und deren Schwestern zubrachte, war ja selbst ein begeisterter „Teutscher" und hatte weiland als Kronprinz seinen Haß gegen den Corsen so wenig verborgen, daß er deßhalb beinahe eingesperrt worden wäre: er hat dann nach dem Uebertritt Baierns auf die Seite der Verbündeten in Frankreich wiederholt muthig sich den Kugeln ausgesetzt. Diese königliche Freundschaft stand also den Dahn'schen nicht etwa als Hindernis deutscher Gesinnung entgegen. In der zwanglosesten Weise plauderte der alte König seine Erinnerungen aus bei dem Schein unserer (recht altmodischen) Lampe in den Zwischenacten der Dramen, — alten und eben erschienenen — die er sich an diesen Abenden vorlesen ließ; auch ich durfte in meinem 12.—14. Jahre manchmal zuhören.

Die innere Politik des Königs, seine Kämpfe mit der Volksvertretung lagen dem Künstlerhaus an der Königinstraße fern: es kümmerte sich nicht darum. Immerhin hatte im Jahre 1848 die von Frankreich herüber wehende Strömung auch meine Aeltern und deren Freunde (und selbstverständlich mich und meine Genossen) ergriffen. Aber mit welch harmloser Gemüthlichkeit wurden damals (im Vergleich mit heutigen socialdemokratischen Hitzegraden) die politischen Streitfragen ausgetragen! Ich erzähle einen hiefür bezeichnenden Zug. Es war im Frühjahr 1848, — ich zählte also gerade 14 Jahre, — als wir Buben eines Nachmittags um 4 Uhr bei dem Verlassen des Gymnasiums wieder einmal einen der damals, seit der Pariser Februar-Umwälzung auch an der Isar recht häufig gewordnen Aufläufe in den Straßen antrafen: ich weiß nicht mehr, was das „Volk“ verlangt und die Regierung verweigert hatte. Kurz: „das Volk“ hatte beschlossen, sich zu bewaffnen und zu diesem Behuf das alte („bürgerliche?“) Zeug-

haus zu stürmen. Wir Gymnasiasten schlossen uns selbstverständlich sofort den „Freiheitskämpfern“ an und flutheten mit denselben, den Schulranzen mit Livius und Cicero auf den Rücken geschnallt, dem alten Zeughause zu. Daß uns dabei irgend ein Leides gethan werden könne, fiel keinem von uns ein: es war so lustig, war doch mal was andres als „Ritterspielen“ und für „die Freiheit“ waren wir ja Alle erheblich eingenommen. Aber das „Volk“, dem wir folgten, aus was für Leuten bestand es? Nicht aus Arbeitern oder andern Gliedern des „IV. Standes“ — deren es damals noch viel weniger als heute an der Isar gab —: sondern Studenten waren's, Schriftsteller, kleine Beamte, und ganz besonders junge Künstler, dieselben Menschen, die ihr Gedeihen, ja ihr Vorhandensein in München dem nämlichen König Ludwig verdankten, gegen dessen Residenz sie jetzt zu ziehen beschlossen hatten, die „Forderungen des Volkes zu erzwingen“: — übrigens in aller Liebe und in dankbarster Verehrung. Und ich — ich trottete mit!

In gleicher „Freiheitsbegeisterung“ und „Kampfes-freude“ und dabei in gleicher Verehrung für den alten Herrn, dem ich so oft die Hausthür öffnete und der mich gut leiden mochte. Das „alte Zeughaus“ war bewacht von zwei beinahe noch älteren Invaliden: etwa dreitausend Menschen wogten heran und schoben wie Meereswellen die beiden Greise zur Seite, drangen in das Gebäude und bewaffneten sich mit den massenhaft hier aufgehäuften ehrwürdigen 2—3 Jahrhunderte alten Säbeln, Partisanen, Hellebarden und Flinten mit Radschloß, Lunte oder besten Falls Feuerstein, ohne daß auch nur Einer von uns ein Körnchen Pulver bei sich geführt oder für wünschens-werth erachtet hätte! Die Künstler ordneten dann, nachdem wir wieder auf den Platz vor dem Zeug-haus (auf dem Anger?) herausgetreten waren, unsern Zug, — selbstverständlich nicht nach taktischen, sondern nach ästhetischen Erwägungen, wie sie so hübsch und erfolgreich bei jedem Künstler-Kostüme-Fest thaten. Ich kam mit meiner Hellebarde, die

ich schräg über der Schulter (und dem Schulranzen mit Livius) trug, ziemlich weit zurück: war ich doch der Jüngsten und Kleinsten Einer.

Was das Volk, die Freiheit und ich verlangten, war mir selbstverständlich ganz unklar. Da die am geradesten auf die Residenz führenden Straßen, wie es hieß, durch Militär gesperrt waren, zogen wir jener „Zwingburg“ auf weiten Umwegen zu: wir mündeten (vom Anger her kommend) bei der protestantischen Kirche und zogen von da über den Karls- und den Dult-Platz, um durch die Briennerstraße die Ludwigsstraße und von da den Weg auf den Residenzplatz zu gewinnen. Es war März (oder April?): wunderschönes, warmes, sonnenscheiniges Frühlingswetter, etwa 4½ Uhr nach Mittag: alles war so schön, so freudig — so lustig wie Ritterspielen. Einen Führer sah oder kannte ich nicht: sie waren wohl irgendwo davorn. Als wir nun aber etwa auf der Höhe des Achaz angelangt waren, stockte unsere fröhliche Fluthung: denn vor dem Knorrhaus

und von da gen Norden, quer die Briennerstraße sperrend, stand — eine Batterie.

Auch wir in der Mitte des „Keils“ (es war aber keiner!) sahen nun, wie davorn ein par unserer Hauptleute — die phantastischen Künstlerhüte machten sie kenntlich — mit dem Befehlshaber der Mordgeschütze in Verhandlung traten. Es ward wie durch ein Lauffeuer zu uns getragen, die Führer (die Namen hab' ich schon damals nicht verstanden oder seither vergessen) hätten den feindlichen Feldherrn unter Vortragung einer weißen Fahne (vermuthlich eines „Nase-Lümpli's“) befragt, ob er uns gutwillig durch und vor die Residenz ziehen lassen wolle oder ob er etwa gar es über das Herz bringen könne, auf das Volk, auf seine Brüder schießen zu lassen? Mit Entrüstung vernahmen wir, der Blutmensch habe erklärt, ja, das sei ganz ernstlich seine Absicht. (Ich bezweifle heute fast, ob die Kanonen geladen waren.) Während wir noch (ich unter starker Erinnerung an Herzog Alba im Egmont und den Beethoven'schen Marsch seiner

Spanier) den „Tyrannenknecht“ verwünschten, erscholl plötzlich in unseren hintersten Reihen vom Rücken, von dem Karlsplatz her, ein wenig heldenhaftes Geschrei, unter starkem Drängen nach vorn und Auseinanderstieben nach beiden Seiten: „die Cürassiere! Die Cürassiere kommen!“ hieß es. Und wirklich, — umschauend sah ich die damals in ihren Römerhelmen noch so malerisch aussehenden weißmanteligen Reiter in recht lebhafter Gangart vom Hotel Leinfelder her gegen uns heran traben. Mit der erfindungsreichen Feldherrnkunst der Furcht floh unser rechter Flügel seitwärts nach der griechischen Kirche zu, während der linke, zu dessen Zierde, aber nicht erheblichen Verstärkung ich mit meiner Hellebarde gehörte, unter den Bäumen Deckung suchte im Achazgarten und jenseit der Umzäunung neben diesem Garten gegen die Ottostraße hin: mit kluger Taktik! Denn der Achazgarten, damals noch nur aus dem Wirthshause heraus zu erreichen, war für Reiterei wohl nicht zu nehmen. Während wir nun aber zwischen den

Pferden und den Kanonen doch in recht übler Lage waren, erscholl auf einmal Freudengeschrei: vom Rücken der Batterie, von der Briennerstraße her, sprengte ein Offizier, ein Adjutant mit wallenden Federn am Hut, schwenkte ein weißes Blatt in der Hand und rief: „Bewilligt! Der König hat Alles bewilligt!"

„Hoch König Ludwig!" schrieen, in die gewohnte Begeisterung für ihren Schirmherrn zurückfallend, die Künstler zuerst und am Lautesten, darauf auch das übrige Volk: man umarmte sich — ich den Montengustel, einen Malerssohn! (I. S. 127) — vor Freude und Rührung: was wir durchgesetzt hatten, wußten wir freilich nicht. Nun schüttelten unsere Führer den Kanonieren die Hände, das Volk „fraternisirte" mit den eben noch so gefürchteten Panzerreitern und die Artillerie-Officiere hatten gar nichts dagegen, als wir baten, uns durch zu lassen, um vor die Residenz zu ziehen und dort in begeisterter Huldigung dem König zu danken. Und also geschah's. Mit den erplünderten Waffen

zogen wir auf den Residenzplatz, stellten uns, mit der Stirnseite gegen Norden, um das König Max Denkmal auf und begrüßten mit brausendem Jubel den König, der sich freundlich winkend am Fenster zeigte. Nun erging der Befehl: zurück ins Zeughaus, die „entlehnten“ Waffen wieder zu bringen. Und jetzt erfolgte, was bei der halb-närrischen Geschichte am Schönsten zu erzählen ist: die etwa dreitausend Menschen gehorchten der Weisung und dem eignen Ehrgefühl so getreu, daß fast gar keins der zum Theil doch gewiß auch recht werthvollen Stücke zu Verlust ging: ja, am folgenden Tag schickten mehrere Ungenannte ein par Zwanziger oder Guldenstückel zum Ersatz für Gewehre, die durch Zufall waren beschädigt worden: — ähnlich, wie ehrliche Haberfeldtreiber bei solch „absichtloser Missethat“ noch heute thun. Ein Volksaufstand, getragen von dreitausend gewissenhaften Menschen! O quae mutatio rerum!

Und nun der bezeichnende Abschluß des Abenteuers. Als ich ziemlich spät — denn die Erregung

trieb uns Buben vom Zeughaus noch nach dem „Skaft-legi“ (dem Ablegen des Speerschafts) lange Zeit in dem englischen Garten umher — nach Hause kam, traf ich den König Ludwig, der sich dort in der Königinstraße im Gespräch mit meinem Vater erging und von dem Aerger und den Aufregungen des Tages erholte. Auf die Frage des Vaters, was ich denn so lange getrieben, erzählte ich sofort mit feuriger Begeisterung meinen Antheil an der Erstürmung des Zeughauses, an dem Kriegs-Zug bis vor's Knorrhaus, an der Bedrängniß durch Geschoß und Roß und endlich an dem Jubelfestmarsch vor die Residenz. Als ich zu Ende war, klopfte mich der König, der doch wohl mit wechselnden Empfindungen zugehört hatte, freundlich auf die glühenden Wangen und sagte: „ja, ja, Felix, du bist immer schon so ein kecker Schlingel gewesen“.

Welche Gemüthlichkeit zwischen Tyrann und Empörer!

XII.

Auf der Universität (1850—54) und bis zu meiner Uebersiedelung nach Würzburg (1863) ließen mir Wissenschaft und Dichtung keine Zeit für Beschäftigung mit den politischen Dingen. Zwar träumte und schwärmte ich im Dreibund mit Freyberg und Godin mit Begeisterung von der Einung des ohnmächtigen, zerspaltnen, deutschen Volkes: aber bestimmte Richtung gewannen unsere Gedanken nicht: sofern dies genügend überhaupt geschah, waren wir, wie die ganze Münchener Jugend, „großdeutsch", d. h. wir wollten von der Lösung des Bandes mit Oesterreich nichts wissen und nichts von der preußischen Spitze, obwohl ich mich erinnere, wiederholt ausgeführt zu haben: „Eine von den beiden Großmächten muß es machen, lieber wäre mir (vom Vater her!) Preußen, schon wegen

der Pfaffenwirthschaft in Oesterreich: da aber Preußen von 1815 bis heute nichts gethan hat noch thut, 1849 die Kaiserkrone ausgeschlagen hat, so muß es eben wohl Oesterreich machen.“ Dabei waren wir Alle davon überzeugt, das preußische, „aus Referendaren, Postgehilfen und Schneidern gebildete“ Heer werde dem österreichischen, zumal dessen Reiterei, sehr bald erliegen. Bestärkt ward ich in jener großdeutschen Gesinnung schon als Student durch den Einfluß, den Pözl, Prantl, der ausgezeichnete Appellrath Lauck auf mich übten, zumal in der Dienstagsgesellschaft, wo später, seit 1858/59, der Gegensatz zu den „Gothaern“, Brater, Bluntschli, Windscheid, recht lebhaft hervortrat. Derselbe Zwiespalt ward auch unter den Krokodilen spürbar, wo die Norddeutschen, Herrn von Sybel und der eignen Neigung und Ueberzeugung folgend, auf Oesterreich herzlich schlecht zu sprechen waren.

Wir sahen (III. S. 365), wie die Grund aufrührenden Fragen von 1858/59, das von Napoleon aufgestellte

Nationalitätsprincip, die Reibungen, zuletzt Kämpfe, zwischen Franzosen, Piemontesen und Oesterreichern in Italien erheblich dazu beitrugen, den Stoff des „Kampfes um Rom" in mir auszugestalten. Rechte „Fiduz" auf Oesterreich und Freude an Lösung der Wirren durch den Sieg Habsburgs hatte ich freilich ganz und gar nicht: ich erinnere mich, daß, während die Einberufung des Fürstentages durch Oesterreich nach Frankfurt am Main 1863 viele meiner Freunde mit Freude und Hoffnung erfüllte, ich einen Erfolg dieses Schrittes weder erwartete noch wünschte. In den ungefähr gleichzeitigen Kämpfen der baierischen Volksvertretung mit dem reactionären Ministerium Reigersberg stand ich eifrigst auf Seite der Liberalen: war doch mein hochverehrter Lehrer Pözl deren Führer. Aber ich betheiligte mich nicht selbstthätig an diesem Ringen: ich bin überhaupt nur sehr selten in politischen Fragen öffentlich hervor getreten (— bei Bismarcks Sturz, zur Warnung vor dem preußischen Schulgesetzentwurf von 1892 und noch ein par Mal —); wiederholt

habe ich abgelehnt, mich als Abgeordneten wählen zu lassen (im Jahre 1867 in's Zollparlament, in den achtziger Jahren in den Reichstag): aus guten Gründen wahrlich! Recht, Geschichte, Philosophie und Dichtung: — es langt! Auch Politik, noch hinzugefügt, würde die ohnehin schon nicht unbedenkliche Zersplitterung der Kräfte in's Maßlose gesteigert haben. Und dann: ich bin sehr für Reinlichkeit und feine Formen: in den politischen Kämpfen würden sie bei meinen Gegnern sich oft haben vermissen lassen. Und an der eiteln Einbildung, daß durch meine Enthaltung dem deutschen Volk in seiner politischen Förderung etwas fehlte und fehlt, litt und leide ich nicht.

In Würzburg war meine Stellung vorgezeichnet: „großdeutsch“ im Gegensatz zu den (verschwindend wenigen) „Gothaern“, deutsch im Gegensatz zu den Particularisten, frei denkend im Gegensatz zu den Ultramontanen. All' das verstand sich von selbst.

Was nun betrifft den in Preußen tobenden Wider-

streit zwischen der Volksvertretung und dem Herrn von Bismarck, (ich schreibe dies am 1. April 1894, seinem 79. Geburtstag: Dank und Heil ihm immerdar!), so verstand sich ebenso von selbst, daß ich diesen Herrn auf das Gründlichste verabscheute.

Ich wie wir fast Alle, auch die Preußenfreundlichen-Süddeutschen, sahen in ihm nur den „pommerschen Junker", der, die Verstärkung des Heeres zu erzwingen, die Verfassung brach. Es war uns nicht zu verargen: denn seine schwere Aufgabe war es ja, seine großen, nicht blos preußischen, sondern deutschen Ziele verhüllt zu halten: er konnte nicht sagen: „ich muß das preußische Heer verstärken, um nöthigenfalls durch Blut und Eisen, d. h. durch Besiegung Oesterreichs und dann auch Frankreichs die deutsche Frage zu lösen". Wohl niemand konnte damals jene Ziele ahnen und so erschien sein Vorgehen als „brutale militaristische Junkerei".

Die Dinge spitzten sich dramatisch zu nach dem Tode des Königs von Dänemark. Treffend hatte

„old Palm" (Lord Palmerston) voraus gesagt: „die schleswig-holsteinische Frage ist das Zündhölzlein, das Europa in Flammen stecken kann". Für Baiern wurde die Lage dadurch erschwert, daß mitten in den stürmischen Tagen (1864) König Max II. starb und sein gerade erst volljährig und regierungsfähig gewordner Sohn Ludwig II. über die Stimme Baierns in der Bundesversammlung verfügte.

Daß nun die Deutsche Frage in's Rollen kommen werde, spürten wir alle: daß das Donaureich nicht berufen sei, in den Elbherzogthümern zu entscheiden, war einleuchtend und unter andern Verhältnissen würden wir auch gewiß gern Preußen an Stelle des von uns so lange gehaßten und verachteten Bundestags dort haben einschreiten sehen. Aber unter diesen Umständen! Sollte dieser verfassungsbrecherische Junker Bismarck, im schweren Widerstreit mit der preußischen Volksvertretung, nur preußische Interessen verfolgend, diese Dinge entscheiden statt der Gesammtmutter Germania?

Zu diesen Gründen trat nun bei mir noch ein besonderer.

Ich habe ein sehr empfindliches Rechtsgefühl und einen leidenschaftlichen Haß gegen die Lüge, die sich für Wahrheit ausgiebt. Habe ich selbst einmal in meinem Leben gegen das formale Recht verstoßen, so hat mir das unsägliche innere Qual bereitet. Nun war ich wissenschaftlich fest davon überzeugt, daß nur der Bund zuständig war, Dänemark gegenüber die Elbherzogthümer zu vertreten, nöthigenfalls in dem durch die Bundesacte vorgezeichneten Wege der Bundesexecution. Es entrüstete und empörte mich, daß man in Preußen dies klare Recht hinwegschob durch die Aufstellung des rein erfundenen Begriffs der „Bundesvormächte“ (d. h. Preußen und Oesterreich), ein Phantom, eine Fiction, dem Bundesrecht völlig fremd.

Aber an die Seite dieser Erfindung trat alsbald eine zweite: man entdeckte auf einmal ein Erbrecht Preußens in Bezug auf die Herzogthümer, das dem des Augustenburgers vorgehen sollte. Nun hatte ich

diese lehen- und erbrechtsgeschichtliche Frage studirt: der Augustenburger hatte, wie von allen oder doch vielen Juristenfacultäten Deutschlands, so auch von uns ein Gutachten über sein Recht eingefordert: obwohl nun der Vertreter des Statsrechts, Hofrath von Held, nicht ich, der berufene Berichterstatter in dieser Frage war, hatte ich sie mir doch sehr genau angesehen und mir ein „Correferat“ ausgearbeitet, für den Fall, daß Herr von Held zu einem mir unrichtig scheinenden Ergebniß gelangen sollte. Er entschied aber wie wir alle und, soviel ich glaube, die sämmtlichen befragten Facultäten für Friedrich VIII. Bei meiner genauen Kenntniß der Rechtslage erbitterten mich nun die argen Wahrheitsverdrehungen, die zwar gewiß nicht von Bismarck, aber von seinen Preß-Mameluken in dieser Sache verübt wurden und ich beklagte tief, daß preußische Kronsyndici zu einer Entscheidung für Preußen gelangten[1]: das hat mich auf das Heftigste berührt und abgestoßen.

---

[1]) Fast so stark, wie die Auslegung, die das preußische Obertribunal im Proceß Twesten (Erkenntniß vom 29. Jan.

So empfand ich denn die gewaltsame Zurückdrängung der allein zuständigen Bundesgewalt und deren Execution gegen Dänemark durch Preußen und das in unglaublicher Verblendung Herrn von Bismarck durch Dick und Dünn folgende Oesterreich lediglich als Rechtsbruch, nicht als den Anfang einer Erhebung Deutschlands. So lebhaft mich die Siege der preußischen und österreichischen Waffen mit freudigem Stolz erfüll-

---

1866, entgegen seinem noch im Jahre 1853 am 12. December richtig gefällten Urtheil), dem Artikel 84 der preußischen Verfassung gab, wonach zwischen „Meinungen" und „Behauptungen von Thatsachen" zu unterscheiden und der Schutz der Verfassung nur jenen, nicht auch diesen zuzubilligen sei! Als ob der Satz: dieses Urtheil des Obertribunals ist beklagenswerth nicht zugleich eine Meinung und eine Behauptung von Thatsachen sei! In Preußen kam diese Frage nicht zur Lösung: wiederholte Anträge des Abgeordnetenhauses, man solle durch eine authentische Auslegung des Art. 84 solchen Mißgriff ausschließen (das war nach meiner Ueberzeugung gar nicht nöthig: eine wissenschaftliche Auslegung konnte gar nicht zu einem andern Ergebniß als anno 1853 gelangen!), scheiterten an der Weigerung des Herrenhauses. Erst Art. 11 des Reichsstrafgesetzbuches hat Abhilfe gebracht, indem er jede „Aeußerung" in Ausübung des Berufes schützt. Jetzt ist solche Harspalterei ausgeschlossen.

ten, die nun folgenden Jahre des Kampfes Bismarcks mit der preußischen Volksvertretung, wobei es ohne Verfassungsverletzung nicht abging, und das für Uneingeweihte nicht durchschaubare Gewirre der Schachzüge bismarckischer Statskunst gegen den Bund, für und gegen Oesterreich, gegen das Ausland, konnten mich für den „Zwingherrn der Preußen" nicht begeistern.

XIII.

In das Jahr 1864 oder 1865 fällt der Besuch des gerade 18 oder 19jährigen Königs Ludwig II. auf seiner Rundfahrt durch die baierischen Kreise in Würzburg: wir Professoren wurden ihm in der Universität vorgestellt: einen schöneren jungen Fürsten konnte man nicht ersinnen: ein Märchenprinz, ein Lohengrin. Nie werde ich den Blick, den schwärmerischen Aufschlag dieses blauen Jünglingsauges vergessen! Nur noch einmal im Leben — im Jahre 1873 — sollte ich den König sehen: in höchst merkwürdiger Zwiesprache. Bei der Vorstellung begegnete eine drollige Verwechselung. Einer der Professoren hatte sehr viel, ein anderer seit seiner Habilitationsschrift (vor 30 Jahren!) nichts geschrieben: der arme junge König, der kurz vorher auf einen Zettel,

den er nun manchmal hervorzog, die Namen (und Verdienste!) von einem halben Hundert Professoren sich hatte aufschreiben lassen, verwechselte den so Fruchtbaren und den „Galtling" und versicherte laut vor uns Allen den Armen, „er habe schon zahlreiche Bände von ihm gelesen!"

Nun stiegen die Gewitterwolken von 1866 auf. Ich habe die Cassandra-Begabung, drohende schwere Geschicke zu ahnen oder richtiger: es liegt in dem tragischen Zug in mir begründet, daß ich im Zweifel eher an tragisch-heroische als an kampflose Entscheidung von Widerstreiten glaube. Dieser, sagen wir melancholische Zug und durchaus nicht politische Voraussicht war es, der mich eine blutige Entscheidung der deutschen Frage ahnen ließ schon in Tagen, da noch die Meisten an gütlichen Ausgleich glaubten.

Es kam wie ich erwartet: der Krieg brach im Juli 1866 aus. Das erschütterte mich arg und erbitterte mich heftig gegen den Urheber des Bruderkampfes.

Man verstehe mich recht: man weiß wohl ausreichend in Deutschland und Oesterreich von mir, daß ich nachträglich (als es weder Kunst noch Verdienst war!) die Bismarcksche Statskunst als eine wahrhaft geniale verehrt habe und verehre und um der großen erreichten Ziele willen auch die Wege gut heißen mußte und muß, die allein zu jenen Zielen führten: daß diese im Kampf von Deutschen gegen Deutsche mit Blut besprengt werden mußten, beklagte und beklagt Bismarck selbst. Damals aber war es voll begreiflich, daß wir in Süddeutschland Gegner jenes Mannes waren, der ja in Preußen selbst viel mehr Feinde als Freunde zählte[1]).

---

[1]) Vergleiche die Rede, die ich vor zwei Jahren in Frankfurt am Main und in Mannheim (Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1892) zur Feier von Bismarcks Geburtstag hielt, 1. April 1892, kurz bevor ich die unschätzbare Freude und Ehre genoß, von ihm nach Friedrichsruhe eingeladen zu werden: der 20. April 1892, den ich mit meiner lieben Frau dort verbrachte, ist nach dem Tage von Sedan der werthvollste meines Lebens. In jener Rede habe ich Bismarck als den „Junker“, als den Preußen, als den Niederdeutschen geschildert.

Erst viel später wurden ja jene hohen, aber fernen und verhüllt gehaltnen Ziele — deutsche, nicht blos preußische! — auch uns erkennbar; erst später ward bekannt, daß die Einverleibung der Elbherzogthümer erst dann von Bismarck angestrebt wurde, als der Augustenburger starrsinnig auch die politisch wie militärisch unerläßlichsten Forderungen Preußens abwies. Erst spät gingen den österreichischen Statsmännern die Augen darüber auf, welch' unglaubliche Thorheit sie begangen hatten, als sie, statt im Einvernehmen mit dem Bund die schleswig-holsteinschen Dinge zu behandeln, sich von Herrn von Bismarck verlocken ließen, mit ihm da hoch im Nordwesten, wo für Oesterreich doch gewiß nichts zu holen war, auf Eroberungen auszuziehen und ihre natürliche Stütze gegen Preußen, den Bund, zur Seite zu werfen. Wie kläglich war es, als sie nun 1866 zur „Bundestreue" zurückkehrten, nachdem sie — endlich! — gemerkt, daß sie, gegen den Bund handelnd, nur für Preußen gehandelt hatten!

Als das drohende Gewölk eines Kampfes zwischen Preußen und Oesterreich nebst dessen Verbündeten immer dunkler sich emporthürmte, ward in Süddeutschland allgemein das Gerücht verbreitet, Herr von Bismarck habe dem Imperator an der Seine für seine Neutralität oder im Nothfall gar für seine Waffenhülfe preußische, baierische und andre deutsche Gebiete auf dem linken Rheinufer versprochen. Dies ward um so bereitwilliger geglaubt, als man auch Bismarck die uns alle in Süddeutschland — wie wohl auch Napoleon — beherrschende Annahme zuschrieb, Preußen werde von Oesterreich und dessen Verbündeten so geschlagen werden, daß nur russische oder französische Hilfe es werde retten können. Kein Mensch ahnte, daß Bismarck wie zu Gastein die österreichische, so zu Biarritz die Napoleonische Statskunst in wahrhaft Odhinhafter Genialität überlistet, daß er die Neutralität Frankreichs sich gesichert hatte, ohne jemals eine Scholle deutscher Erde als Preis versprochen zu haben. Napoleon zählte darauf, dem auf's Knie geworfenen

Preußen seine Hilfe beliebig hoch verkaufen und auch die durch den Kampf geschwächten Sieger durch gewaffnete Drohung zur Gewährung eines Antheils an der Beute zwingen zu können. Aber es kam anders: Oesterreich rief die Hilfe Napoleons an! Dieser Argwohn, der „Preuße" habe dem Imperator deutsches Land verrathen und verkauft, steigerte den Haß gegen Bismarck noch höher. Ging es dann doch auch bei der Herbeiführung des Krieges wieder nicht ohne Rechtsverletzung ab: Herbeiführung, sag' ich: denn ohne Zweifel, nun, nachdem seine sehr bescheidnen Forderungen für Umgestaltung der Bundesverfassung abgelehnt waren, wollte Bismarck den Krieg[1]), die Lösung der deutschen Frage durch Besiegung Oesterreichs: dafür hatte er ja gerüstet, dafür Jahre lang den Kampf mit seiner Volksvertretung geführt: anders handeln wäre eben das Gegentheil von Statsmannschaft, wäre romantische Sentimentalität im Stile von

[1]) Moltke hat es bestätigt.

Friedrich Wilhelm IV. gewesen. Schwer genug war es ihm geworden, seinen alten Herrn zu dem Kampf mit Oesterreich zu bewegen: man stellte Preußen als bedroht dar durch die furchtbaren Rüstungen Oesterreichs und Baierns! Du lieber Gott! Bald zeigte der Gang und Ausgang des kürzesten mir bekannten Feldzugs, wie unbegründet diese „Besorgnisse" waren. Ein preußischer Offizier — er hat es später recht hoch gebracht! —, der schwerlich nur um der schönen Gegend willen Baiern und Württemberg im Juni (in Civil) durchreiste und den man bei seiner Rückkunft in Berlin von dem drohenden Angriff der Süddeutschen u. s. w. sprach, gab lächelnd zur Antwort: „die sind froh, wenn wir ihnen nichts thun! wen will man denn hier täuschen?"

Uebrigens war König Wilhelm denn doch fest entschlossen, es zu einem zweiten Olmütz nicht kommen zu lassen: dafür hatte er sich ja, Bismarck folgend, sein schlagfertig Heer geschaffen.

Ob der Bundesbeschluß vom 14. Juni 1866, be-

treffend die Mobilmachung von 4 Armeecorps (VII., VIII., IX., X.) bundesrechtswidrig war oder nicht, — darüber läßt sich streiten. Die Bundesversammlung hatte nach Artikel 19 der Wiener Conferenz-Acte von 1820 das Recht, „falls Thätlichkeiten unter Bundesgliedern zu besorgen, vorläufige Maßregeln zu ergreifen, wodurch jeder Selbsthülfe vorgebeugt werden soll".

Dieser Fall war in Holstein zweifellos gegeben: jede Stunde konnten dort die einrückenden Preußen und die bisher im alleinigen Besitz befindlichen Oesterreicher handgemein werden: und als eine provisorische Schutzmaßregel war jene theilweise Mobilmachung immerhin zu rechtfertigen. Erblickt man aber auch, wie Preußen, in jenem Beschluß eine Bundesrechtsverletzung, so gab doch eine solche keinesfalles Preußen das Recht zu dem Schritt, den es nun that: es erklärte durch jenen Beschluß den Bund für aufgelöst. Der Bund war als ein sogenannter „ewiger", d. h. als unkündbar, geschlossen und die

Frage, was zu geschehen habe, wenn Streit unter Bundesgliedern (auch über eine angebliche Verletzung des Bundesrechts) ausbreche, war bestimmt entschieden: Angehen des Sühneausschusses, dann, nach gescheitertem Sühneversuch, Bildung eines Austrägalgerichts, dessen Entscheidung beide Parteien sich bei Meidung der Bundesexecution zu fügen hatten.

Es ist sehr begreiflich, daß Bismarck, der die Art, wie dies Bundesgericht entscheiden würde, voraussah, jenen Weg nicht beschritt: immerhin war auch das Mittel, zu dem er greifen mußte, da er die Waffenentscheidung — und zwar gerade jetzt — wollte, ein widerrechtliches. Das empörte mich abermals. Deßgleichen das Bündniß Preußens mit den Wälschen, um den Oesterreichern, in denen wir Baiern nun einmal unsere deutschen Brüder und Stammesgenossen sahen, ihre italienischen Besitzungen zu entreißen. Jedoch wirkte dies, nachdem ich das Jahr 1859 erlebt und Italien kennen und lieben gelernt hatte, — zu meinem eignen Erstaunen — lange

nicht mehr so stark in mir als weiland die preußische Neutralität 1858/59: das Einungsstreben der Italiener hatte so sehr meine Zustimmung, daß ich Herrn von Bismarck nicht gar zu bitter grollte, daß er ihnen hiezu die Hand bot. Dabei freute es mich herzlich — freilich ein seltsamer Widerspruch! — daß die österreichischen Waffen zu Lande bei Custozza und zumal auch zur See bei Lissa hohe Siegesehren erfochten: ich hatte schon 1862 gewünscht: (s. Band III. S. 429) die Oesterreicher sollten — nach glänzender Wahrung der Waffenehre — Italien den Italienern überlassen. Nun geschah es.

XIV.

Der Krieg begann.

Es ward mir leicht, — nach Abstammung und Erziehung und seit 1867 und 1870 auch nach Gesinnung — als ich 1872 nach Preußen ging, ein guter Preuße zu werden: aber ich bin zugleich ein guter Baier geblieben in meiner Empfindung: das ist glücklicherweise seelisch so wenig ausgeschlossen, wie nach dem Reichsrecht die preußische Statsangehörigkeit die baierische aufheben muß. Und dem Baier ist es mehr als peinlich, ist es schmerzlich, von der Geschichte des „Mainfeldzugs“ zu reden: es war gar so jämmerlich! Die trefflichste Tüchtigkeit der Mannschaft, auch der unteren Führer, und die traurigsten Mißerfolge aus Gründen der „Diplomatie“ (!) der Uneinigkeit und Unfähigkeit der obersten Führer!

Ich mache es kurz: aber einige bezeichnende Dinge, die ich zufällig genau erfahren habe, müssen doch gesagt sein.

Schon der Umstand, daß die Baiern sich nicht wie die Sachsen mit den Oesterreichern vereinten, sondern, nachdem der Versuch, den Hannoveranern beizuspringen, gescheitert war, „lediglich das eigene Gebiet deckten", — als ob sie dazu nach dem Erliegen der Oesterreicher im Stande hätten sein können! — weckte den Argwohn, daß Baiern zwar formell seine Stellung auf Seite des Bundes nehmen, aber sich nicht allzueifrig an dem Krieg betheiligen wolle.

Ich halte diesen Vorwurf — jetzt — für unbegründet: aber damals ward er vielfach — und auch von mir — für wahr gehalten.

Was Baden betrifft, so war bekannt, daß der Großherzog nur mit äußerstem Widerstreben, von der Mehrheit der großdeutschen Volksvertretung gezwungen, sich zu dem Kriege gegen Preußen genöthigt gesehen hatte. Was aber die großherzoglich

hessische Statskunst anlangt, so hat ein über selbige vor Kurzem veröffentlichter Brief der damaligen Prinzessin Alice überraschende Aufschlüsse gegeben. Diese an Geist und Gemüth gleich ausgezeichnete, früh verstorbene Frau, eine Tochter der Königin Victoria, eine Freundin von David Strauß und mir huldvoll gewogen (— nach einem Vortrag zu Darmstadt 1871 erfreute ich mich einer Unterredung mit ihr —) schrieb damals, nachdem die Hessen gegen die Preußen ausgerückt waren, einer Bekannten (ich muß aus dem Gedächtniß anführen): „ich bin in großer Sorge um . . . (folgen mehrere Namen von hessischen Officieren). Denn zwar ist es ja abgemacht, daß überall, wo die Preußen kommen, unsere Leute gehen, so daß ein Kampf, wenn irgend möglich vermieden wird. Aber es könnte ja doch durch Zufall ein Unglück geschehen“. Angenehme Bundesgenossen! (Freilich kamen dann auch die Hessen in's Feuer.)

Oesterreichische und süddeutsche Blätter verbrei-

teten gleich in den ersten Tagen lärmende Lügen über österreichische Siege: aber Lügen (nicht blos französische) haben kurze Beine und die Aufdeckung des Schwindels wirkte herabdrückend auf uns allzu Leichtgläubige. Als die preußischen Heere ohne Widerstand in Sachsen und fast ohne Widerstand auch in Böhmen einrückten, ward mir's unheimlich. Wo blieb die ungarische Reiterei, die durch die gesprengten Vierecke „der allgemeinen Wehrpflicht der Schneider und Postgehilfen" hindurch auf Berlin traben sollte? „Ja", hieß es, „wartet nur! Das ist eben der kluge Plan Benedecks: er lockt die Preußen in die böhmische Mausefalle und fängt sie dort ab." Statt dessen kamen die Hiobs-Nachrichten von Nachod (27. Juni), von Skalitz (28. Juni), von Gitschin (29. Juni). „Die Preußen marschiren auf Prag!": ich weiß noch, wie mich dieser telegraphische Stabreim erschütterte. Und nun wachten in mir die Erinnerungen an meines Vaters stolze Worte über die „kriegerischen Preußen" auf. Und es ward mir recht

bedenklich zu Sinne. Aber daran, daß wir hier, tief im Südwesten, von dem Krieg berührt werden könnten, dachten wir noch lange nicht. Wir hatten darauf gezählt, die Oesterreicher (und Sachsen) würden den Preußen im Osten soviel zu schaffen machen, daß diese an einen Einfall in Süddeutschland gar nicht denken könnten. Im Gegentheil. Die Baiern waren ja ausgezogen gen Norden, den Hannoveranern die Hand zu reichen. Ein wackerer, aber fast übereifriger (im Jahre 1893 verstorbener) Oberst in Würzburg (von Aldosser), sollte — sagte man — sich gelobt haben, bei allererster Möglichkeit anzugreifen, da man vielfach munkelte (oben S. 142), es sei eigentlich im Sinne der baierischen „Statskunst", einen Zusammenstoß mit den Preußen zu vermeiden: Aldosser aber wollte „raufen". Und er „raufte": er versuchte alsbald (2. Juli) einen nächtlichen Ueberfall bei Immelborn, der jedoch mißlang: der grimme Führer selbst ward verwundet.

Die Nachricht von dem Gefecht bei Langensalza

(27. Juni 1866) konnte ja Wahrheitgemäß als Nachricht eines taktischen Sieges der Hannoveraner bezeichnet werden und wir zweifelten nun nicht mehr an der Vereinung der Baiern mit jenen und an günstigsten Folgen solcher Vereinigung zur Abwehr der Preußen von jeder Bewegung gen Süden.

Aber alsbald hatten wir zu lernen, daß das Gefecht bei Langensalza den Zweck der Preußen gleichwohl erreicht, daß die festgehaltne Schar der Hannoveraner, umzingelt, sich ergeben hatte: und nun ward uns klar, daß die Wogen des Krieges bis zu uns heran rollen könnten. Bald genug hörten und sahen wir sie rauschen!

Am Morgen des 4. Juli traf die Nachricht ein von dem schweren, entscheidungsvollen Schlag von Sádöwa.

Die Gefechte bei Zella und Wiesenthal (4. Juli), an der fränkischen Saale bei Hammelburg (10. Juli), der blutige Tag bei Kissingen, die Zusammenstöße bei Nüdlingen, bei Winkels, bei Friedrichshall und Hausen,

bei Laufach (13. Juli), bei Aschaffenburg[1] (14. Juli), Hundheim (23. Juli), bei Tauberbischofsheim und Werbach (24. Juli), bei Helmstadt (25. Juli), bei Gerchsheim, bei Roßbrunn (26. Juli) brachten uns die preußische Mainarmee immer tiefer nach Süden. Damals kam der unglückliche Ausdruck vom „sich rückwärts concentriren“ auf und von den „einzelnen brillanten Gefechtsmomenten“.

Näher und näher gen Würzburg wälzte sich der Krieg heran. Das glücklich veranlagte, frohlebige Völklein dort hielt sich den Gedanken fern, — fast hätte ich geschrieben: „vom Leibe“ — daß es selbst Zuschauer und Opfer von Kämpfen werden könne. Ich erwartete das sehr früh: nicht vermöge der Gabe

[1]) Es ist unglaublich, wie in so erregten Zeiten nicht nur Franzosen, auch Deutsche — phantasiren („lügen“ setzt bewußte Unwahrheit voraus, die nicht immer vorliegt): so ward auf das bestimmteste versichert [— ich glaube, auch gedruckt —], der Oberbefehlshaber der Preußen, Vogel von Falckenstein, sei bei dem Eintritt in Aschaffenburg durch den Schuß eines Bäckermeisters aus dessen Laden todt vom Pferde geworfen worden.

der Weissagung, sondern gemäß eifrigen Versenkens in die Landcarte und langjähriger Beschäftigung mit allerlei Kriegsgeschichte: Freund Semper und ich, wir vertrauten uns nach dem Gefecht bei Aschaffenburg (am 14. Juli) lange vor den Uebrigen heimlich: „in vierzehn Tagen sind die Preußen da". Und siehe, sie trafen pünktlich ein.

Es war kaum zu begreifen, wie die Feinde, obwohl an Zahl geringer als die beiden süddeutschen Armeecorps zusammen, jedem einzelnen der beiden nicht stark überlegen, es fertig brachten, sich zwischen jene beiden einzuschieben und jedes vereinzelt zu schlagen. Die Ueberlegenheit der preußischen Führung kam doch wohl nur dadurch zu so starkem und ununterbrochnem Ausdruck und Erfolg, daß die obersten Feldherrn der Süddeutschen, Prinz Karl von Baiern, Prinz Alexander von Hessen, Prinz Wilhelm von Baden, vielfach, wie man in München sagt, „auseinander harmonirten". Andere Gründe traten hinzu: die Mannschaften und die unteren Führer trifft ge-

wiß keine Schuld. Aber es war doch schlimm, daß bei Aschaffenburg (14. Juli) die „Italiener in dem österreichischen Regiment Wernhardt, die sich zu Anfang des Gefechts tapfer geschlagen hatten, bei der eingetretenen ungünstigen Wendung desselben keine besonderen Anstrengungen machten, um sich durchzuschlagen und der Gefangennahme vielfach nur geringen Widerstand entgegensetzten": so drückt sich — sehr schonend! — das Werk des preußischen Generalstabs[1]) aus: während die Preußen an diesem Tage 9 Gefangene (darunter keinen Officier) verloren, büßten die Oesterreicher (d. h. Italiener) — Hessen waren fast gar nicht betheiligt —, an Gefangenen 21 Officiere und 1738 Mann ein! Eintausendsiebenhundertachtunddreißig! Sapienti sat. Mir erzählten später preußische Officiere, haufenweise warfen bei Aschaffenburg auf dem Rückzug die Italiener vor einzelnen Preußen

---

[1]) Berlin 1867. S. 628.

die Gewehre fort und ließen sich gefangen nehmen. Wußten sie doch, daß jenseit der Alpen ihre Brüder gegen die Oesterreicher fochten!

Ich verschweige viel des Traurigen, was noch aus jener Zeit zu berichten wäre: z. B. das Meiste von dem Tage von Hünfeld (4. Juli). Die baierische Avantgarde der Reservecavallerie hatte von dem Prinzen Alexander von Hessen einiges Fußvolk erbeten, um, wie ihr befohlen war, bei Hünfeld in schwierigem Berg- und Wald-Gelände aufklären zu können: der Prinz schlug das Ersuchen ab, „da er seinen Truppen einen Ruhetag bewilligt habe". Darauf gingen die Cürassiere und eine halbe Batterie allein ohne jede Infanterie in jene für Reiterei höchst ungünstigen, hochgelegnen Waldgebiete vor. Ein Par Granaten der Preußen und „unter Zurücklassung eines Geschützes trat die Avantgarde einen, wie es schien, ziemlich ungeordneten Rückzug an"[1]. O ja! „ziemlich ungeordnet". Ich hab' es

[1]) Berlin 1867. S. 587.

gesehen, wie diese Reiter in Würzburg eintrafen! Und das waren dieselben Baiern, die sich vier Jahre später auf dem langen blutigen Weg von Weißenburg bis Orléans mit Ruhm bedeckten. Am Abend des 10. Juli sah ich ein par Bataillone aus dem glücklosen Gefecht bei Hammelburg zurück kommen: ihre Haltung war viel besser als die jener Reiter: finster, aber trotzig, nicht gebrochen.

Selbstverständlich ward die wissenschaftliche Arbeit mitten in der Aufregung ununterbrochen fortgeführt: ich schrieb am V. Band der Könige und las ruhig von 8—10 Uhr deutsches Privatrecht und Handelsrecht.

Am 26. Juli fand — ganz nahe bei Würzburg — das Gefecht bei Roßbrunn statt; gegen den Abend dieses Tages erscholl in der Stadt das Gerufe eines großen Sieges der Baiern: einer der höchsten Verwaltungsbeamten des Kreises — aber nicht der Präsident — betheuerte mir, „wir" hätten 9 preußische Kanonen genommen. Voller Freude tele-

graphirte ich es der Allgemeinen Zeitung nach Augsburg. Was habe ich nicht in der Folge wegen dieser verfluchten 9 Kanonen an Verspottung zu leiden gehabt!

Allmälig merkten auch die Vertrauensseligsten, daß es nun doch recht ungemüthlich werden könne. Schon war davon die Rede, die poesievollen Glacis vor der Stadt niederzulegen, um die „Festung Würzburg“ vor der Annäherung des Feindes zu sichern: glücklicherweise blieb diese Entschönung, die völlig zweck- und erfolglos gewesen wäre, der Stadt erspart. In der eifrig katholischen Bevölkerung brütete und gährte eine aus Furcht und Haß unheimlich gemischte Stimmung. Man fürchtete, die Preußen würden „plündern“, man behauptete, ein polnisches Regiment habe in Kissingen „geplündert“: (richtig ist im Wesentlichen wohl nur, daß die Leute dort massenhaft Racoczy tranken, der sich dann seltsam gerächt haben soll!). Auch mein Hausherr war von Angst und Grimm zugleich erfüllt. In der Nacht des

25. Juli glaubte ich ein seltsam Geräusch im hinteren Garten zu vernehmen: ich lugte durch das Fenster und sah meinen guten Herrn Spath eifrig unter dem großen Birnbaum schaufeln: nach alter Bauernsitte vergrub der Dettelbacher (oben S. 4) seine par silbernen Löffel und das „Geschnür“ seiner Frau, diese Schätze vor den Preußen zu sichern. Als ich ihn am folgenden Morgen darüber auslachte, beschwor er mich, keinem Menschen den Platz zu verrathen. Aber neben der Furcht beherrschte den sonst so gutmüthigen Mann bittrer Groll und sein Preußenhaß hätte in der folgenden Nacht bald ein Unheil angerichtet; wiederholt hatte er mich gefragt, ob ich den wirklich glaube, daß die „Preißn“ bis zu uns kommen würden und als ich das für sehr wahrscheinlich erklärte, grollte er: „den ersten, der in mein Haus kommt, schieß' ich nieder“. Ich hielt das nur für eitle Rede. In der Nacht vom 26. zum 27. Juli erscholl der Hufschlag eines Pferdes, das sich auf der Landstraße rasch näherte. Ein befreundeter baierischer Officier, Freiherr Leopold von

Schrenk, war in diesen Tagen der Aufregung wiederholt zu mir gekommen, neue Nachrichten zu bringen und sich ein wenig zu verruhen. Ich vermuthete ihn in dem nächtlichen Reiter und ging ihm in den Garten entgegen: da stieß ich an der Ecke des Hauses auf Herrn Spath, der das Jagdgewehr in Anschlag hielt und zielte, wie der Officier in das offne Thor einritt: er hatte ihn für einen der preußischen Husaren gehalten, die sich im Laufe des Tages bereits in der Nähe gezeigt haben sollten; gerade noch zu rechter Zeit fiel ich ihm in den Arm.

In den letzten Tagen hatte ich schon allerlei Arbeit durch den Krieg bekommen. Ein befreundeter Chirurg, Professor Oehler, — wir werden ihn bei Sedan wieder finden, — und Geigel (oben S. 42) hatten in dem Ehehaltenhaus, meiner Wohnung gegenüber, ein Lazaret eingerichtet; sie ersuchten mich, die Führung der Listen zu übernehmen: so verbrachte ich gar manche Stunde an den Betten der Verwundeten: — auch mit allerlei Handreichung, eine Vor-

übung, die mir 1870 gut zu Statten kam. In dem Gefecht bei den Hettstädter Höfen waren einige (grüne) Husaren[1]) gefangen worden, darunter auch ein par verwundet. Der Eine hatte einen schlimmen Hieb über den Kopf, der ihm Bewußtsein und Gedächtniß verstört hatte. Nachdem er sich einigermaßen erholt, beantwortete er meine übrigen Fragen, die ich, um die Listen auszufüllen, thun mußte, alle ohne Weiteres: als ich aber fragte: „katholisch oder protestantisch?", schüttelte er den schmerzenden Kopf und erwiderte: „ja, lieber Herr Doctor, das weiß ich nicht mehr". —

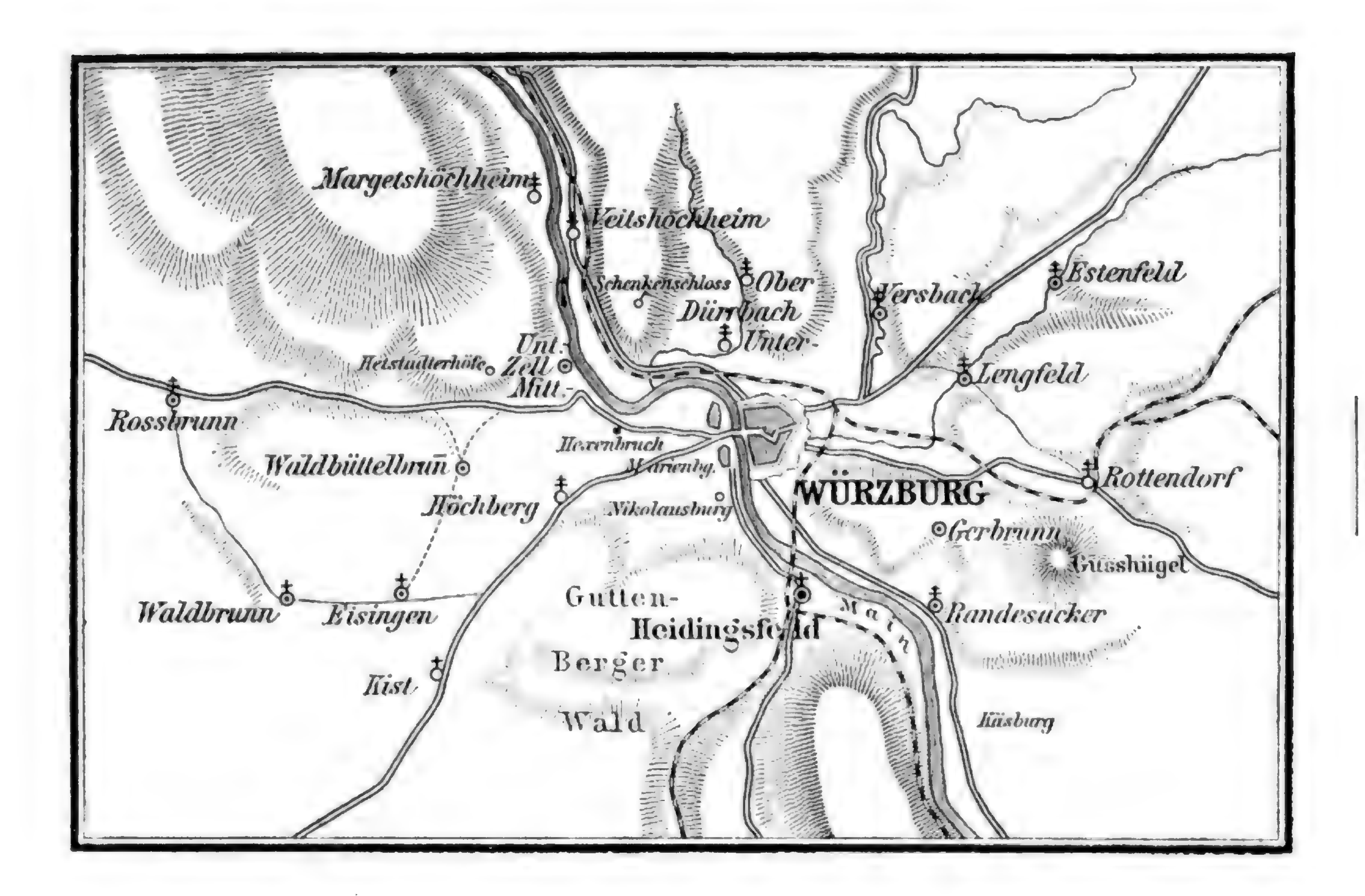
---

[1]) X. Landwehr-Husarenregiment oder Husarenregiment Nro. IX. Andere Husaren waren nicht betheiligt.

XV.

Am Abend des 26. Juli hatten zuerst Fischer, die von unterhalb Würzburgs — von Lohr her — in die Stadt flüchteten, gemeldet, die Preußen seien von Norden her im Anmarsch, das gleiche berichteten von Westen her über den Main fliehende Bauern. Oesterreichische Truppen hatten schon am Morgen des 26. Juli die Eisenbahnbrücke über den Main bei Heidingsfeld — zehn Minuten nördlich meiner Wohnung — auf dem rechten Ufer verbarricadirt und besetzt. Oestlich davon, auf den Höhen bei der Käsburg, parallel der Straße nach Randesacker, fuhren zwei österreichische, eine nassauische und eine gezogene württembergische Batterie auf.

In der Nacht vom 25. auf den 26. Juli war ein junger Bauernbursch aus einem der Höfe west-


Margetshöchheim
Veitshöchheim
Schenkenschloss
Ober
Dürrbach
Unter
Versbach
Estenfeld
Lengfeld
Unt.
Zell
Mitt.
Rossbrunn
Waldbüttelbrun
Hexenbruch
Höchberg
Nikolausburg
WÜRZBURG
Rottendorf
Gerbrunn
Gusshügel
Waldbrunn
Eisingen
Gutten-
Heidingsfeld
Berger
Wald
Main
Randesacker
Kist
Käsburg

lich von dem Guttenberger Wald, ein Bekannter von Spaths, entflohen. Husaren, die verhindern wollten, daß Nachricht von den preußischen Stellungen zu den Verbündeten gelange, verfolgten ihn: er entkam, indem er in der Dunkelheit den Fluß durchschwamm. In unserm Hause machte er nun ganz genaue, und, wie sich später herausstellte, ganz richtige Angaben über Stärke und Vertheilung der preußischen Truppen. Ich schickte ihn mit dem Sohn des Hausherrn in die Veste Marienberg, dort seine Mittheilungen zu wiederholen und ging selbst an die Eisenbahnbrücke, um dem österreichischen Befehlshaber dort zu sagen, was ich erfahren hatte. Der Hauptmann wollte gar nicht glauben, daß die Preußen schon so nahe — im Guttenberger Walde — seien, schickte Meldung zu den Batterien bei der „Käsburg“, zeigte mir genau die Barricade und gab mir die (recht erfreuliche!) Versicherung, man würde, falls die Preußen den Uebergang erzwängen, in hartnäckigem Kampf in den Häusern und Gärten vor der Stadt

jeden Fuß breit vertheidigen. Das konnte ja recht hübsch werden. Armer Herr Spath und armes friedliches Häuslein! — Ich sagte selbstverständlich zu Hause nichts von dieser angenehmen Aussicht. Trat jenes Gefecht ein, so hatte ich beschlossen, die Hausbewohner in dem Ehehaltenhaus zu bergen, das dann durch die Genfer Conventionsfahne (22. August 1864), — das rothe Kreuz im weißen Felde — als Lazaret bezeichnet und geschützt werden sollte.

Der Morgen des 27. Juli brach an — (ich meine: es war war ein Freitag? —). Ich ging wie jeden Tag um 8 Uhr in die Universität, meine zwei Stunden Vorlesung zu halten (s. oben S. 34). Als ich um 10 Uhr aus der Universität auf die Neubaugasse trat, vernahm ich ein eigenthümliches Donnern — bei hellstem Himmel: die Leute liefen zusammen und deuteten auf den Nikolausberg südlich der Festung, sowie in die Richtung des Hexenbergs nördlich derselben: „die Preußen sind da!“ schrien sie. Und sie waren da!

Es war die Brigade Kummer („der preußische Kummer kam über Aschaffenburg!" war schon früher gewitzelt worden), die Vorhut der Division Goeben. Als dieselbe von Höchberg her vorrückend sichtbar ward, erhielt sie Feuer aus dem schweren Festungsgeschütz. General Kummer schob seine Plänkler auf dem Hexenberg nördlich und auf dem Nikolausberg südlich der Festung vor, die Brigade Wrangel besetzte ebenfalls den Nikolausberg und eine halb vollendet verlassne Schanze auf demselben. Die wenigen baierischen Infanteristen, die sich noch außerhalb der Festung befanden, wichen in diese zurück, nachdem sie das vorher geräumte Pulvermagazin auf dem Hexenberg in Brand gesteckt hatten. Die Festung nahm den Kampf mit scharfem Eifer auf: auf einzelne zur Kundschaft vorreitende Officiere und Plänkler (die sich aber meist sehr geschickt deckten) schossen sie aus Wallbüchsen bis auf 1200 Schritt.

Gegen 11 Uhr begannen auch die Preußen den Artilleriekampf. Auf dem Nikolausberg fuhren eine

preußische vierpfündige und eine oldenburgische sechspfündige Batterie (kurze Zeit hindurch auch eine zwölfpfündige oldenburgische), auf dem Hexenberg zwei preußische, — eine sechs- und eine vierpfündige — Batterie auf und eröffneten das Feuer auf die Festung. Ich ging nach Hause: als ich bis an das Ehehaltenhaus gelangt war, krachte es plötzlich auch von meiner Linken her: es waren die vier Batterien auf den Höhen im Osten, die die feindlichen auf dem Nikolausberg — zum Theil aus der Flanke — äußerst lebhaft über das ganze Mainthal hinweg (3500 bis 5000 Schritt!) beschossen: diese blieben die Antwort nicht schuldig und so flogen denn gar viele Kugeln von hüben und drüben über unser Dach und unsern Garten, in dem ich weilte, hinweg, ohne irgend Menschen oder Häuser in dem Thale zu schädigen. Uebrigens muß ich bemerken, daß ich gar nicht daran dachte, es könne m auch etwas an den Kopf fliegen: — ganz anders war meine Stimmung als später bei Sedan. Ich erfreute mich rein ästhetisch an dem

großartigen Schauspiel der aus dem weißen Pulverdampf blitzenden Schüsse, des gewaltigen Krachens der schweren Festungsgeschütze. Bald kam ein anderer grauenhaft schöner, aber doch überwiegend prachtvoller Anblick dazu: die Festung stand in vollen Flammen! Himmelhoch schlug die rothe Lohe empor. Die Preußen hatten, da die Geschütze kaum sichtbar und zum Theil in Kasematten aufgestellt waren, ihr Feuer mehr gegen die Gebäude, besonders gegen das Arsenal, gerichtet und alsbald das letztere in Brand geschossen.

Unglaublich, wie so manches auf Seite der Verbündeten, waren die Dinge, die an diesem Tage geschahen. Mein junger Freund, Dr. von Gosen (oben S. 67), befand sich als Auditoriatsgehilfe auf der Festung: am Morgen des 27. Juli blickte er zufällig aus einem Fenster auf den Nikolausberg und entdeckte auf demselben — die Preußen. Er eilt zu einem der Befehlshaber und meldet's. Der fährt ihn an: „Was fällt Ihnen ein! Der Nikolausberg, dieser wichtigste,

die Festung am gefährlichsten bedrohende Punkt, ist von dem achten Armeecorps besetzt. Wie wird Prinz Alexander ihn ohne Kampf, ja ohne Nachricht an uns, räumen! Undenkbar! Sie nehmen die Kurhessen, die auch Pickelhauben tragen, für Preußen." „Ich kenne die Preußen. Bitte, überzeugen Sie sich selbst." Sie stecken den Kopf zum Fenster hinaus — bumms, schlägt die erste Kugel dicht bei ihnen ein. Diese Geschichte kann ich verbürgen: Gosen erzählte sie mir am folgenden Tage. Dagegen weiß ich nicht mehr, wer mir berichtete — und muß es daher als bloßes Gerücht verzeichnen —, man sei auf der Festung so sorglos und unvorbereitet gewesen, daß man, obwohl man schon Tage lang das Erscheinen des Feindes zu erwarten hatte und die Wälle armirt waren, auf dem Speicher, unmittelbar unter dem Dach, Pulvervorräthe liegen ließ, die erst nach dem Beginne der Beschießung unter dem heftigsten Feuer der Preußen herunter getragen wurden und zwar großentheils von todesmuthigen Officieren,

die ihren Mannschaften ein solches Wagniß nicht zumuthen wollten.

Und das VIII. Armeecorps? Es hatte wirklich ohne Kampf und ohne vorgängige Mittheilung an die Baiern, ohne Aufforderung, selbst dort einzurücken, diese wichtigste Stellung geräumt und sich theils durch Würzburg, theils durch Heidingsfeld auf das rechte Mainufer gezogen, die Baiern auf dem linken allein lassend. Die Badener zogen ab nach Ochsenfurt.

Um Mittag hatte der preußische Oberbefehlshaber, General von Manteuffel, sich mit Gefolge und einer Schwadron Husaren auf der Hochfläche bei Oberzell gezeigt: da fielen Schüsse gegen die Gruppe aus dem Mainviertel und eine baierische Batterie feuerte sehr heftig von der Ruine Schenkenschloß her — auf dem rechten Mainufer — ebenfalls über das ganze Thal hinüber; ein Officier im Gefolge Manteuffels fiel, tödtlich getroffen.

Uebrigens schossen die preußischen Batterien keines-

wegs nur auf die Festung, auch auf die Stadt: auf die Mainbrücke, — hier einen Civilisten tödtend —, in Häuser in deren Nähe, aber auch auf die Universität schlugen zahlreiche Granaten und Vollkugeln — (diesen „akademischen“ werden wir noch im baierischen Abgeordnetenhaus begegnen!).

Ich habe schon damals und später den Preußen diese Beschießung einer „offnen Stadt“ zum Vorwurf gemacht: ich nahm an, sie hätten, statt ihr Feuer auf die Festung und auf die Batterien rechts vom Main zu beschränken, die unbesetzte Stadt beschossen, nur um so „moralisch“ zu wirken, d. h. die Einwohner zu einem Druck auf den Befehlshaber der Festung zu bewegen. Mein Vorwurf war unbegründet: ich habe später erfahren, daß damals — am 27. Juli — auch in der Stadt baierische Truppen aufgestellt und den Preußen von dem Hexenberg aus sichtbar waren; anders verhielt sich die Sache, wie wir sehen werden, ein par Tage später. —

Gegen 4 Uhr verstummte das Feuer der feind-

lichen Batterien fast völlig, die Truppen rückten in ihre Beiwacht ab: nur von der Festung aus fielen noch bis gegen Abend Schüsse gegen die Vorposten.

Auf 4 Uhr war Stipendien-Prüfung in dem Universitäts-Gebäude anberaumt. Da für jetzt unserem Hause keine Gefahr drohte, setzte ich ruhig den Strohhut auf und ging — zu lebhaftem Erstaunen des Herrn Spath. „Was gehen mich die Preußen an?" erwiderte ich auf seine besorgten Vorhaltungen. „Die Prüfung ist angesagt, ist nicht abgesagt, also gehe ich hin."

Es fielen, wie gesagt, nur noch wenige Schüsse der Feinde. Als ich aber in der Brunnengasse ging und eben in die Neubaugasse einbiegen wollte, schlug eine Kanonenkugel in ein Dach zu meiner Rechten und schleuderte mir eine Menge von zerschmetterten Dachziegeln vor die Füße; mir war nichts geschehen. Die Straßen waren ganz leer. Die meisten Einwohner saßen in ihren Kellern.

In der Universität angelangt, ging ich in das

Prüfungszimmer: — kein Mensch! Weder Prüfer noch Prüfling war da. Als ich die Treppe wieder herab kam, scholl mir aus der Tiefe, wie aus der Unterwelt, ein banger Ruf an's Ohr: es war der alte Pedell (S. 7) und er sprach mich von der Kellertreppe her an: „Kommen Sie doch geschwind herunter: auf dem Dach hagelt's ja Granaten!" (es waren aber nur ein par gewesen!). „Herr Hofrath Albrecht geruhen, im Keller zu sitzen." Ich stieg hinab und fand den prächtigen alten Herrn ganz furchtlos: nur auf dringendes Flehen des Pedells hatte er sich in jene Zuflucht begeben: er war gekommen, — wie ich — „die nicht abgesagte Prüfung zu halten". Wir warteten noch eine geraume Weile und da sonst niemand erschien, gingen wir wieder nach Hause; er meinte mit seinem feinen Lächeln, wir hätten ein Protocoll aufnehmen und darin feststellen sollen, daß von den Candidaten keiner, von den Professoren nur der älteste und der jüngste erschienen seien. —

Prachtvoll flammten gar oft noch spät in der

Sommernacht einzelne Lohengarben aus den verbrannten Gebäuden der Festung empor, wann ein Balke oder ein Stück Dachstuhl in die auf dem Boden noch glimmenden Gluthen stürzte; im weiten Umkreis auf den Höhen des rechten Ufers brannten die Wachtfeuer der Verbündeten: die Preußen lagerten verdeckt im Guttenberger Wald: man hörte nur ihre Trommel- und Trompeten-Signale.

Der Artilleriekampf am 27. Juli hatte die Stadt so gut wie gar nicht geschädigt[1]: der Verlust der Baiern ist mir nicht bekannt: von Einwohnern waren Einer getödtet, ein par verwundet, die Löcher in einigen Dächern und Mauern waren ohne Belang.

---

[1] Mein Vater hatte an dem Abend des 27. Juli in München eine große Rolle — ich glaube, den Tell — zu spielen: während der Vorstellung kamen die übertreibenden Telegramme von der „Schlacht bei Würzburg" und ein rücksichtsvoller Kunstgenosse rief, recht wohl wissend, daß ich in Würzburg lebe, meinem Vater, gerade als er zu dem wichtigsten Auftritt die Bühne beschreiten mußte, zu: „armer Dahn, Würzburg brennt an allen Ecken". Und mein Vater ging doch hinaus und that seine Pflicht.

XVI.

Aber in den nächsten Tagen drohte der Stadt ganz nahe sehr, sehr ernste Gefahr.

Die Stellung der Baiern und des VIII. Armeecorps bei Würzburg war auf die Dauer unhaltbar: die Verbindung der Hessen, Badener, Württemberger mit ihrer Heimath war durch die Preußen abgeschnitten, die der Baiern bedroht: zog doch bereits im Rücken der Baiern das preußische zweite Reservecorps gegen Bayreuth.

Entweder mußte man Main aufwärts zurückgehen oder die preußische Hauptmacht aus ihrer Stellung gerade gegenüber Würzburg zu vertreiben versuchen: — daß hierbei die Stadt auf das Schwerste durch die preußische Vertheidigung und gar, bei Scheitern des Angriffs, durch die verfolgend eindringen-

den Preußen zu leiden haben würde, war augenscheinlich. Prinz Karl scheint sogar besorgt zu haben, Manteuffel werde seinerseits zum Angriff vorgehen: aber der dachte nicht daran, den Flußübergang an so durchaus ungünstiger Stelle (unter dem Feuer der Festung und jener Batterien) zu erzwingen.

Am Abend noch des 27. Juli erhielt Manteuffel (zu Eisingen) ein Schreiben des Prinzen Karl, der die Schonung der „offnen Stadt Würzburg“ bei etwaiger Fortsetzung der Feindseligkeiten im Namen des Völkerrechts verlangte. Manteuffel antwortete, das Feuer seiner Batterien sei „in deutlicher Weise nur auf die militärisch besetzte und vertheidigte Festung Marienberg gerichtet gewesen“: (dies war, wie wir sahen, ein thatsächlicher Irrthum: denn so schlecht schossen die Preußen doch wahrlich nicht, daß die auf die Stadt gefallnen Kugeln sich so weit von ihrem Ziel jenseit des Mains hätten verirren können. Man muß also annehmen, daß die allerdings sehr geringfügige Beschießung der Stadt — der die Beschießung der

Stadt rechtfertigende Grund [s. oben S. 165] ward in dieser Antwort gar nicht angeführt — ohne Wissen und Willen Manteuffels geschehen war). Uebrigens sei ein Ort, auf dessen umliegenden Höhen sich verschanzte Stellungen und feuernde Batterien befänden, als eine unmittelbar vertheidigte Position anzusehen und daher vor den nothwendigen Folgen des Kampfes nicht zu schützen.

[Darüber kann man nun anderer Meinung sein: nachdem am Abend des 27. Juli die Stadt von allen Truppen geräumt war, hätte sie am 28. Juli absichtlich nicht mehr beschossen werden dürfen: abgesehen von den Schäden, welche die sich über ihr kreuzenden Kugeln der Batterien zufällig würden angerichtet haben [1].]

[1] Die Beschießung offner Städte, um durch den „moralischen" (richtiger: „unmoralischen") Eindruck auf die Besatzung der Citadelle oder der neben der Stadt eingenommenen Stellungen zu wirken, ward den Deutschen auch im Kriege 1870/71 von den Franzosen sehr oft und leider einigemale wohl nicht ganz mit Unrecht vorgeworfen: ich beeile mich beizufügen, daß gleich-

Uebrigens, schloß Manteuffels Antwort, die Schonung Würzburgs sei durch Uebergabe der Stadt zu erreichen und auf dieser Grundlage wolle man über eine von dem Prinzen vorgeschlagene achttägige Waffenruhe verhandeln.

Gleichzeitig liefen von dem König von Baiern und von dem Minister von der Pfordten Telegramme ein, wonach zwischen Oesterreich und Preußen und auch zwischen Preußen und Baiern zu Nikolsburg Waffenruhe vereinbart oder doch dem Abschluß nahe sei. Obwohl diese nicht von seiner Regierung an den preußischen Oberbefehlshaber gelangten Nachrichten für ihn nicht maßgebend waren, trat er doch am Morgen des 28. Juli mit dem baierischen Generalstabschef von der Tann in Verhandlung. Würzburg

---

wohl noch nie in einem Kriege die Regeln des Kriegsrechts so gewissenhaft eingehalten worden sind wie von den Deutschen, zumal in den ersten Zeiten des Krieges. Ausnahmen kamen — insbesondere nach Entfesselung jenes Volkskrieges und seiner Ausschreitungen — vor: aber sie waren verhältnißmäßig sehr selten (s. unten).

sollte übergeben, der Marienberg für neutral erklärt werden. Jedoch als der Vertrag schon schriftlich errichtet, nur noch nicht unterzeichnet war, erhielt Prinz Karl die Nachricht, es sei bereits zu Nikolsburg Waffenruhe zwischen Preußen und Baiern abgeschlossen bis zum 2. August. Nun wollte er keinerlei Zugeständniß mehr machen: diese Nachricht war aber falsch und da gleichzeitig Manteuffel die richtige Meldung empfing, jene Waffenruhe beginne erst am 2. August, so wollte dieser den Kampf erneuen, für den noch am Abend des 27. Juli alle Vorbereitungen durch Stellungsbauten für Batterien getroffen worden waren: die drei preußischen Divisionen standen zum Angriff bereit.

Das waren bange Stunden für die freilich wenigen Einwohner von Würzburg, die, wie ich, von diesen Schwankungen erfuhren. Lange abermalige Verhandlungen führten nur zu dem Ergebniß einer 24stündigen Frist zur gegenseitigen Kündung der thatsächlich eingetretenen Waffenruhe.

Wieder also war lediglich der Aufschub Eines Tages gewonnen: die Forderung der Württemberger, Hessen und Nassauer, auch sie in die Waffenruhe einzuschließen, wies Manteuffel einfach ab; Telegramme von Moltke vom 26. Juli, die aber erst am 29. und 30. eingingen, bestätigten, daß erst von dem 2. August ab mit Oesterreich (Sachsen) und Baiern Waffenstillstand bestehe, von Württemberg, Baden und Hessen war dabei gar keine Rede. Doch ward der Commandirende der Mainarmee angewiesen, diesen drei Staten auf ihr Ansuchen Waffenstillstand zu gewähren, Gebiete von ihnen zu besetzen behufs späterer Friedensverhandlungen auf der Grundlage des Besitzstandes, größere Waffenentscheidungen aber nicht mehr zu suchen. Dies schien den Befürchtungen für Würzburg ein Ende zu setzen, die Demarcationslinie für die Stellungen der Preußen und Baiern während der Waffenruhe ward am 30. Juli Abends zu Kitzingen festgestellt: aber gleichzeitig traf Abends eine Depesche Moltke's in Markhtheidenfeld, dem preußischen Haupt-

quartier, ein, des schwer wiegenden Inhalts: „volle Freiheit des Handelns bis zum 2. August!“ Darauf hin erneute Manteuffel noch in der Nacht seine frühere Forderung, — die Räumung Würzburgs — kündete die Waffenruhe für den nächsten Tag morgens 6 Uhr und ließ seine Truppen wieder zum Angriff bereit halten.

Prinz Karl glaubte sich nicht ermächtigt, ohne besondere Verstattung des Königs die Uebergabe Würzburgs zu bewilligen: es ward verabredet, der König solle telegraphisch befragt, um telegraphische Antwort gebeten werden: aber Manteuffel erklärte, daß er nur bis Mittag 12 Uhr auf die Antwort warten, bei längerem Zögern das Feuer beginnen werde. Es handelte sich also um wenige Stunden und Minuten.

So traten wieder ziemlich spannende Erwartungen ein für die wenigen, die Genaueres von dem Stand und dem Schwanken dieser Verhandlungen erfuhren, zu denen ich zufällig gehörte. Ich konnte nach den bis-

herigen Erfahrungen — leider! — nicht daran zweifeln, die „Schlacht bei Würzburg" werde mit der Verfolgung der Baiern in die Stadt hinein und durch dieselbe enden und dann wehe dem fröhlichen, mir so lieb gewordenen Städtlein! Die Baiern standen jetzt der Uebermacht der Preußen allein gegenüber: mir ward sehr bang um sie[1]): das VIII. Armeecorps

[1]) Bezeichnend für die furchtbare Ueberlegenheit des preußischen Hinterladers, aber freilich wohl auch für die vorsichtig sich deckende preußische Fechtweise, sind Vergleichungen der preußischen und der baierischen und sonstigen süddeutschen Verluste:

(Todte, Verwundete, Vermißte, Gefangne.)

Zella	74	Preußen	157	Baiern.
Wiesenthal	270	„	609	„
Kissingen	899	„	1221	„
Laufach	66	„	777	Hessen (!)
Aschaffenburg	180	„	2469	(!) Oesterreicher und Hessen, darunter 1738 Gefangne (fast nur Oesterreicher [d. h. Italiener]).
Hundheim	18	„	92	Badener.
Tauberbischofsheim	126	„	670	Württemberger.
Werbach	71	„	83	Badener.
Roßbrunn	856	„	1590	Baiern.
	2560		7668	

war weit zurückgenommen, ja seine Auflösung hatte bereits begonnen, die Badener waren „förmlich aus demselben ausgeschieden“ und in Folge unmittelbarer Verhandlungen zwischen dem König von Preußen und dem Großherzog „in vertragsmäßig unbelästigtem Abzug“ in ihre Heimat verschwunden. — —

Glücklicherweise traf das ermächtigende Telegramm aus München rechtzeitig ein und noch am 31. Juli kam der endgültige Vertrag über die Demarcations-

(Bei den andern Gefechten sind die Verluste der Süddeutschen nicht festgestellt. Am verderblichsten wirkte selbstverständlich das preußische Schnellfeuer.) Also mehr als das dreifache betragen die süddeutschen Verluste! Sehr oft heißt es in dem preußischen Bericht: „der mit großer Entschlossenheit unternommene Angriff ward durch Schnellfeuer unter starken Verlusten der Gegner abgewiesen“. Damals war in einem illustrirten baierischen Witzblatt dargestellt, wie von den Preußen, tief im Graben oder hoch im Bergwald, kaum die Helmspitze sichtbar war, während ein Feuermeer von ihnen ausstrahlte auf die armen Baiern, die wie die Pappelbäume auf der Landstraße voll sichtbar standen und sich abmühten, den langen Ladestock von oben in den Lauf zu zwängen! Wie die Volkssage schon während und gleich nach Ende des Krieges das zauberhafte Zündnadelgewehr, dessen Erfinder und dessen Erwerber für die Preußen — Bismarck — auffaßte, vergleiche unten S. 185.

linie zu Stande; am 2. August besetzten die Preußen die Stadt Würzburg. Am selben Tage reiste ich ab und suchte nach den nicht geringen Aufregungen der letzten Wochen Ausspannung in Ueberlingen am Bodensee. —

XVII.

Es dauerte doch geraume Zeit, bis mir die Erbitterung gegen Bismarck und die den Bruderkrieg nicht scheuenden Preußen allmälig andern Erwägungen wich. Wie hätte ich den tapferen Baiern wenigstens Einen Sieg — etwa für ihr heldenhaftes Kämpfen bei Kissingen! — gewünscht. Später sagte ich mir freilich, nachdem die Entscheidung bei Sádówa gefallen war, würde jeder baierische vorübergehende Erfolg dem Land bei der doch unvermeidlichen Ueberwältigung sehr theuer zu stehen gekommen sein. Zwei Dinge erschütterten am Frühesten die bisherige leidenschaftliche Parteinahme gegen Preußen: die Bewunderung, die sich ihre Führung erzwang und die Anrufung Napoleons durch Oesterreich. Das wog

mir viel schwerer als das Bündniß Preußens mit dem nach seinem Nationalstat trachtenden Italien.

Ich hielt den Groll gegen Preußen nicht so lange fest — wir werden den Tag kennen lernen, da er schmolz (s. unten S. 189) — wie z. B. Freund Scheffel, der noch Jahr und Tag später auf einer Fahrt durch Württemberg einen weiten Umweg machte, um nicht die „dem Bismarck gehörenden" hohenzollernschen Fürstenthümer betreten zu müssen.

Immerhin hielt meine Abneigung noch lebendig das frisch vergossene deutsche Blut und zumal der Vorwurf, Herr von Bismarck habe diese ganze, das preußische Verfassungsrecht und das Bundesrecht (über den Augustenburger hatte ich mich schon so ziemlich beruhigt!) verletzende Statskunst nur zum Zweck der Vergrößerung Preußens betrieben, ohne Rücksicht auf die südlich des Mains sich selbst überlassenen, den Franzosen oder Oesterreichern Preis gegebenen dreieinhalb süddeutschen Staten. Die Mainlinie schnitt all' meine Erinnerungen an die große deutsche Vergangen-

heit und die Hoffnung auf eine Zukunft Gesammtdeutschlands grausam mitten entzwei.

Daß Preußen, zumal wegen der in seinen Heeren wüthenden Cholera, nicht im Stande war, den Kampf mit Napoleon aufzunehmen, der Miene machte, dem im Augenblick noch nicht völlig bezwungenen Oesterreich beizuspringen, falls Bismarck die Mainlinie überschreiten wollte, wußte ich nicht. Mit Wohlgefallen aber, ja mit Rührung, nahm ich wahr, wie die allgemeine oder doch weit überwiegende Stimmung in Süddeutschland damals schon — Anfang August 1866 — für den Fall der gewaffneten Einmischung Napoleons verlangte, daß wir gegen Frankreich neben dem eben noch bekämpften Preußen fechten sollten. (An Gegenströmung fehlte es begreiflicherweise nicht im Volk und sie ward von den Ultramontanen mit bekanntem Eifer in Fluß erhalten!)

Nach den Erfahrungen, die wir in diesen Wochen mit der statlichen und kriegerischen Leitung und Widerstandskraft Oesterreichs gemacht hatten, war

uns „Großdeutschen a. D.“ jeder Gedanke daran vergangen, die Deutsche Einheit hergestellt zu sehen durch diesen Stat, der soeben vor unsern Augen durch Herrn von Beust selbst in zwei Stücke gerissen ward: hatten wir — wenigstens die Protestanten und Liberalen unter uns — doch von jeher unsere Blicke sehr gegen des Herzens Zug und Neigung auf Haus Habsburg gewendet, lediglich deßhalb, weil von Preußen vom Jahre 1813—1864 nichts für die Herstellung des deutschen States geschehen, ja 1849 die angetragne Kaiserkrone ausgeschlagen worden war. Wie jetzt die Dinge lagen, war ja überhaupt nur noch von Preußen, dessen Kraft sich so überraschend bewährt hatte, für die Zukunft Deutschlands etwas zu erwarten. Freilich, wir bangten und zweifelten, ob Bismarck sich nicht etwa mit dem für Preußen Erkämpften begnügen, uns unserer Vereinzelung überlassen werde, ja ob er nicht etwa nun Napoleon den Preis für seine Zurückhaltung durch Abtretung baierischer und anderer Gebiete auf dem linken Rheinufer

zahlen werde (vgl. oben S. 135). Denn derlei Dinge trauten auch wir Gebildeten damals dem uns nur wenig (und nicht gerade angenehm!) bekannten Manne wohl zu. In der Auffassung des Volkes aber war er bereits eine geradezu dämonische Gestalt geworden.

Es ist im höchsten Grade lehrreich, zu beobachten, wie zäh die Seele des Volkes bei allen Wandelungen seiner Geisteszustände, auch seiner religiösen Vorstellungen, die uralten Formen seiner Sagenbildung fest hält: nicht die Sage stirbt, nur einzelne Sagen: an Stelle vergessener Helden und Gewalten treten jüngere in der Erinnerung des Volkes noch fortlebende: von den Römern weiß der bajuvarische, der alamannische Bauer nichts mehr, aber von dem schwedischen Schrecken im dreißigjährigen Krieg lebt noch manche Erinnerung: so sind die Römerstraßen und Römerschanzen zu Schwedenstraßen und Schwedenschanzen geworden: so trat an Stelle des bergentrückten Wotan zuerst Karl der Große und an dessen Stelle nach sechs Jahrhunderten Friedrich der Rothbart. In die uralten Formen

der Sagenbildung wird nur neuer Stoff gegossen. Bekanntlich beruht die Faustsage auf der Odhinssage: Odhin muß wünschen, daß möglichst viele Helden den „Bluttod" sterben — nicht den „Stroh-Tod" —, damit sie als Einherjar eingehn in Walhall und seine Scharen im Kampf gegen die Riesen verstärken; aus diesem Grunde schließt er Verträge mit hervorragenden Königen und Helden ab, wonach er diesen, so lange sie leben Glück, Schätze, Weisheit, zumal aber — manchmal an ein Siegesschwert geknüpft —, Sieg in allen Schlachten gewährt, indeß sie sich verpflichten, zuletzt in der Schlacht zu fallen und so nach Walhall aufzusteigen: er selbst ist es dann wohl, der dem Wahlsohn in seiner letzten Schlacht entgegen schreitet, in Schlapphut und Graumantel, ein unbekannter grauer wirrbärtiger Kämpe, das Zauberschwert zerschlägt und dem Liebling den Speer in die Brust stößt. Nachdem nun im Mittelalter all diese Dinge verzerrt und verhäßlicht, die Götter zu Teufeln geworden sind, schließt Mephisto den Pact mit Faust: im

Leben Erfüllung aller Wünsche: um den Preis der armen Seele, die dann nach dem Tode ewig in der Hölle zu schmoren hat: eine Verscheußlichung der tief dichterischen und hochedeln heidnisch-germanischen Gedankenwelt, wie sie ja das Mittelalter ganz regelmäßig vorgenommen hat. In diese uralt heidnische Sagenform gossen nun die Bajuvaren und Alamannen noch 1866 die Gestalt des Herrn von Bismarck: das zauberhafte Zündnadelgewehr, das nach dem Volksglauben allein die Besiegung der doch mindestens gleich tapfern Süddeutschen bewirkt hatte, war nicht von dem ehrsamen Herrn Dreyse in Sömmerda erfunden, sondern der Erfinder alles Bösen hatte auch dies Teufelsgeräth ersonnen, und um welchen Preis der dem Teufel verfallne Herr von Bismarck diese Waffe für die Preußen erkauft hatte, — das habe ich (am 20. April 1892) zu Friedrichsruh dem laut lachenden Schloßherrn selbst erzählt[1]).

[1]) In ganz derselben Weise verfuhr die Sage bei dem Eindringen der Eisenbahn in das baierisch-tirolische Bergland:

Als nun aber schon im Laufe des August bekannt wurde, daß Bismarck dem Imperator niemals eine Scholle deutschen Landes zugesagt, ihn vielmehr ohne

---

auch dabei ward auf die höchst neuzeitliche Erfindung der uralte Typus der Odhin-Wotans-Verträge angewendet. Als vor nunmehr bald vierzig Jahren die erste Eisenbahn (von Rosenheim über Kufstein nach Innsbruck) aus Oberbaiern nach Tirol gebaut wurde, machte sie auf das Landvolk gewaltigen Eindruck: dies funkensprühende, dampfschnaubende, viele hundert Fuß lange Ungethüm, das mit Drachengeschwindigkeit daher brauste und im Rauch verschwand! Das konnte kein Sterblicher ersonnen haben: vielmehr hatte es der Teufel erfunden und einem Ingenieur (wahrscheinlich aber dem Vorstand einer Actiengesellschaft!) um den bei ihm herkömmlichen Preis verkauft. Diesmal aber wußte der Vorstand (vermuthlich auf Anrathen des Aufsichtsraths) die Verantwortung von sich abzuwälzen und ließ andre, (wohl wie gewöhnlich, die Gläubiger und die Actionäre der Gesellschaft!) die Zeche bezahlen: der Teufel verlangt nicht die Seele des Vertragenden (die ihm wohl ohnehin schon sicher verfallen war!), sondern — wobei er ja eine glänzende Dividende erzielte! — von jedem Zug die Seele des zuletzt Einsteigenden: daher steigt bei jedem Zug Ein Passagier weniger aus als eingestiegen waren: den Letzten hat unterwegs der Teufel geholt. Ich habe nie nachgezählt, weiß also nicht, ob's wahr ist: aber jedesfalls warnt die Sage, erst im letzten Augenblick einzuspringen! Vergleiche altgermanisches Heidenthum im süddeutschen Volksleben der Gegenwart Bausteine I. Berlin 1879. S. 256 f.

solches Versprechen eben so meisterhaft über . . . — nun sagen wir: „übermeistert“ — hatte zu Biarritz, wie er vor zwei Jahren die österreichische Statskunst sich dienstbar gemacht hatte, da verschwand mir die eine Hälfte von Groll, Mißtrauen und Haß, von beginnender Bewunderung verdrängt. Allerdings: die andre Hälfte haftete noch in der Seele wie altes Wintereis und wollte nicht weichen: der Schmerz über die Mainlinie, die Süddeutschland dem schlimmen Nachbar preiszugeben schien: vollends der in Aussicht genommene Südbund zwischen Baiern, Württemberg, Baden und ½ Hessen-Darmstadt sah einem kleinen Rheinbund unheimlich ähnlich und das Protectorat des Neffen würde wie weiland das des Oheims sich bald eingefunden haben.

Daß — aus ganz andern Gründen als denen, die mich bewegten — in sehr vielen wackeren Leuten in Baiern, zumal in dem katholischen Volk und hier wieder besonders in Unterfranken das unter dem Krieg am Schwersten zu leiden gehabt hatte, — der

blutige Tag von Kissingen war nicht so leicht zu vergessen! — der Haß auch jetzt noch fortlebte, war kein Wunder und in dem baierischen Abgeordnetenhaus machte er sich alsbald laut vernehmbar. Als daselbst Stimmen zur Versöhnung mahnten mit den „preußischen Brüdern", da sprang in Zorn und Weh von seinem Sitz der Oberbibliothekar Ruhland von Würzburg auf: ein katholischer Geistlicher und ein sein Franken und sein Würzburg heiß liebender (und zwar ein ganz ausgezeichnet tüchtiger!) Mann: „Was? schrie er, „Preußische Brüder? Das sind die Brudergrüße der Preußen!" Damit zog er unter seiner Sutane eine der Kanonenkugeln hervor, die an jenem heißen Julitag das Dach seiner Universitätsbibliothek getroffen hatten, und warf sie dröhnend auf sein Pult.

Die Wirkung war stark: denn Ruhland war mit Recht allgemein geachtet und was aus dem Manne hervorbrach, war nicht gekünstelt, sondern echte Leidenschaft des Zornes, der Vaterlandsliebe, des Schmerzes.

Als aber nun der damalige baierische Ministerpräsident Fürst Hohenlohe auf den von andrer Seite erhobnen Vorwurf, Bismarck habe in nur auf Preußen bedachter Selbstsucht Süddeutschland schutzlos preisgegeben, erwidern konnte, indem er die Schutz- und Trutzbündnisse hervorzog und vorlas, die Bismarck sofort nach dem Eintritt des Waffenstillstandes noch während der Nikolsburger Verhandlungen Süddeutschland angeboten hatte, da erkannten gleich mir gar Viele, wie schwer Unrecht wir dem großen Statsmann gethan. Ich weiß noch: meine Augen füllten sich mit Thränen der Rührung, als ich die Mittheilung las, und ich eilte zu Semper, zu Tröltsch, zu Roßbach, der überströmenden Empfindung Ausdruck zu geben. Da war der letzte Groll zerschmolzen und bald steigerte sich meine Bewunderung zu heißer Liebe, zumal nachdem auch noch mein statsrechtliches Gewissen bezüglich der Verfassungsverletzungen dadurch sich beschwichtigt fand, daß der gewaltige Sieger seine Volksvertretung um Indemnität anging, also

anerkannte, daß Rechtsverletzung vorgekommen sei. (Der alte König Wilhelm sträubte sich sehr lange gegen diesen Schritt: begreiflich! Hatte man ihm gegenüber früher doch gewiß recht eindringlich die Rechtsverletzung bestritten.)

Von da ab bin ich ein begeisterter Anhänger Bismarcks geworden, obwohl ich auch später nicht im Mindesten alle Maßregeln seiner Regierung im Innern Preußens und später des Reiches gut heißen konnte, manche Fehlgriffe im Culturkampf schmerzlich beklagte und am Wenigsten all seine statsrechtlichen Aufstellungen für richtig halten konnte. Im Gegentheil. So lange er die Macht in Händen hatte, vermied ich es, mich ihm irgendwie zu nähern, — so mancher Anlaß sich bot — und ich erinnere mich, daß ich gegen Ende des Culturkampfes in Königsberg im Börsengarten ein höchst erregtes Streitgespräch viele Stunden bis tief in die Julinacht hinein führte, indem ich einzelne seiner statsrechtlichen Lehren auf das Schärfste angriff. „Ein solches Gespräch hab' ich noch

in Preußen nicht gehört", sprach Freund Franz Rühl, der Historiker, als wir endlich auseinandergingen; er hatte staunend zugehört: denn er, ein eifriger Fortschrittsmann, hatte mir, dem [ungefähr] Nationalliberalen, solche Schärfe gegen Fehler der Regierung nicht zugetraut.

Erst als Bismarck (in der nicht näher zu erörternden Weise) gestürzt wurde, als jenes unsagbar Häßliche über uns hereinbrach, daß fortab deutsche Knaben in der Schule ein solches Ende solcher Verdienste lernen mußten, daß Deutsche dem machtlosen Löwen Fußtritte gaben, während die Franzosen dem großen Feind ehrerbietig gerecht wurden, — erst da habe ich mich öffentlich, schriftlich und mündlich, in Versen und in Prosa, in Reden zur Feier seines Geburtstags (1892) in Frankfurt am Main und in Mannheim laut für seinen begeisterten Verehrer erklärt und „Otto dem Großen" die „Bataver" zugeeignet. Ich wiederhole: der Tag, den ich dann auf seine Einladung hin mit meiner lieben Therese in Friedrichs-

ruhe mit ihm verbringen durfte, ist nach dem Tag von Sedan der weihevollste meines Lebens. Von Mittag $12\frac{1}{2}$ bis Abends 10 Uhr sprach der Fürst (mit Ausnahme einer Stunde Mittagsschlafes von 3—4 Uhr) unablässig: ich hörte zu und fragte.

„Sie können aber gut fragen“, lächelte er nach ein par Stunden.

„Ja, Durchlaucht, ich frage die Leute seit 1863, also dreißig Jahre“, erwiderte ich, „schlimm wär's, könnt ich noch immer nicht fragen.“

Der Fürst sprach fast ausschließend über Politik: über Dinge von 1863 bis 1892; er sprach mit einem geradezu überwältigenden Vertrauen — er sah mich zum erstenmal! —, mit einer rückhaltlosen Offenheit über alle Dinge und alle Menschen, auf die er zu reden kam. Ich habe nicht einmal für mich allein irgend ein Wort aufgeschrieben: man weiß nicht, in welche Hände nach meinem und meiner Frau Tod solche Aufzeichnungen kommen können. Und recht Vieles eignet sich nicht zur Veröffentlichung. Was

der Fürst davon bekannt geben will, kann er ja in seine zu druckenden „Erinnerungen“ aufnehmen: freilich sagte er, daß diese sich fast nie über den Verkehr mit — befreundeten oder feindlichen — Statsmännern empor und in höhere — fürstliche — Kreise erheben würden.

Die im Januar 1894 erfolgte „Versöhnung“ hat, wie jedermann weiß, gar keine politische Bedeutung, aber ich besorge, man kann auch die rein menschliche leicht erheblich überschätzen. Der Sturz Bismarcks ist und bleibt ein National-Unglück. Ueber die Verantwortung dafür habe ich mich andern Orts [1]) deutlich ausgesprochen.

Jedoch zurück nach Würzburg und ins Jahr 1866.

Nach meiner Heimkehr im Herbst fand ich die Stadt noch in lebhafter Erregung: der Gegensatz

[1]) Bismarck-Rede S. 53. Moltke als Erzieher. Breslau 1892. p. X. S. 30 f.

der Katholiken, der Particularisten zu uns jetzt „preußisch", „bismarckisch" gesinnten „Bismärckern" war noch heiß und heftig: als es verlautete, wir wollten im Platz-Garten eine Zusammenkunft halten behufs der Wahl in's Zollparlament, erhielten Tröltsch, Semper und ich anonyme Drohbriefe, die uns die schönsten Prügel in Aussicht stellten. Geigel, der durch seine Stadtpraxis und Poliklinik mit Leuten in dem andern Lager viel verkehrte, kam zu mir hinaus, mich mündlich zu warnen. Doch verlief der Abend ohne Gewaltthat, obwohl sich in dem Sal mehr Feinde als Glieder unserer Partei eingefunden hatten.

Nachdem ich gesprochen, erhob sich ein ultramontaner Rechtsanwalt, ein Führer der Gegner, und rief mir zu: „Ha, Sie huldigen der Politik des Erfolgs." „Ja", erwiderte ich, „sollen wir denn noch immer der Politik des Mißerfolgs huldigen?" Der Redegewandte verstummte.

Wir siegten schließlich in der Wahl und schickten den Professor der Nationalökonomie Gerstner in das

Zollparlament, der wenigstens gewiß nicht ultramontan und nicht Particularist war: freilich mißhagte mir seine „volksparteiliche“ (auf deutsch(!) „demokratische“) Richtung: aber er kam aus Berlin erheblich „bismarckischer“ zurück als er hingegangen war.

Im Uebrigen enthielt ich mich auch jetzt wie früher jedes Hervortretens in das politische Leben: nach Gerstners baldiger Erkrankung wollte man mich als Candidaten für das Zollparlament aufstellen: ich lehnte ab: die Wissenschaft und bald — seit 1868 wieder! — die Poesie nahmen all' meine Kraft in Anspruch.

Selbstverständlich aber verfolgte ich mit Begeisterung die Leitung der Statskunst des norddeutschen Bundes durch Bismarck und ersehnte mit allen deutsch gesinnten in Süddeutschland den Tag des Eintritts der Südstaten in jenen Bundesstat: daß dieser einen schweren, glücklich durchgeführten Kampf mit Napoleon zur Voraussetzung hatte, war uns dabei völlig klar und so wenig unterschätzten wir die Franzosen, daß

wir uns darauf gefaßt machten, sie im Anfang des Feldzugs erfolgreich über den Rhein vordringen zu sehen: Semper und ich riethen schon über die für ihr Vorgehen günstigsten Richtungen und fanden, daß eines ihrer Heere wahrscheinlich von Straßburg über Heidelberg nach Würzburg und über Franken nach Thüringen trachten werde. Aber diese Aussicht hielt uns nicht ab, den Kampf herbei zu wünschen, der nun einmal das einzige Mittel zu dem Zweck des deutschen (statt des norddeutschen) Bundesstates schien. Wir erwarteten den Ausbruch des Krieges schon aus Anlaß der Luxemburger Frage: später erfuhr ich aus bester Quelle, abgesehen von der (mir wenigstens) nicht ganz zweifellosen Rechtsfrage habe die Erwägung zurückgehalten, daß die nichtpreußischen Truppen des norddeutschen Bundes, namentlich aber die der drei Südstaten damals noch nicht ausreichend in gleicher Weise wie die preußischen „organisirt" gewesen seien.

Aus dem bisher (von S. 124 ab) Erörterten erhellt jedesfalles, daß ich voll vorbereitet war, die

großen im Juli 1870 an uns heran tretenden Fragen und Forderungen in angemeßner Weise aufzunehmen. Meine Gespräche mit Semper, Tröltsch, Roßbach, Lexer, Gareis galten in diesen Jahren 1866—1870 neben anthropologischen, rechtsphilosophischen, germanistischen Fragen ganz besonders unserer politischen Gegenwart und — Zukunft.

Gleichzeitig wurden die oben (S. 97—109) angeführten Arbeiten gefördert.

XVIII.

Gar manche freundliche Leserin (— es waren hübsche, gemüthlichere Zeiten, da noch englische „Essayisten“ gelegentlich mitten im Text mit dem „gentle reader“ plauderten —), die diese Blätter zur Hand genommen hat, weil sie der Dichter, nicht der Mensch und noch viel weniger der Professor oder der „Politiker“ F. D. anzog, hat vielleicht schon lang und oft das (so wollen wir hoffen!) schöne Haupt geschüttelt, weil sie seit geraumer Zeit (seit 1858) und in sehr vielen Bogen des vorigen und dieses Bandes von der Dichtung und Dichterei jenes F. D. nicht das Mindeste mehr zu hören bekommen hat.

Ja, das thut niemand mehr leid als mir.

Aber das kommt daher, daß, wie schon früher

einmal beklagt, seit 1858 meine dichterische Ader fast vollständig versiegt, d. h. versickert war: wie es schien: für immer. Ein 1857 begonnenes Trauerspiel aus der altgermanischen Geschichte, ein „König Lear" ähnlicher frei erfundner Stoff blieb liegen: die Arbeit befriedigte mich nicht, obgleich sie die Münchener Hofbühne — wohl nur dem Namen „Dahn" zu liebe — angenommen hatte: ich zog das Stück — freiwillig — behufs Umarbeitung zurück: es kam nicht dazu. Der „Kampf um Rom", 1858 begonnen und bis zu der Gefangennehmung des Vitigis gefördert, blieb ebenfalls liegen: ich verzweifelte an meinem dichterischen Vermögen, den Stoff zu bewältigen. Die „Amalungen" und die drei Erzählungen der „Kämpfenden Herzen" fallen vor 1858 (1856/1857). Von lyrischen Gedichten und Balladen entstanden in den zehn Jahren 1858—1868, wie früher bemerkt (II. S. 394), nur so wenige, daß sie alle mit einander von den 582 Seiten der II. (1873 in erster Auflage erschienenen) Sammlung meiner Gedichte nicht

64 Seiten ausmachen: alle die andern 518 Seiten füllenden Gedichte — also 33 von den 37 Bogen — sind erst zwischen 1868 und 1872 entstanden.

Der Gründe, aus welchen seit 1858 meine Dichtung versagte und versiegte, gab es mancherlei: äußere — die II. S. 394 angedeutet wurden — und tiefer liegende, innere. — —

In den Jahren 1867/68 ergriff mich nun aber ein Strom von dichterischem Schaffen, mächtig der Kraft und dem Umfang nach und wohl auch — nach meiner Schätzung — dem künstlerischen Werth der Erzeugnisse nach, der mit dem bisherigen gar nicht verglichen werden konnte: von 1867 ab bis heute (1894) hat dieser damals entfesselte oder richtiger neu gewonnene Trieb und Drang, dichterisch zu gestalten, nicht aufgehört und mag meine Bedeutung als Dichter so gering sein, wie man sie nur irgend werthen mag — jedesfalles bin ich, was ich als Dichter ward, erst seit 1868 geworden: „Harald und Theano" und „Gedichte I." und „Amalungen" allein würden wohl

kaum nennenswerthes Gewicht in eine ästhetische Wagschale zu meinen Gunsten werfen.

Gleichzeitig mit diesem bis heute fort fluthenden Strom von dichterischem Schaffensbedürfniß und Schaffen (— nie werd' ich mit Ausarbeitung all' meiner halbfertigen Entwürfe fertig, bis ich sterbe! —) ergriff mich nun aber damals (1868) eine Hochfluth von inneren Seelen- und von äußeren Lebenskämpfen, die mich 1868 bis 1873 — also sechs lange Jahre hindurch — vom 34. bis 39. Lebensjahr — wiederholt bis an den alleräußersten, harscharfen Rand des inneren und des äußeren Untergangs drängten. Gar manchen Tag in jenen Jahren dachte ich den nächsten nicht zu überleben, überleben zu können.

Denn im Sommer 1867 lernte ich meine spätere liebe Frau Therese kennen und alsbald begann nun jene Reihe von Widerstreiten, die mich dem Wahnsinn und andern alleräußersten Dingen sehr, sehr nahe brachten und die wahrlich um deßwillen nicht leichter, sondern desto schwerer zu tragen waren für mich, je klarer ich mir

sagen mußte, daß an diesen Kämpfen und Qualen ich selbst den weitaus größten Theil der Schuld und Verantwortung zu tragen hatte: oder — um im Voraus jedem Einspruch in den Arm zu fallen, will ich also sagen: allein alle Schuld trug. — — —

Im Frühjahre 1867 hatte Hettinger (oben S. 39) angeregt, ob ich nicht (wie schon früher den Grafen Bentheim-Tecklenburg), ein junges Freifräulein, Therese von Droste-Hülshoff, eine Nichte der Annette, kennen lernen wolle, die hoch beachtenswerthe dichterische Begabung zeige, nur in der Form noch einiger Unterweisung bedürfe, übrigens auch sehr schön Harfe spiele. Ich lehnte — wiederholt — ab: ich hatte keine Zeit und keine Lust. Ganz dieselbe Ablehnung erfuhr der Wohlmeinende wiederholt von dem Freifräulein, das so wenig mich kennen und von mir lernen wollte als ich es lehren. Da kam im Sommer 1867 aus Wertheim ein gemeinschaftlicher Bekannter beider Häuser, der Archivrath und Poet Dr. Alexander Kaufmann, nebst Gemahlin auf Besuch nach Würzburg. Von

sich aus — ohne Hettingers oder der Droste's Anregung — kam er ebenfalls auf den Gedanken, die schöne Anlage des jungen (22jährigen) Mädchens durch einen am Orte wohnenden, der Form kundigen Lehrer bilden zu lassen und er erbot sich wie bei der Familie in dem „Zwinger" so in dem Spath-Haus, uns untereinander bekannt zu machen. Abermals lehnten wir beide ab: ich aus Mangel an Zeit und aus Abneigung, junger Baronessen mangelhafte Verse zu feilen, das Fräulein (— wie ich es später kennen lernte! —), vermuthlich aus tief gewurzelter Abneigung, sich von irgend jemand — auch von einem so viel älteren Professor — meistern zu lassen. Aber das Ehepar Kaufmann ließ nicht nach und so willigte ich mit „einem in Gottes Namen" ein, durch Kaufmanns an einem dritten Ort das „Harfen-Fräulein" kennen zu lernen. — An einem schönen, heißen Juni-Sonntag Vormittag führten Kaufmanns das Fräulein zu einem „Schurli-Murli" (oben S. 15) bei Haderlein, wo ich die drei erwartete. — —

Alsbald (seit Ende 1867) nun entstanden jene lyrischen und lyrisch-epischen Gedichte — Balladen und Romanzen —, welche, — letztere in allerlei geschichtlichen Verkleidungen — die eignen Gefühle und Kämpfe des Poeten zum Ausdruck brachten.

Sehr lange Zeit wies ich den überhaupt erst ganz spät mir auftauchenden Gedanken einer Scheidung weit von mir: vor Allem aus Gründen der Pflicht, aber, um die Wahrheit zu sagen und mich nicht zu beschönigen, auch weil eine Verbindung mit Therese aus sehr vielen Gründen, zumal aber bei dem zum Aeußersten deßfalls entschlossenen, scharf ausgesprochnen (und sehr wohl begreiflichen!) Widerstand ihrer Familie ganz unmöglich und unerreichbar schien. Allein das Gegebene fortzuführen, erwies sich zuletzt ebenfalls als unmöglich.

XIX.

Im Herbste 1869 verließ ich das (nun nicht mehr idyllische!) Idyll im Spath-Hause: — war doch unten im Erdgeschoß eine unerfreuliche Bierwirthschaft eingerichtet worden — und wir bezogen eine wunderschöne, vornehme Wohnung in dem „Heldhause“, d. h. dem dem Bruder des Hofrath von Held, Kaufmann Bernhard Held, gehörigen Hause nahe der Villa Tröltsch in der Straße, die damals „vor dem Göbelslehen“ hieß, jetzt „Friedensstraße“ heißt.

Die Aussicht nach vorn über die Gärten auf die Glacis und die vielthürmige Stadt, nach Westen auf den Marienberg war wunderschön, der Vorgarten sehr wohl gepflegt, mein Arbeits- und mein Schlafzimmer im ersten Stock höchst behaglich. Man hätte da gar glücklich leben mögen. In diesen schönen Räumen

hab' ich aber die qualvollsten Jahre meines Lebens (Ende 1869 bis August 1872) zugebracht.

In den Herbstferien reiste ich (— von 1869 ab ganz allein —) einmal in das Salzkammergut, an den Traunsee, nach Gmunden, wo ich bei einem einsamen Ausflug auf den „Hochgeschirr" mich verirrte und schier abgestürzt wäre, — wiederholt aber zu meinen treuen, damals so unvergleichbar bewährten Freunden, Herrn und Frau Rath von Doß (III. S. 356), in deren schönem Landaufenthalt in Partenkirchen im „Schneiderhäusel" an der Kanker sie besuchend. Ein holdes Kind blühte ihnen damals heran: — jetzt ist „Frau Christine Meyer" zu Mannheim längst ebenfalls meiner Therese und meine nahe Herzensfreundin geworden und die Freundschaft ihres ausgezeichneten Gatten, Herrn Ludwigs, hat sie uns dazu gewonnen. Dank den Alten und den Jungen! Und auch Frau Chridy's kluges Töchterlein Martha ist uns gut: Freundschaft im dritten Geschlecht! Es ist gar hell um uns her geworden seit 1869!

Aber damals verzweifelte ich ganz und gar: an meinem Werth, an meiner Kraft und nun vollends an meinem Glück, an meiner Zukunft! Es gab ja keine Zukunft mehr für mich! Wie vieles steht — halb unausgesprochen — in den damals entstandenen, erst 1873 veröffentlichten „Tagebuchblättern"! Es ging immer tiefer mit mir in die Nacht hinein. — Im Anfang des Jahres 1870 war ich durch viele Monate lang währende völlige Schlaflosigkeit körperlich auf das Alleräußerste angegriffen.

Was ein noch junger und im Uebrigen kerngesunder Mann an seelischen Leiden ertragen kann und wie lange, ohne zu erliegen, das habe ich in jenen sechs Jahren mit Staunen an mir selbst erlebt. Ich breche ab: denn es ist nicht möglich, alle Ursachen und alle Wirkungen dieser Zustände anzugeben und all' die zwingenden Gründe, die jeden Versuch einer Lösung des tragisch verstrickten Knotens ausschlossen.

Ich wiederhole nur noch einmal: ich klage nie-

mand an als mich selbst. Aber wahrlich: dies Bewußtsein, nicht nur meine, auch Anderer Leiden verschuldet zu haben, — das gerade machte die Last am Schwersten, ja unertragbar. Denn unter meinen vielen Fehlern ist wenigstens nicht Seelenrohheit, Gemüth- und Rücksichtslosigkeit.

Es ging in den Sommer 1870. Ich war am Erliegen.

XX.

Da brach im Juli der Krieg aus: er hat mich gerettet.

Die Vorgeschichte dieses Völkerkampfes braucht hier nicht erzählt zu werden: es sei nur daran erinnert, daß, wie unzählige Süd-Deutsche, auch meine Freunde und ich seit 1867 schon den Losbruch dieses Gewitters nicht nur erwartet, sondern heiß ersehnt hatten (s. oben S. 196).

Also zwar mit tiefer Erschütterung, aber doch auch mit freudiger Begeisterung begrüßten wir nach der so lange dumpf brütenden Schwüle den Ausbruch dieses weltgeschichtlichen Gewitters.

Sollten die Franzosen wirklich, wie von Moltke[1])

---

[1]) Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870/71. Gesammelte Schriften. III. Berlin. 1891.

vermuthet wird, „auf den alten Zwiespalt der deutschen Stämme gerechnet haben", so müßten die Berichte ihrer Gesandten an den Höfen von München und Stuttgart — von Karlsruhe zu schweigen — von Blinden und Tauben verfaßt gewesen sein. „Durften die Süddeutschen auch nicht gerade als Verbündete angesehen werden, so hoffte man durch einen ersten Sieg sie unthätig zu erhalten oder selbst für sich zu gewinnen." Die von uns gesperrt gedruckten Worte setzen doch bei den Franzosen allzu arge Verblendung voraus! Der Deutsche, der das Glück hatte, jene Tage der aufsteigenden Kriegsgefahr in Süddeutschland zu verleben, zählt zu seinen herrlichsten Erinnerungen die von Anfang an zweifellose, fast ausnahmslos einmüthige Entschlossenheit, ja die Begeisterung, mit welcher der Kampf an der Seite Preußens als selbstverständliche Pflicht erfaßt und verkündet wurde. Das war, versetzt man sich auf die Bildungsstufe des gemeinen Mannes, nach den bösen Eindrücken von 1866, nicht ein Geringes,

sondern ein Großes: es brach eben trotz jener schlimmen Erinnerung, trotz der Hetzereien der Sonderthümler und der Ultramontanen, bei Bajuvaren, Alamannen, Franken, Thüringen, Hessen das gemeinsame deutsche Blut, das echt-deutsche Pflichtgefühl der Waffentreue überwältigend durch. Hätte die preußenfeindliche Mehrheit der baierischen zweiten Kammer, gewählt 1867 — unter der feindlichen Nachwirkung von 1866, — wirklich für Neutralität gestimmt, — ein Sturm der Entrüstung würde sie hinweggefegt und eine Neuwahl eine ganz andere Zusammensetzung herbeigeführt haben. Aber die Auflösung ward nicht nothwendig: eine Anzahl von Männern, — darunter der Schriftsteller Martin Schleich — unter dem Zeichen des Hasses gegen die Sieger von Kissingen und Würzburg gewählt, brachte doch die Schmach der „Neutralität" nicht über ihre deutschen Herzen: sie enthielten sich auch nicht der Abstimmung, wie nun ihre caplangegängelten Wähler als Mindestleistung verlangten, sondern stimmten für den Krieg

an der Seite Preußens, dem Vorwurf der Wortbrüchigkeit richtig entgegnend, daß der Volksvertreter nicht an „zwingenden Auftrag“ (mandat impératif) seiner Wähler, auch nicht an eigene vor der Wahl gegebene Versprechungen gebunden, sondern verpflichtet ist, nach seiner „freien Ueberzeugung“ zu stimmen, d. h. also nach derjenigen Ueberzeugung, die er im Augenblick der Abstimmung hat, nicht nach der im Augenblick der Wahl gehegten. Die Begeisterung für den Krieg war so stark im baierischen Volke, daß der jugendliche König es wagen konnte, gestützt auf die Kammer der Reichsräthe, der anfänglich zögernden Mehrheit der zweiten Kammer sagen zu lassen, er werde den Krieg an der Seite Preußens jedesfalls führen, auch dann, wenn ihm jene Mehrheit die Geldmittel versage. Das wirkte denn doch gewaltig. Und es bleibt das schöne Verdienst des unglücklichen Königs, damals in edler Begeisterung für die deutsche Sache seinem Volk vorangeschritten zu sein: er hat sich mir gegenüber selbst in einer denkwürdigen Unter-

redung auf seinem Schachenschlosse bei Partenkirchen im Jahre 1873 gar eifrig hierüber ausgesprochen: das soll ihm unvergessen sein; ist auch die Angabe, er habe aus eigenem Antrieb König Wilhelm den Kaisernamen angetragen, längst widerlegt: man weiß, daß er hierin lediglich Bismarck Folge leistete, — (und keineswegs gerade eilig!) — der ihm die unabwendbare Thatsache verkündete und ihm nur die Wahl ließ, ob sie durch ihn angeregt oder ohne und gegen seinen Willen geschehen solle. Wer den jungen König kannte, hat jener Erzählung niemals glauben können.

Aber Dank seinem Eifer für den Krieg waren die Baiern die allerfrühesten, welche neben den Preußen „die Wacht am Rhein" bezogen.

Die Begeisterung und Pflichttreue für Deutschland hat in Baiern wie in Württemberg sofort über den Haufen gerannt die vor dem Aufsteigen der Kriegswolken lang und breit erörterte Streitfrage, ob in Folge der Schutz- und Trutzbündnisse vom August

1866 die Südstaten befugt seien, im Einzelfall zu prüfen, ob sie zur Waffenhilfe verpflichtet seien (den sogenannten casus foederis festzustellen) oder ob sie in jedem Kriege Preußen Hilfe zu leisten hätten. Recht viel thöriges Gerede und Geschreibsel war hierüber gewechselt worden; ich habe schon damals dargethan, daß unbedingte Hilfspflicht bestand; denn Preußen einerseits, die drei ($^1/_2$: nämlich Hessen für seine Südhälfte, für die Nordhälfte stand es im norddeutschen Bunde) Südstaten andererseits hatten sich gegenseitig den Besitzstand ihrer Gebiete gewährleistet; nun bedroht aber jeder Krieg, ohne Rücksicht auf die Entstehungsursache, den Besitz des Besiegten; wäre z. B. im Jahre 1870 der Krieg um die hohenzollernsche Thronbewerbung in Spanien entbrannt, so würde doch das siegreiche Frankreich nicht etwa mit dem Verzicht auf jene Bewerbung sich haben begnügen müssen, sondern das Recht gehabt haben, dem besiegten Preußen z. B. das linke Rheinufer abzunehmen. Und ganz ohne Zweifel würden das dieselben Franzosen gethan

haben, welche nun in der Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen gegen den Willen der Einwohner einen himmelschreienden Rückfall in ein barbarisches Kriegsrecht erblicken. Ja, sie haben ein eigenartiges Völkerrecht, die geistreichen Leutchen da drüben; z. B. auch eine Festung, heißt Paris, aus welcher man nur heraus, in welche hinein man nicht schießen darf, was freilich eine angenehme Einrichtung ist. In Summa: die Süddeutschen haben damals nur ihre Schuldigkeit gethan; wie sie aber dieselbe gethan haben, ist höchsten Preises werth. Das erkennt auch der so lobkarge Moltke an; fast nur die „braven" Brandenburger (vor Metz), die Pommern[1]) und die Baiern erhalten ausdrücklich lobende Beiwörter[2]): „die verwegene kleine Schaar", welche sich schon am 31. August allein in Bazeilles behaupten wollte: freilich liegt in dem „verwegen" wohl auch eine leise Rüge der allzu rauflustigen „Schneid". Aber wie wohl thuen

[1]) Kriegsgeschichte, S. 58.
[2]) Ebenda S. 84.

den Herzen der Baiern die Worte Moltke's über den Tag von Coulmiers, den „Ehren-" nicht „Unglücks-Tag" von der Tann's, da sie, nicht 20 000 Mann, Stunden lang 70 000 Franzosen in Schach hielten und, als sie endlich solcher Uebermacht wichen, nicht verfolgt wurden.

In Süddeutschland waltete auch bei den Regierungen so unbedingtes Vertrauen, daß alle vier betheiligten Staten „anscheinend das eigene Land entblößend, ihre Contingente bereitwillig der Hauptversammlung anschlossen" [1]).

Zahlreich sind die köstlichen, herzerquickenden Beweise solchen Vertrauens in Volk und Heer, welche ich damals bei Ausbruch des Krieges daheim und später in Frankreich erlebte; und doch war man gerade in Würzburg und in Unterfranken überhaupt, eingedenk der Tage von Kissingen und Aschaffenburg, der Beschießung Würzburgs, den Preußen nicht ge-

[1]) Ebenda S. 6.

rade sonderlich gewogen! Ich kannte näher einen Artillerieunterofficier, der bei Kissingen einen Bruder verloren hatte, was ihn bitterer schmerzte, als eine bei Hettstädt empfangene Wunde: der hatte von 1866—70 weidlich geschimpft auf die Preußen und meine beschwichtende Beredsamkeit war erfolglos an ihm abgeglitten. Ich traf den Mann wieder bei Beaumont (30. August): er war Feuer und Flamme für die Preußen! Erfreut fragte ich: „Nun sag' einmal. Ihr Baiern habt doch grad so viel Schneid wie die Preiß'n".

„Do hast Recht!"

„Warum is denn anno 66 so schiach (schlecht) bei euch ganga und warum geht's denn jetz' so guat?"

„Dös will i Dir scho sagn. Schau: bal's (wenn es) hoaßt: ‚um achte müaßt's da sei', na is der Preiß da und mir (wir) sind so um a halbe neine schö langsam daher kemma. Aber jetz' sei' mer (sind wir) a (auch) da akkrat um achte."

Wie innig hat mich oft der vertraute, ja geflissentlich freundliche Verkehr zwischen den norddeutschen und süddeutschen Wehrleuten auf dem Marsch, in der Beiwacht, im Quartier erfreut, so lang ich der III. Armee folgte von Hagenau bis Sedan! Dabei verhielten sich unsere Baiern und Württemberger anfangs zurückhaltend: — es war der Stolz der Besiegten! — aber die Norddeutschen verdienen das Lob, daß sie diesen wohl zu würdigen wußten und stets selbst die ersten entgegenkommenden Schritte thaten.

XXI.

In mir trat mit dem Ausbruch des Krieges sofort eine Erhebung ein aus trostloser Schmerz-Versunkenheit.

War doch jetzt jene Saite in mir angeschlagen, die unter Allen von dem Ritterspiel des Knaben an bis heute am Mächtigsten ertönt: die deutsch-nationale, die „heldenhafte“: wie viel stärker doch ist sie in mir als der Eifer für Recht, Philosophie, Poesie und selbst für Geschichte. Alles Andre in mir — Alles, ohne Ausnahme! — ward zurückgedrängt durch die Begeisterung, durch das Bangen und Hoffen für diesen Kampf. Es war ja ein Hauptanzeichen meiner tiefen seelischen Erkrankung, daß ich all' diese Jahre (abgesehen von dem bis zum Umfallen getriebenen Arbeiten an Könige V. und VI.: — damals mein einziger geistiger

Halt und auch mein einziges geistiges Interesse) ausschließlich in mich selbst und in das Weh, das ich mir und Andern bereitet hatte, versunken dahin lebte. Kein Versuch der unermüdlich an meiner Emporraffung arbeitenden Freunde und Freundinnen: der Doß, Tröltsch, Semper, Roßbach, Gareis, Grasberger, Heß fruchtete: ich verging in krankhafter Schwermuth, in dem unablässigen Bemühen, in meinen Gedanken einen Ausweg aus dem doch Weglosen zu finden. Will man hart sein, mag man sagen: es war ein maßloser, nur in sich und seinen Wunden wühlender Subjectivismus, der in krankhafter Selbstsucht von Gott und der Welt nichts hören und sehen wollte, ausschließlich in der Einen Richtung fort suchend, denkend, träumend, klagend und sich selbst anklagend.

Alle Kranken sind selbstisch und ich war sehr gemüthskrank damals: ich sehe es ein und danke tief gerührt den treuen Herzen, die nicht müde wurden, des Kranken zu pflegen, der so ungeduldig und ungebährdig nicht gepflegt sein wollte, und bitte auch

jene um Vergebung, die ich damals durch solches Wesen quälte: — freilich selbst noch viel schärfer gequält. — —

Aus dieser ausschließenden Versenkung in das eigne Weh ward ich nun auf das Heilsamste empor gerissen durch den hallenden Heer-Ruf: „Vaterland!"

Ein unmännlicher Schwächling, der jetzt noch in seine, des Einzelnen, eignen Schmerzen versunken geblieben wäre, indeß um das Geschick seines Volkes, um das Wohl und Wehe Deutschlands mit dem Einsatz des Lebens von Hunderttausend Deutschen die ehernen Schicksalswürfel rollten!

Es trug mich wie auf Adlerflügeln empor!

Sofort — am Tage der Kriegserklärung — schrieb ich gleichzeitig an den baierischen und an den preußischen Kriegsminister und meldete mich als Combattant: — exerciren hatte ich gelernt, ich schoß vortrefflich: — ich bat, mich in ein beliebiges Fußvolk-Regiment einzureihen, aber sofort mit gegen den Feind marschieren zu lassen.

Ich wollte dem folgen, der mich zuerst annahm und so sicher gehen wie möglich: drum bot ich mich beiden an. Fieberhaft gespannt erwartete ich die Antwort.

Am gleichen Tage schrieb ich folgende Verse in mein Tagebuch:

19. Juli 1870.

Die Lösung.

Schlägt Verzweiflung wild die Fäuste
An des Himmels ehrnes Thor, —
Manchmal thut sich's auf mit Krachen
Und ein Wunder blitzt hervor.
Endlich schickt dir Gott die Lösung,
Gränzenlos gemartert Herz:
Gottes Donner kracht in Frankreich
Und sein Blitz heilt jeden Schmerz.

* *
*

20. Juli 1870.

Auf!

Hebe deine weißen Schwingen,
Auf, mein Geist, empor, empor!
Hörst du nicht die Harfen klingen
Hoch herab aus Walhalls Thor?

Auf! Nichts mag die Seele halten,
Die da rein nach oben flammt:
Allen irdischen Gewalten
Obsiegt was vom Geiste stammt.
Laß die Erde, laß sie sinken,
Ihren Schmerz und ihren Tand:
Dort, wo Walhalls Zinnen winken,
Ist des Helden Heimathland.
Schleudre Dorn= wie Rosenkränze
Fort, die dir die Stirn umlaubt:
In der Faust das Schwert erglänze
Und der Helm auf deinem Haupt.
Nicht mehr eignem sollst du lauschen,
Nicht mehr fremdem Klagewort:
Dort, wo Deutschlands Fahnen rauschen,
Bannerträger, ist dein Ort.
Wirf in deines Volkes Kämpfe
Jauchzend dich mit Schild und Schaft,
Daß der Sturm der Schlacht sie dämpfe,
Die Vulcane deiner Kraft.
Wer in solchem Kampf gefallen,
Unbefleckt, im Siegeslauf,
Geht in Deutschlands Heldenhallen
Als ein leuchtend Sternbild auf!

XXII.

Lange Tage, ja Wochen vergingen mir in gespanntem Harren auf die Antwort der Minister.

Ich bestellte mein Haus, machte mein Testament, übergab es dem Notar (Seuffert) und — wartete. Aber die Kriegsminister in Berlin und in München hatten wohl damals Dringenderes zu thun als mich sofort zu bescheiden.

Einstweilen füllten sich ja die bangen Tage mit den unablässig sich drängenden Nachrichten über die Maßregeln der Deutschen, der Franzosen, über die muthmaßliche Stellungnahme von Oesterreich, Rußland, Italien: die Aufregung war groß! Man lief in die Harmonie, in die Redaction der Würzburger Zeitung, die am frühesten die Depeschen brachte: das bis dahin ziemlich farblose Blatt trat nun unter die

thatsächliche Leitung von einigen jungen Leuten, Privatdocenten und Doctoren der Rechte, die Feuer und deutsche Gesinnung in diese Blätter brachten: es waren zumal meine Schüler Gareis und Schraut (der es ja in jungen Jahren in glänzender Laufbahn bis zum Unterstatssecretär für Elsaß-Lothringen gebracht hat). Komisch war zuweilen die Eiferhitze der in Redactionssachen wenig erfahrenen jungen Leute. Als nach dem Treffen bei Weißenburg wahre und zahlreicher noch übertriebene Nachrichten von Ausschreitungen gefangener Turcos gegen unsere Aerzte, die sie pflegen wollten, verbreitet wurden, begrüßte mich (ich kam zuweilen in das Leitungszimmer [auf deutsch „Redactionsbureau"] auf den eignen Wunsch von Gareis, allzu viel Feuer zu dämpfen) dieser lange Karl mit dem Ruf: „Herr Professor! Racenkrieg! Es geht nicht mehr anders. Lesen's diese G'schichten! Ich hab' soeben in dem Leitartikel die Franzosen für außerhalb des Völkerrechts stehend und ihnen den Racenkrieg erklärt." Ich machte dem Erregten

bemerklich, der Eine Sieg sichere uns doch noch nicht davor, daß die Franzosen zu uns in's Land kämen und dann würde der Racenkrieg ....

Sofort hatte mich der Scharfsinnige begriffen und er rief mit der ihm eignenden Dröhn=Stimme in die offne Thür der Druckerei: „Stritzelberger! Halt! Kein Racenkrieg! Raus mit dem Artikel." Und so hab' ich noch rechtzeitig dies internationale Unheil verhütet! —

Und diese hiefür so undankbaren Ultramontanen! Die Haltung der neuen Würzburger Zeitung war nun so deutsch=national, d. h. nach jener Auffassung so „bismarckisch" geworden, daß ihre Stimme, das „Würzburger Journal", eiferte, jenes Blatt werde jetzt „von einer Rotte böser Buben" geleitet. Der Herr Unterstatssekretär zu Straßburg und der Herr Geheimrath zu Königsberg sind in diesem Sinn auch heute noch recht böse Buben.

Auch sonst fehlte es in jenen Tagen höchster Erregung doch nicht an allerlei Humor: daß ich wieder

Sinn und Fähigkeit gewonnen hatte, das überhaupt wahrzunehmen, war schon ein Zeichen beginnender Gesundung.

So hatten wir Ende Juli in außerordentlicher Sitzung eine Reihe von Rechtscandidaten zu prüfen, auf daß diese, nicht mehr als Studenten, sondern als Rechtspracticanten in das Heer eintretend, die zahlreichen Lücken der Officierstellen ausfüllen konnten. Nun, bei dieser Prüfung ward es nicht grausam gehalten. Ich fragte einen hochbegabten und musterhaft fleißigen Prüfling nach dem deutschen Rechtssprichwort: „der Todte erbt den Lebenden“ und da es ihm nicht gleich einfiel, wollte ich ihm beispringen durch Anführung des Französischen: „le roi est mort ....“ Nun stand damals in allen Zeitungen täglich das Geschrei der Franzosen: „vive l'empereur!“ und der junge G. in seinem Uebereifer fiel ein: „Natürlich, Herr Professor: le roi est mort, vive l'empereur!“

Aber damals war mein Sinn doch viel reger als

auf den Humor auf das Hochpathetische der Dinge gerichtet, die um uns her geschahn.

Ende Juli hatte ich einen Lieblingsschüler, einen bildschönen Jüngling, in jener Prüfung von mir verabschiedet; er eilte an den Rhein, in einem der ersten Gefechte erhielt er einen Schuß durch die Brust und ward in den ersten Tagen des August zurück gebracht — sterbend, wie es hieß. Mir that das Herz weh um ihn. Aber seine Braut hat ihn gerettet. Das schöne Mädchen setzte sich an sein Bett und pflegte sein Tag und Nacht (zum Entsetzen aller Betschwestern in der Stadt des heiligen Kilian: es sind nicht wenige!) mit solcher Hingebung, daß nach Aussage der Aerzte er nur ihr die Erhaltung des jungen Lebens verdankt. Denn der Himmel hatte ein Einsehen, das er nicht immer bewährt: der junge Held lebt heute noch: und wie freute ich mich, als ich geraume Zeit später das schöne Par, Herrn Pohl und Frau Pohl, geborene Fräulein Ludwig, in München Arm in Arm wandeln sah.

Ja, wenn man mitten in dunklem Kampfesstaub den glücklichen Ausgang voraus wüßte. Wie mancher Selbstmord, wie manche That der Verzweiflung bliebe ungethan! —

Und ich harrte und harrte auf die Antwort der Minister!

Der Juli ging zu Ende: ungezählte Truppenmassen gingen aus Nordosten durch Würzburg an den Rhein: es gab viel Arbeit, denn selbstverständlich gehörte jeder gesunde Mann mehreren der Ausschüsse zugleich an, die sich gebildet hatten, durch freiwillige Thätigkeit Heer und Verwaltung zu unterstützen: ich weiß nicht mehr, wie vieler Ausschüsse Glied ich war, nur daß ich recht viel auf dem Centralbureau in dem Eisenbahnhof zu thun hatte: die Vorlesungen waren Ende Juli geschlossen worden. „Man kann nicht arbeiten!" riefen die meisten Amtsgenossen, und lasen immer wieder die Zeitungen.

Ich las sie auch, lief auch nach den neuesten Depeschen in die Harmonie, zu Haderlein und den

gleich mir nach Neuem [und nach Wein!] dürstenden Freunden: aber in einer seltsamen Eigenart meiner Natur ward es mir dann, der ich ja durch die That doch fast nichts fördern konnte, Bedürfniß, wissenschaftlich fort zu arbeiten und unter der schwersten Sorge um das bedrohte, unvertheidigte Saarbrücken, in der Befürchtung, die Franzosen über Heidelberg bis zu uns vorstoßen zu sehen — Freund Semper wies mir das so säuberlich auf der Carte nach! —, arbeitete ich jede freie Stunde zu Hause an den „Königen" V. und VI. Ein bischen verdreht! Ja, aber doch damals recht heilsam. Es beruhigte von den außerordentlichen Aufregungen.

Die brennendste war für mich die des Harrens!

Es wär so wunderschön, so ideal gewesen, damals, gleich am 19. Juli, die einzig richtige Lösung aller Wirren und Wehe zu ergreifen.

Die dichterische Behandlung des Gegebenen wäre gewesen: am 21. Juli fort, am 22. am Rhein, am 23. morgens im Gefecht und Abends — in Walhall.

Und jetzt war die erste Woche des August angebrochen und noch keine Entscheidung! Die höheren Officiere in Würzburg, die ich anging, erwiderten achselzuckend, eine so außerordentliche Verfügung müsse vom Kriegsminister — ja gar vom König selbst! — ausgehen.

An den Cultusminister mich wenden wegen Beurlaubung wollte ich erst, nachdem ich die Aufnahme in ein Regiment zugesichert erhalten hatte: übrigens stand ja die bis Ende October währende herbstliche Freizeit unmittelbar bevor.

Einstweilen stieg unsre Besorgniß um Saarbrücken, das von erdrückender Uebermacht bedrohte, um die Rheinlande überhaupt: obwohl lang erwartet, traf uns doch schwer die Nachricht von der Einnahme der Stadt: drei Divisionen hatten die schwache Schar (nicht 20000 Mann! wie die Franzosen angaben) zurück gedrängt. „Die Tricolore weht in Saarbrücken!“ rief ein Pariser Blatt, „eine neue Aera der Weltgeschichte ist angebrochen!“

Das Wort hatte tiefern Sinn, als der Pariser ahnte. Aber wir athmeten doch schwer und bang.

Jedoch das Gegentheil von Feldherrnkunst hatte die französische Heerführung gleich zu Anfang des Feldzuges geleistet, auch als noch nicht — wie in der Folge so oft — widersprechende Befehle des Kaisers, der Kriegsminister, der Generale Verwirrung anrichteten: „der französische Angriffsplan ging auf ein überraschendes Angriffsverfahren aus. Die starke Schlacht- und Transportflotte sollte zu einer größeren Landung verwerthet werden, welche einen Theil der Streitkräfte Preußens im Norden festhalten konnte, während dessen Hauptmacht, wie man annahm, den ersten Angriff hinter der starken Rheinlinie abwarten werde. Dieser Strom sollte, unter Umgehung der großen Festungen, bei und unterhalb Straßburg ungesäumt überschritten und die süddeutsche Heeresmacht, welche den Schwarzwald zu vertheidigen hätte, dadurch gleich anfangs von der norddeutschen getrennt werden“[1]).

[1]) Moltke a. a. O. S. 3.

Geradezu genial war dem gegenüber der kühne Entschluß Moltke's, obwohl er diesen Plan und die zu dessen Ausführung weit vorgeschobene französische Uebermacht an der ganzen Grenze erkannt hatte, gleichwohl den Aufmarsch der deutschen Heere nicht hinter, sondern (wie er mit Vorliebe sagt) „vorwärts dem Rhein" zu bewirken.

Man hatte auf französischer Seite in kühnem Wagniß die Truppen in unfertigem Zustand an die Grenze geworfen, um mit — wenn auch nur kurzwährender Uebermacht — den Aufmarsch der Deutschen zu überraschen, in Süddeutschland einzubrechen, durch einen ersten Erfolg wichtige politische und moralische Vortheile zu gewinnen: allein die für uns Deutsche so bangen Tage von Saarbrücken, an welchen man aus jener überstürzten Versammlung diesen Gewinn hatte ziehen können, waren ungenutzt verflossen: „der innere Zustand der Truppen hatte jede Thätigkeit gelähmt"[1]). Oberstlieutenant Pestel hielt

[1]) Ebenda S. 10.

mit drei Schwadronen und einem Bataillon zwei Wochen lang die Uebermacht in Schach.

Da kam am 4. August die Siegesnachricht von Weißenburg. Ah! Welche Erlösung aus schwülem Druck! Und — dem Himmel Dank — nicht blos Preußen, auch Süddeutsche — Baiern! — hatten wesentlichen Antheil an dem Kampf und dem Ruhm. Das Blut beider war geflossen: Blut aber „ist ein ganz besondrer Saft": er sollte die gespaltnen Stämme verkitten.

Das war das rechte, das allein wirksame Gegengift wider die Erinnerung an Kissingen. Die Baiern hatten gezeigt, daß es ihnen Ernst war mit der Bundestreue und was sie unter guter Führung leisten konnten. Mit feuriger Begeisterung schrieb ich die folgenden Zeilen, ließ sie drucken und zur Vertheilung unter die Soldaten der III. Armee in vielen tausend Exemplaren an den damals vergötterten Kronprinzen von Preußen schicken, der sich wirklich die Zeit nahm, mir zu danken.

Victoria!

Nun laßt die Siegsfanfaren schmettern
Und fallet ein im Jubelchor:
Denn hell aus dunkeln Schlachtenwettern
Stieg Deutschlands goldner Stern empor.
Der falsche Zauber brach in Stücke
An unsres Speeres Eichenschaft:
Dort wälscher Trug und wälsche Tücke, —
Hie deutsche Treu und deutsche Kraft.
Scharf habt den Adler ihr getroffen,
Ihr Schützen meines Alpenlands,
Und rasch wie eurer Felsen Schroffen
Erklommt ihr Wall und Mauerkranz.
Gefällt die Wehr, den Schuß verhalten
Drang an der Preuße siegesfroh:
Sie haben ihm nicht Stand gehalten,
Dem Bajonett von Waterloo!
Nein! Als sie auf der Höhen Krone
Des deutschen Auges Blitz gewahrt, —
Da hat des Caesars Bataillone
Den Berg hinab die Flucht entschart.
Jetzt nach, Husaren und Ulanen,
Den Todtenkopf an schwarzem Helm,
Wie Wetter Gottes drein gefahren
Auf Zuaven= und auf Turko=Schelm.

Das Lager brennt, die Adler fallen,
Das Mordgeschütz, — stumm liegt es da
Und durch die Lüfte braust's mit Schallen:
Victoria! Victoria! [1])

Und nach nur zwei — für mich freilich sehr langen! — Tagen nach dem Treffen bei Weißenburg folgte die Botschaft eines viel größeren Sieges in der Schlacht bei Wörth (6. August)[2]). Und wieder

[1]) Für das Treffen bei Weißenburg erhalten übrigens die Franzosen von Moltke selbst (der überhaupt der Tapferkeit der Feinde in schöner Weise gerecht wird) eine sehr gute Note: „eine Division hatte drei deutsche Corps auf sich gezogen und (erst) nach kräftiger Gegenwehr den Rückzug bewerkstelligt, ihr tapfrer Führer war im Kampfe gefallen"; schon hier wie noch oft in der Folge war ein auf deutscher Seite (vielleicht allzu) lange hingehaltenes Feuergefecht des Fußvolkes endlich durch Umfassung eines Flügels des Feindes und durch Heranziehung überlegener Geschützmacht zum Siege gewendet worden.

[2]) Unter den nun — nach dem 2. August — gegebenen Möglichkeiten war auch die, daß die Franzosen selbst zum Angriff schreiten würden: sie war auf deutscher Seite vorausgesehen worden: aber die Schlacht bei Wörth ward einen Tag früher geschlagen, als beide Heerführer gewollt hatten: „wo die Parteien so nah aneinander gerückt sind wie hier, entbrennt der Kampf leicht auch gegen den Willen der oberen Leitung". An diesem Tage „klappte es" nun auf deutscher Seite durchaus nicht recht: das geht aus Moltke's Darlegung noch klarer als aus dem General=

hatten neben den Preußen Baiern und diesmal auch Württemberger gefochten. Blutig freilich war der Tag gewesen[1]: aber dafür hatten die Franzosen allein an Gefangnen 200 Officiere und 9000 Mann, dazu 1 Adler, 4 Turkofahnen, 28 Kanonen und 5 Mitrailleusen verloren. Am gleichen Tag siegten die Preußen allein in dem blutigen Ringen bei Spichern[2]! Und ich sollte immer zu Hause sitzen,

---

stabswerk hervor: widersprechende Befehle führten zu unerfreulichen Dingen: so mußten die Baiern, nachdem sie unter sehr starken Verlusten einen Wald genommen, gemäß dem jetzt eintreffenden Befehl des Kronprinzen ihn wieder räumen und das Gefecht einstellen, — um bald darauf nach neuem Befehl den nämlichen Wald noch einmal nehmen zu müssen. Zwei Freunde von mir liegen unter jenen blutgetränkten Bäumen: Max von Schlichtegroll, der Bruder Anna's (I. S. 113) und der Sohn des Philosophen Hoffmann in Würzburg (oben S. 57).

[1]) 489 Officiere, 10 153 Mann: davon Baiern 73 Officiere, 1413 Mann. Der Verlust bei Weißenburg hatte betragen 91 Officiere, 1460 Mann, davon Baiern: 16 Officiere, 347 Mann.

[2]) Aus dieser Schlacht erhielt ich später (1872) einen drolligen Bericht: zwei Batterien des I. Armeecorps waren in Königsberg eingeschifft, auf der Eisenbahn angelangt und aus derselben sofort in die Schlacht geeilt. Ein wackerer Ost=

von den Schlachten lesen und Lex Visigotorum durchforschen! Es war unerträglich.

Endlich, am 9. August, trafen die beiden Schreiben — fast gleichzeitig — ein, am Vormittag das aus München, am Nachmittag das aus Berlin: ihr Inhalt war für mich niederschmetternd: beide Kriegsminister lehnten — in der höflichsten Weise — ab und zwar, als ob sie's in „vorgängiger verabredeter Verbindung" gethan hätten, fast wörtlich in der Begründung übereinstimmend: 1. man habe übergenug

---

preuße, der das eiserne Kreuz trug, erzählte mir auf eine Frage nach dem Anlaß solcher Ehrung: „Wofür? Ja, Harche (Herrchen), das kann ich Ihnen nicht sagen. Von Königsbarg fort in der Eisenbahn, immer fort, immer fort — durch so scheenes Land — überall gegassen und getrunken, ach so viel Wein! Ueberall angesungen! — Auf einmal: „Halt!" — Es schießt mit Kanonen: — raus aus dem Wagen: — rauf auf einen hohen Barg (so was hohes hatte ich noch nie geseh'n): — unser Geschütz war das erste: — ich richtete es: — auf einmal: — Bauz! — was vor den Kopf. Ich fall' um. Wie ich wieder aufwache, fahr' ich wieder per Eisenbahn, liegend auf Battchen (Bettchen), nach Königsbarg. Der Kopf brummte noch lang. Dann kam das eiserne Kreuz. Jetzt brummt er schon lang nicht mehr."

an Mannschaften und 2. ich könne dem Vaterland an meinem Schreibtisch und mit meiner Feder viel ersprießlicher dienen als im Feld mit dem Gewehr. Das Zweite schmerzte mich tief; sie wußten eben nicht, die Excellenzen, wie vortrefflich ich schoß! Die Vereitlung des Gedankens, den ich als den allein richtigen und rettenden erkannt hatte, drohte nahezu, mich in die alte rathlose Verzweiflung zurück zu werfen. Aber nein! Ich raffte mich empor und sagte mir: „Hinein muß ich. Geht es nicht als Soldat, so muß es in andrer Weise gehen: bin ich nur einmal „drin", d. h. vor dem Feind, dann wird sich schon Alles erreichen lassen."

Es bot sich mir nun der nahe liegende Ausweg, als Nothhelfer auf den Kriegsschauplatz zu eilen, wie schon vor mir in diesen Tagen gar manche der Freunde gethan hatten: so selbstverständlich die meisten Aerzte und vor Allen mit Feuereifer Roßbach, dann aber auch andere Männer als Führer von Proviant-sendungen, als Träger von Verwundeten, so viele

Würzburger Turner in „Sanitätscolonnen“: so Semper und andere. Manche hatten sich gewundert, daß ich, dessen Begeisterung sie ja kannten, nicht schon längst in gleicher Weise aufgebrochen sei: daß ich nur blieb, um auf etwas Besseres zu warten, wußten nur jene früher befragten (S. 231) Officiere, dann Semper, Roßbach, Tröltsch (Gareis wartete gleich mir auf einen Auftrag). Da nun diese Hoffnung vereitelt war, griff ich zu dem unerwünschten, langsameren und schwierigeren Mittel. Ich nahm das rothe Kreuz[1]) und meldete mich bei dem Etappen-Commandanten auf dem Bahnhof mit der Bitte um einen militärischen Ausweis und einen beliebigen Auftrag in das Hauptquartier der III. Armee. Der Officier bemerkte mir, in dieser Weise gehe es nicht: ich möge warten, bis er mir eine Proviantsendung mit geben könne: nur so würde ich durchdringen.

[1]) Damals nach dem Entschluß, wenigstens als Nothhelfer die Gefahren des Krieges aufzusuchen und mich so nützlich als möglich zu machen, schrieb ich in mein Tagebuch:

Ach, wieder warten! Erst am 11. August erhielt ich — mit meinem „Ausweis" — die Mittheilung, endlich sei ein Proviantzug zusammengestellt, den ich morgen nach Hagenau im Elsaß führen solle: es

9. August 1870.

Daheim in Muße soll ich liegen,
Indeß die Brüder sterbend siegen?
Das Traumbild stiege meiner Lieder
Lebendig, glorreich, endlich nieder
Und bei den Büchern blieb' ich sitzen?
Nein, bei der schönsten der Walküren!
Hinein, wo Stahl und Feuer blitzen!
Dürft ich voran dem Ansturm eilen!
Doch, darf ich nicht die Waffen führen, —
Gefahr und Schrecken darf ich theilen,
Kann retten, rathen, helfen, heilen.
Ich will wo unsre Fahnen wallen
Sie siegen sehen oder — fallen!
In dieses Schicksal riesengroß
Flecht' ich des eignen Lebens Los.

Und als sie mir die weiße Binde mit dem rothen Kreuz schickten, schrieb ich:

11. August 1870.

Vergiß dich selbst, dein Glück, dein Leid,
Sei gegen Grau'n und Furcht gefeit,
In Schreck und Kampf ein Held von Erz,
Dem Schmerz ein Balsam sei dein Herz,
Sei still und stark im Schlachtgedröhn: — —
Und stirbst du so, dann stirbst du schön!

waren 12 Güterwagen, meist mit Brod und Wein beladen. Brod und Wein, der Ceres und des Bacchos altheilige Gaben, sollte ich bringen!

Schon seit dem 20. Juli hatte ich in aller Stille meine — sehr einfachen — Vorbereitungen zum Aufbruch getroffen: nun mußte ich freilich im Civil-anzug fort gehen; außer dem kleinen Wander-Ranzen, den ich in den Bergen getragen hatte, nahm ich den sechsläufigen Revolver mit, den ich am 25. Juli 1866 zur Abwehr etwa plündernder Polen gekauft hatte: „ich wünsche Ihnen, daß Sie ihn nie brauchen mögen“, hatte mir der wackere Meister Büchsenmacher am Vierröhrenbrunnen-Platz gesagt bei der Einhandlung. Wenig ahnte ich damals, daß ich ihn einmal für die Preußen abschießen würde. Ich bedurfte noch eines kleinen Handkoffers für Wäsche, ging zu Freund Lexer und bat ihn, mir seinen recht taugsamen zu verkaufen.

„Warum verkaufen?“ fragte er verwundert „ich leihe dir ihn gern“.

„Ja", erwiderte ich, „weißt du, es ist nur — für alle Fälle" — . . .

Da durchschaute er, was ich verbergen wollte, umarmte mich und sagte mit seiner lieben weichen Stimme: „So? — Nun wo der Felix liegt, kann der Koffer auch liegen bleiben."

Es war das letzte Wort, das ich in Würzburg vernahm. —

Alsbald ging ich auf die Bahn; mein Weg führte durch den Zwinger, an Theresens Haus vorbei. Ich trug auf dem linken Arm die weiße Binde mit dem rothen Kreuz. Sie saß am Fenster. Sie sah es. — — —

Auf dem Bahnhof — es war etwa 2 Uhr Mittags des 12. August — fand ich meinen Sonderzug zur Abfahrt bereit: ich schnitt die Plombe des letzten der Wagen durch, schob das Eingangsbrett zurück und legte mich auf den Boden: es war ein badischer Wagen, Nro. 1275: wie oft und wie lang ruhten meine Augen auf dieser Zahl und auf dem

badischen Wappen, dem rothen Schrägbalken im gelben Feld, von dem Greifen bewacht. Die Locomotive pfiff! — leb wohl, Würzburg, und Alles was drin lebt!

Sedan.

I.

Der Leser wird sich überzeugen, daß ich wirklich, selbst wenn ich in der Stimmung gewesen wäre, keine Zeit gefunden hätte, eine Art Tagebuch zu führen, so lang ich „draußen" war; wozu auch?

So bin ich denn für die Schilderung meiner Erlebnisse bis zu meiner Rückkunft (Ende September) auf mein allerdings sehr gutes und für diese Zeit besonders geschärftes Gedächtniß angewiesen und auf die ganz kurzen einsylbigen Eintragungen in meine nun also 24 Jahre alte Brieftasche, die sehr „kriegsinvalide" zurückkam: sie enthalten nur Aufträge, die ich von Hagenau ab von unserm Führer erhielt oder die ich meinen Fuhrleuten oder Turnern ertheilte, ferner Verzeichnisse der Vorräthe oder Arzneien und

Verpflegungsmittel, die ich übernahm („faßte"), hin und wieder die Namen von deutschen oder französischen Verwundeten, denen ich Briefe an ihre Familien in der Heimath zu schreiben versprach, neben den Adressen dieser Angehörigen: nur die Nachtquartiere habe ich mir am andern Morgen, vor dem Aufbruch, in das Taschenbuch geschrieben, wenigstens bis Sedan — Donchéry (1. September). Da ist es denn erfreulich, daß Freund Gareis, mit dem ich in Hagenau unerwartet zusammentraf, in ein ähnliches Büchlein ähnliche, aber weit ausführlichere Eintragungen geschrieben hat, die er mir jetzt freundlich zur Verfügung stellte: seltsame Stimmungen wandeln mich an, sehe ich in die beiden vergilbten erinnerungsreichen Hefte! —

Es war schon sehr spät in der Nacht des 12. August, (eines Freitags) als ich nach Mannheim gelangte. Denn nicht nur ging der Zug als Lastzug langsam, — das Geleise vor uns war auch durch zahllose, früher abgelassne Züge gesperrt: alle Augenblicke mußten wir

halten und warten. Dazu kam, was ich alsbald mit schmerzlicher Ungeduld erfahren, aber freilich als nothwendig begreifen mußte: so ein Proviant- noch mehr aber ein „Sanitäts-Zug“ oder eine entsprechende Colonne ist das buchstäblich zurückgesetzteste Stiefkind unter allen Transporten: nicht nur Truppen „gehen vor“ auf der Landstraße, im Quartier, auf der Eisenbahn, in der Wahl zwischen guten und schlechten Wegen, guten und schlechten Rossen und Wagen, — auch alle Transporte von Munition, Geschütz, Waffen, kurz alles, was unmittelbar zum Kampfe gehört. Und zwar von Rechtswegen! Vor Beaumont (30. August) hörte ich mit an, wie ein höherer Officier einen niederern schalt, daß sein Bataillon noch nicht das vor uns liegende Dorf erreicht habe: „die Straße ist gesperrt durch diese Sanitätscolonne und ihre Wagen“ entschuldigte sich der Officier, mit dem Degen auf uns deutend.

„So schmeißen Sie doch die Wagen und den ganzen Sanitätskrempel nach rechts und links in die

Straßengräben!“ schrie der angenehme Mann auf seinem Rothroß.

„Es war uns zum Heil: es trug uns“: — vorwärts.

Unsere Fahrer, Elsässer Bauernjünglinge, die, wie wir sehen werden, nur sehr unfreiwillig die Gefahren unseres Zuges auf sich genommen und nur soviel Deutsch verstanden als ihnen paßte, hatten die Drohrede des preußischen Generals wunderbar gut verstanden und trieben plötzlich ihre Rößlein so rasch voran, daß wir alsbald eine Wiese erreichten, auf die wir auswichen: das „Linksundrechtsindiestraßengrabenhinunterschmeißen“ war also nicht nothwendig.

Auf der Fahrt von Würzburg bis Mannheim und von da bis Hagenau ward also mein „Sonderzug“ unzählige Male an den Stationen angehalten und er mußte warten, das Geleise räumen u. s. w., um nachkommende Truppen — und andere bevorzugte — Sendungen vorüber und voran zu lassen.

In Mannheim langer Aufenthalt zu ähnlichem

Zweck: im Aufundniederwandeln neben meinen Wagen sah ich plötzlich — der Mond trat aus fluthendem, zerissenem Gewölk — tief zu meinen Füßen etwas wie flüssiges Silber dahin gleiten: es war der Rhein, der schwer bedrohte Rhein! Seit 1868 hatte ich ihn nicht mehr gesehen. Augenblicklich glitt ich die steile Böschung des Eisenbahndammes hinab: schon stand ich unten: prachtvoll glänzte im geisterhaften Mondenglanz der heilige Strom: ich kniete nieder, netzte die Stirn mit dem kühlen Naß und that ein schweigend Gelübde. —

Es war hoch poetisch da unten: der leise rauschende Strom, um den zwei Völker blutig rangen — die stille Einsamkeit ringsum — oben ein par Sterne — ziehend Gewölk, hellumrandet — der blinkende Mond .....

„Wie phantastisch!“ wird man sagen „wie übertrieben!“ Phantastisch? Ja! Dafür war ich ein zur Poesie wieder erwachter Poet, 36 Jahre jung und sehr hoch erregt. Aber „übertrieben“? Nein!

Es war mir Ernst mit dem Gelübde. Und ich hab's gehalten. —

Nachdem ich wieder hinauf geklettert, — das ging erheblich schwerer! — mußte ich noch lange, lange warten, bis der Zug, zahlreichen anderen den Vortritt lassend, sich wieder in Bewegung setzte. Er hatte nun vor meine zwölf Wagen noch viele andre mit Truppen und mit Munition eingeschoben. Sorgfältig überzeugte ich mich vor der Abfahrt, daß meine Wagen eingehängt waren: denn auf gar mancher Station hatte ich erst nach langer Verhandlung den Etappencommandanten oder Stationsvorstand bewogen, sie mitzunehmen, gegen die Wünsche von Truppenführern, die sie ausgehängt verlangten. Erst also nachdem ich meine Wagen mit eignen Augen eingehängt gesehen, setzte ich mich — denn das zwölfstündige Liegen auf dem Holzboden war nicht angenehm gewesen — zu Soldaten in einen Personenwagen vierter Classe und fuhr nach einiger Zeit ab.

Wie erschrak ich, als ich in Ludwigshafen, wo

schon wieder gehalten und „rangirt“ wurde, meine Wagen in dem langen, langen Zug nicht fand! Ich lief zu dem Zugführer, erinnerte ihn, daß auf Befehl des Stationsvorstehers die Wagen, zumal auch der badische 1275, eingereiht worden waren. „Jawohl“, erwiderte der Alamanne. „Aber kurz vor der Abfahrt sind sie auf Befehl eines Herrn Obersten wieder ausgehängt worden.“

„Und das haben Sie mir nicht gesagt?“

Da war er verschwunden!

Es war ein Schlag! Wie sollte ich mich in Würzburg verantworten? Ja, heißer brannte mir auf der Seele: wie sollte ich „hinein“ kommen? Meine Wagen bildeten meine einzige Berechtigung, vorwärts zu gelangen. Es ging mit ihnen langsam, — ohne sie gar nicht. Und in Nro. 1275 lag in meinem Ranzen mein Militärausweis und der Auftrag, mich zu befördern bis Hagenau. Wiederholt hatte ich Civilisten, die solches Ausweises darbten, zurückgeschickt gesehen.

So lief ich denn sehr bestürzt über die Eisenbahnbrücke nach Mannheim zurück, nicht ohne bei dem nun wieder halb verschleierten Mondlicht einigemale zu fallen, und suchte, unter stetem Fragen und unter häufiger Verweigerung jeder Antwort der Befragten, auf dem von zahllosen Wagen überfüllten Bahnhof nach den meinigen; endlich — bei Tagesanbruch — fand ich sie und erzwang die Absendung mit dem nächsten Zug. Nun aber verließ ich meine Nro. 1275 nicht mehr bis Hagenau und barg meinen Ausweis auf der Brust. Mein Schreck war stark gewesen.

Für den ganzen folgenden Tag, den 13. August, enthält das Taschenbuch nur das Wörtlein: Landau. Das will sagen, daß unser Zug von morgens 5 Uhr bis spät Abend brauchte, um die Strecke zurückzulegen, die man in Einer Stunde fährt! Das Anhalten auf jeder Station dauerte viele, viele Stunden. Es waren unserm Zuge drei Locomotiven vorgespannt und von meinem Wagen 1275, dem letzten, bis zur ersten Locomotive hatte ich eine volle Viertel-

stunde — 15 Minuten — zu gehen. Wie oft hab' ich den Weg, die Uhr in der Hand, zurückgelegt! Und dabei gar nichts zu thun haben — als warten! Das hatte ich mir anders gedacht! Und wie viele Tage noch hatte ich lediglich zu warten, bis ich „hinein" kam! Nur in Neustadt an der Hardt, dem liebreizenden, weinreichen und weinfrohen Städtlein, gab es ergetzliche Unterbrechung des eintönigen Harrens: da waren auf dem Bahnhof viele Leute versammelt, die mit dem ausgezeichneten Saft der dort wachsenden Reben die durchziehenden Truppen und auch mich labten. Man sah es den Männern und Frauen an, wie dankbar, wie froh sie aufathmeten aus dem schwülen dumpfen Bangen der letzten drei Wochen: hatten sie doch allen Grund gehabt, das Einbrechen von Turcos und Zuaven — wenigstens für einige Zeit — zu fürchten. Und was das bedeutete, — davon konnte man sich eine Vorstellung machen nach gewissen Drohungen der Franzosen. Als die kaiserliche Regierung die bewußte Unwahrheit

verbreitete, das Fußvolk des eifrig „preußisch", d. h. deutsch gesinnten Großherzogthums Baden, (Baden hatte schon früher Aufnahme in den norddeutschen Bund angestrebt), führe, gegen den Vertrag von Sanct Petersburg, Sprenggeschosse, erklärte ein edler Bretone, Graf Kératry, in der Nationalversammlung zu Paris: „das Großherzogthum Baden steht fortab außerhalb des Völkerrechts und wir werden, kommen wir demnächst in dies Land, nichts verschonen, selbst nicht die Frauen" (pas même les femmes: wörtlich so).

Den Franzosen soll im Allgemeinen die Ritterlichkeit durchaus nicht abgesprochen werden: aber zuweilen schlägt sie bei ihnen in das scheußlichste Gegentheil um — in die geschlechtliche Bestialität. Und nicht ein Fremder, ihr eigner Voltaire hat, übrigens ungerecht übertreibend, den Gallier (Pariser?) „halb Aff', halb Tiger" genannt. Wehe unsern Frauen und Mädchen, führt der Revanchekrieg gewisse Elemente in unser Land. In Würzburg haben sich die gefangnen Mobilgarde-Officiere auf offner Straße

gegen Frauen und Mädchen der Art betragen, daß ihnen die Erlaubniß, den Marienberg zu verlassen, wieder entzogen werden mußte. So thaten Gefangene: was würden sie sich als Sieger erlauben!

Noch langsamer als nach Landau, wo ich in meinem Güterwagen auf dem nackten Boden übernachtete, ging am andern Tag die Fahrt nach Weißenburg von Statten: der Schnellzug braucht — sind es doch nur 6 Stationen — 46 Minuten: wir fuhren von Tagesanbruch bis spät Abend. Zumal in einem kleinen Ort, Winden, mußten wir sechs Stunden liegen bleiben, da fünf lange Züge vor uns auf dem Geleise hielten.

Uebrigens brachte dieser Tag doch schon die ersten Aufregungen und Eindrücke des Krieges. Während des langen Harrens zu Winden sah ich von meinem halbgeöffneten Güterwagen aus nach links auf die weit sich dehnenden Stoppelfelder hinaus, auf denen die glühende Mittagssonne — es war etwa 2 Uhr — eines aus der Maßen heißen Augusttages brütete.

Da bemerkte ich, daß von der fernen Landstraße, die im Osten mit ihren hohen Pappeln sich von den Getreideäckern scharf am Horizont abhob, zwei Gestalten — Frauen — uns näherten: nur langsam, müde, schwer offenbar kamen sie vorwärts: sichtlich wollten sie unsern Zug erreichen und deßhalb kamen sie querfeldein, ohne Weg, auf uns zu geschritten. Nun sie näher heran waren, ersah ich, daß die vorderste die Herrin, die folgende, schwer mit Gepäck beladen, die Dienerin war: auf einmal setzte sich unser Zug mit schrillem Pfiff in Bewegung: da begann die Dame heftig mit ihrem weißen Tuch zu winken und hastig zu laufen: das ward ihr gar schwer: denn wie ich nun wahrnahm, stand ihre Entbindung nahe bevor. Zum Glück hatte der Zug erst angefangen, ganz langsam zu rollen: ich sprang aus dem Wagen, es gelang mir durch Rufen und Winken, den Zugführer merksam zu machen: wir hielten: nun war die Frau heran: mit Mühe hob ich sie unter Hilfe der Magd in den hochbordigen Wagen, wo sie,

rothglühend im Gesicht und schweißtriefend, sofort ohnmächtig nieder sank. Ich schob meinen Ranzen unter das blonde, schöne Haupt und besprengte sie mit dem Wasser meiner Feldflasche: allmälig kam sie zu sich und erzählte mir nun unter erschütterndem Weinen und Schluchzen, vor sieben Monaten verheirathet, weit hinten in Schlesien, habe sie vor kurzem das Telegramm erhalten, ihr Mann sei bei Wörth schwer verwundet. Unerachtet ihres Zustandes war sie sofort aufgebrochen, trotz des Arztes und der Aeltern Verbot und Bitte, war Tag und Nacht hergeeilt, hatte ihren letzten in Karlsruhe gemietheten Kutscher — denn auf der Bahn ward sie nicht aufgenommen — nicht bewegen können, sie näher an den Kriegsschauplatz bis über Landau hinaus zu fahren: da habe sie unsern Zug entdeckt und sich rasch entschlossen, ohne Weg und Steg uns zu ereilen: denn vorwärts, vorwärts müsse sie um jeden Preis, sie ahne, daß sie sonst ihren Mann nicht mehr am Leben treffe. Es war schwer, die Verzweifelnde an=

zuhören, ohne gleich ihr in Thränen auszubrechen: es war mein erster Samariterdienst, die Arme ein wenig zu beruhigen. Ich versprach ihr, Alles zu thun, um zu ermitteln, wohin ihr Mann von Wörth aus gebracht worden sei, denn sie wußte das nicht und wollte auf's Geradewohl nach Wörth. Abends in Weißenburg angelangt, brachte ich die schwer Leidende mit Mühe in einem der überfüllten Gasthöfe unter: sie konnte am andern Morgen das Bett nicht verlassen: ich versprach ihr beim Abschied, sofort zu telegraphiren, was ich erfahren könnte: und es gelang mir durch glücklichsten Zufall, den Verwundeten aufzufinden schon in Hagenau, wo ich auf's Geradewohl in dem Lazaret, das in einem Wirthshaus (im „Wilden Mann"?) errichtet war, nachforschte: sprechen durfte ich den Leidenden nicht: aber der Militärarzt ermächtigte mich, zu telegraphiren: „außer Gefahr!" Ein guter Anfang! [1])

[1]) Den Namen habe ich mir leider damals nicht aufgeschrieben und nun halb vergessen. Hauptmann von Wellstett,

Aber bei der Einfahrt in Weißenburg wären wir bald verunglückt. Ich hatte die Dame, nachdem ich sie ein wenig beschwichtet, mit ihrer Dienerin in meinem Wagen allein gelassen und war zu dem wackeren Zugführer in dessen hochragenden Verschlag hinter der letzten Locomotive geklettert, von wo aus er den Zug leitete.

Da — es ging gerade sehr steil bergab (kurz vor der Einfahrt, mein' ich) — sank der große, starke Mann, im Begriff, die Bremsekurbel zu drehen, plötzlich von seinem hochgeschraubten Ledersitz nach rückwärts in meine Arme: — „die Bremse, die Bremse" stammelte er, noch die Hand danach ausstreckend, und ward bewußtlos. Die Gefahr war wohl groß. Der

---

Wehlstätt? Dagegen finde ich einige Blätter weiter hinten die Adresse: „Secondelieutenant von Sterret (oder Schlereth? es ist offenbar sehr hastig aufgekritzelt), II. nassauisches Infanterieregiment Nro. 88; Frau Amtmann in Fulda; Bürgermeister in Wörth." Dunkel schwebt mir vor, daß ich an einem der folgenden Tage in ganz ähnlicher Weise einer jungen, zu ihrem bei Wörth verwundeten Gatten eilenden Officiersfrau Nachricht zu geben versprach und das auch — ich meine, von Wendenheim aus — gethan habe.

maßlos lange und schwere Zug fing an, mit unheimlicher Geschwindigkeit zu Thal zu sausen: ich, in allen technischen Dingen höchst unerfahren und ungeschickt, hatte keine Ahnung, was ich hätte thun sollen oder können, ich stand rathlos: da sprang an mir vorbei an die Kurbel der etwa vierzehnjährige Knabe des Zugführers, der allein noch zugegen war, drehte sie und brachte den Zug erst zu langsamerem Rollen, dann zum Stehen. Der Zugführer erholte sich und erzählte, daß er nun sechs Tage und sechs Nächte ohne Ablösung diesen anstrengenden Dienst thue mit hastigen, ungenügenden Mahlzeiten: die Erschöpfung hatte den Kräftigen übermannt: er meinte, unsere Gefahr sei dringend gewesen.

Nachdem ich die Frau Hauptmann in Weißenburg untergebracht, suchte und fand ich endlich in der von Soldaten wimmelnden Stadt auch für mich Unterkunft bei einem Bäcker: in der Backstube auf einer Bank. („Sonntag, 14. August, Weißenburg, Bäcker“, besagt das Taschenbuch.) Am andern Morgen hatte

ich mehrere Stunden Zeit, das Städtlein mir anzusehen: das Landauer und das Bitscher Thor zeigten besonders stark noch die Spuren des Gefechts vom 4. August: es waren die ersten Kriegsbilder, die sich darboten. Bald sollte ich ganz andere Dinge schauen.

Am folgenden Tage war die Bahn nach Hagenau wenig belastet: wir erreichten daher, etwa um 8 Uhr aufbrechend, etwa um 12 Uhr unser Ziel (man fährt sonst 31 Minuten).

Seit meinen Berg-, Fisch- und Jagd-Fahrten am Chiemsee, zuletzt 1856, also in den letzten 14 Jahren, hatte ich mich nur sehr wenig in der Natur umgetummelt und in körperlichen Uebungen, war überhaupt nicht vom Schreibtisch viel hinweg gekommen. So war ich denn in eine gewisse unpraktische Professorenhaftigkeit gerathen, mit geringer Fähigkeit, rasch thatkräftig einzugreifen. Die Nothwendigkeit, das Bedürfniß, Andern — und um der Andern willen auch mir selbst — zu helfen, hat mich das in diesen Kriegswochen lehren müssen, sollte ich vorwärts kommen

und meine Pflicht thun: auch dafür habe ich — wie für Höheres — jenen Tagen zu danken.

Im Anfang aber war ich gar zu schüchtern! Nachdem ich drei Tage und drei Nächte auf dem Holzboden des Güterwagens gelegen, schmerzten mich die Knochen. Ein Landwehrofficier der gelben (d. h. gelbkragigen) Dragoner, der eine Zeit lang mitgefahren war und Gefallen daran gefunden hatte, daß ein Professor seinen Lehrstuhl und seine Stube verließ, um draußen zu helfen, schalt gleich nach der ersten Stunde solchen Liegens (— Bänke gab's nicht: es hieß stehen oder Liegen —) gotteslästerlich — er war ein pommerscher Gutsbesitzer und grollte den Franzosen schwer, daß sie ihm von seiner Aerndte und seinem „Frauchen“ (dessen Bild er mir alsbald zeigte!) hinweg „mobil gemacht“ hatten.

„Und drei Tage liegen Sie schon so? Und so ließen die ...... (folgte ein ökonomisch sehr wichtiges Thier!) in Würzburg Sie abreisen? Nicht einmal eine Schütte Stroh?“

„Ich habe keine verlangt“, erwiderte ich „und nicht daran gedacht.“

„Ja, zum Teufel, aber einstweilen werden Sie wohl Ihre Knochen daran erinnert haben.“

„Nun, es thut weh. Aber es war doch kein Stroh da. Und wenn, — ich habe ja nicht das Recht, es zu verlangen. Und kaufen . . .“

„I, schwere Brett, da hört doch Alles auf! Wenn Sie's so treiben im Felde, da werden Sie nicht weit kommen. Wir halten eben! Na, warte!“ Sporen-klirrend sprang er aus dem Wagen, lief auf das nächste Bauernhaus zu (— wir waren schon bei Sulz, — also in „Feindesland“ —), schrie heftig in's Fenster hinein und alsbald erschienen drei Bauernbuben, jeder ein mächtiges Bündel Stroh schleppend: eil- und dienst-beflissen rannten sie heran und reichten mir das Stroh hinein, für ein par Kreuzer sich demüthig be-dankend.

„Nich Geld raus schmeißen, Professerchen. Werden's noch brauchen. Und nich Pisang (= paysan) ver-

derben durch Verwöhnung. So! Nu werden Sie besser liegen. Na adjeh. Ich bleibe hier. Adje, Professerchen" winkte mir der Riese noch nach. „Lassen Se sich nich g a n z todtschießen. Und wenn Sie was brauchen in la France und nich haben, vergessen Sie nich das Stroh[1]) von Sulz.

Aber ich besorge, ich würde nicht immer den Beifall des guten Pommern gefunden haben in meinem Verhalten gegen die „Pisangs".

Nun aber, in Hagenau, entstand für mich die bange Frage: „wie komme ich weiter hinein?" Hier endete die Sendung und der Auftrag, kraft deren ich — wir sahen, unter welchen Schwierigkeiten und mit welchen Verzögerungen — soweit gekommen war: hier mußte ich dem Etappencommandanten meine Wagen abliefern und damit erlosch mein Ausweis für Beförderung, der Befehl an alle Stationen, mich

---

[1]) Ganz ähnlich erging es Gareis, dem ein preußischer Soldat auf die Frage, woher er plötzlich das lang ersehnte Stroh zur Lagerschütt erworben, erwiderte, auf ein Haus deutend: „det hab ick da bei Muttern jefochten".

weiter zu schaffen, ja, die Ermächtigung, mich weiter vorgehen zu lassen: wiederholt hatte ich in diesen Tagen erlebt, wie Feldgensdarmen, Stationsvorsteher, Etappencommandanten Leute, die sonder Auftrag und Ausweis den Truppen folgend angetroffen wurden, anhielten und zurück schickten: und zwar von Rechtswegen. Denn so dankbar anzuerkennen ist, was freiwillige Hilfe in diesem Kriege geleistet hat, — recht häufig drängten sich doch auch allerlei Leute heran aus Neugier, aus „Bummelei", die nichts förderten, lediglich die Wagen, die Häuser, die Straßen füllten und sperrten und so die Truppen und die ernsten Helfer hemmten. Ja, gelegentlich kam auch schwerer, ernstlich gefährdender Unfug vor, wie wir sehen werden, verübt sogar von organisirten Gruppen: der schlimmste Uebelstand war aber eben der Mangel an fester, strammer, militärischer Einrichtung all' dieser Bestrebungen: einzelne oder durch Zufall verbundene zwei, drei Leute folgten, unüberwachbar und von keiner Pflicht gebunden, den

Truppenzügen, mehr Abenteuer als Arbeit suchend: es ist ein sehr nothwendiger Fortschritt gewesen, daß man alsbald nach dem Friedensschluß diese Dinge militärisch gestaltete. — Mir konnte nun aber auch nach Erlöschen meines Auftrags die Umkehr aufgenöthigt werden und schweren Herzens gab ich meinen Ausweis gegen die Quittung über die Wagen aus der Hand und an den Etappencommandanten ab.

Ich stand also recht rathlos auf dem Bahnhof und überlegte, an wen ich mich wenden solle, um weitere Aufträge nach vorn zu erhalten. Auch fragte ich einen Johanniter, ob nicht bereits ein Dr. Gareis aus Würzburg eingetroffen sei? „Hier ist er!“ erscholl es da plötzlich und ich hörte meinen Namen rufen: mich wendend erblickte ich ein ganzes Rudel der Würzburger Freunde: Roßbach, Gareis[1]), Semper,

---

[1]) Er war in der Nacht vom 13. zum 14. August von Würzburg aufgebrochen und auf demselben Weg über Heidelberg und Mannheim hierher gelangt, auch er mit Vorräthen in einem Güterwagen.

den Chirurgen Dehler, den Mediciner Gscheidtlen (den ich nach 18 Jahren in Breslau als Amtsgenossen wieder finden sollte) und andre mehr, zumal junge Mediciner und Turner Würzburgs. (Einige, ich weiß nicht mehr, welche, stießen aber erst in Nancy zu uns.) Neben diesen Würzburgern langte soeben eine vom Berliner Centralcomité ausgesandte Schar an, die unter dem Reservelieutenant (Ingenieur) von zur Nieden eine reiche Ladung ausgezeichneter Arznei- und Verband- (sowie auch Lebens-) mittel zur ersten Hilfe unmittelbar auf die Schlachtfelder führen sollte. Das war ja, was ich suchte. Der Wunschgott Wotan hatte mir diese Männer geschickt. Ich stellte mich dem Herrn von zur Nieden sofort zur Verfügung; glücklicherweise hatte mein Amtsgenosse, der treffliche Chirurg Dehler, in den vorhergehenden Tagen schon das vollste Vertrauen des Berliner Führers gewonnen, so daß dieser auf Dehlers Bürgschaft hin mich sofort in seine Gefolgschaft aufnahm und mir, wie er dazu ermächtigt war, den erforderlichen Ausweis ausstellte.

Die Würzburger Freunde und jene Berliner verschmolzen nun zu Einer Schar: unter den Berlinern hebe ich den prächtigen Baumeister Beckerhaus hervor: eine Hünengestalt, langmächtig und stark, so daß er mich, da ich einmal zu Brumath von einem hochbeladnen Wagen, links und rechts einen schweren Korb in der Hand, herab stürzte, wie ein Kindlein in seinen Armen auffing und säuberlich auf die Erde stellte. Dank ihm noch heute! Der alle Beschwerden trefflich ertragende Held litt leicht an Fußschmerzen und machte daher die ganze Kriegsfahrt in Pantoffeln mit, die ihm die Braut zierlich gestickt hatte: „Papperlgrün" mit rothen Rosen. Herzlich freute ich mich, den Wackeren, dessen Humor uns oft aus beginnender Herabstimmung wegen des strömenden Regens heraus gerissen hatte, später (1878) in Danzig glücklich verheirathet wieder zu finden. (Meine Frage, ob er noch die Pantoffeln trage, bejahte er.)

Ferner lernte ich hier kennen und lieben Semper's Schwager, den prächtigen Consul Herrmann (oben

S. 47). Der Mann, der viele Jahre auf Manila gelebt und die reichsten Erfahrungen im praktischen Leben — im Wege der Selbsthilfe — gewonnen hatte, war einer der werthvollsten, allerwelt-sach-kundigsten unserer Genossen, zu dessen Rathfindigkeit ich in meiner lehrhaften Hilflosigkeit oft staunend hinaufsah. Dabei bewährte er, der Hamburger Kaufmann und Seemann, eine köstliche Ruhe im Vergleich mit uns meist süddeutschen und freilich auch jüngeren Männern. Die im Kriege geschlossene schöne Freundschaft hat im Frieden vorgehalten bis heute: wie freute ich mich, in sein schönes, exotisch-tropisch geschmücktes Heim an der Alster zehn Jahre später Therese führen zu dürfen!

Auch der liebenswürdige Bassist der Berliner Hofoper, Beetz, folgte der Führung des feinen und gewandten Herrn von zur Nieden, unter allen Unbilden der Witterung getreulich auf dem offnen Leiterwagen ausharrend, obwohl unsere Aerzte ihn dringend baten, sich nicht der Gefahr auszusetzen, seine unvergleichliche

Stimme zu verderben oder gar zu verlieren: bis hinter Nancy zog er mit.

Da ich nun fortab in der Gesellschaft der liebsten, treuesten Freunde blieb, denen es wahrlich auch an Humor nicht fehlte, ward verhütet, daß ich, wie in den ersten Tagen der Einsamkeit, ganz in eine in sich verlorene Schwermuth versank, die auf die Dauer die Thatkraft geschwächt haben würde. Kein Mensch hält es aus, viele Wochen lang anstrengende, aufregende Thätigkeit zu verrichten in stäter, zehrender Trauer. Und andrerseits kann man auch nicht viele Wochen lang lediglich von pathetischer Begeisterung leben: sie fehlte uns wahrlich nicht und brach bei richtiger Gelegenheit, uns mächtig erhebend und fortreißend, hervor: aber immerfort kann man nicht tragisch-heroisch-pathetisch auf einem Leiterwagen sitzen, oder im Staub und Schmutz der Landstraße patschen. Und so fehlte es denn, unerachtet meiner tief ernsten und auf Schicksal-Entscheidung gerichteten Gemüthsstimmung, jetzt, nach der Vereinung mit den jungen

Freunden und deren köstlichem Humor wahrlich nicht an mancher heiteren Stunde. Ein Glück für mich: sonst hätt' ich's nicht ausgehalten bis Sedan.

II.

Gleich am ersten Nachmittag zu Hagenau gab es zu lachen.

Nachdem wir die durch Verschmelzung beider Scharen erforderten Vereinbarungen getroffen, auf Wunsch des Etappencommandanten unter Leitung unserer Aerzte ein bereits errichtetes Lazaret mit Spenden aus unseren Arzenei-, Verbandzeug- und Wein-Vorräthen ausgestattet hatten, blieb uns das Uebrige des Tages zur Verfügung: denn erst am nächsten Tage ward uns die Bahn wieder geöffnet zur Fahrt nach Wendenheim (der zweiten Station nordwestlich von Straßburg: Gabelung der Linien nach Zabern und nach Hagenau), wo wir ebenfalls ein Noth leidendes Lazaret aus unseren Vorräthen

bereichern sollten auf Wunsch, wenn ich nicht irre, des Grafen Pleß [oder des Fürsten Puttbus?], mit welchem Herr von zur Nieden sich in Verbindung gesetzt hatte). So gingen wir Freunde am späten Nachmittag in einen Wirthsgarten vor der Stadt und vergnügten uns mit Kegelschieben. Der ziemlich zwangsweise „requirirte", aber dann durch reichliche Bezahlung für das Deutschthum wieder „eroberte" Kegelbub verstand nicht (oder wollte nicht verstehen) deutsch und unser Französisch war schwach: [im Anfang des Gebrauchs — von Tag zu Tag ging mir's damit besser durch die Uebung: hatte ich doch als Kind früher und besser französisch als deutsch sprechen gelernt bei der Großmutter (I. S. 1 f.): und nun in Frankreich schien mir das Langvergessene allmälig wieder aufzusteigen in das Gedächtniß]. Wir suchten vergeblich auf französisch dem jungen Alamannen klar zu machen, er möge die Kugel rascher zurück befördern. Da kam Roßbach angerannt, übersah zornentbrannt (wie er denn leicht „entbrannte" der liebe Rasende!) die Lage

und schrie den Erschrockenen fürchterlich an: „Kugel 'rei!" (herein). Sofort verstand und gehorchte der blonde Trotzkopf. „Seht ihr?" frohlockte er. „Ja, ich sag's ja immer! Ihr seid zu sanft. Deutsch muß man mit den Leuten reden."

Uebrigens sah der gute Roßbach erstaunsam aus. Er trug einen französischen Soldatenmantel und französische Gamaschen, die er beide einem Gefangnen abgekauft hatte, beides sehr zweckgemäß: aber auf diese kriegerischen Gewande sah ganz verwundert herab ein — friedlicher Strohhut aus der Domgaß' zu Würzburg! Am gleichen Tag hatte des Freundes Name Anlaß zu einem kleinen Auftritt gegeben. Auf dem Markte zu Hagenau, wo gefangene französische Officiere standen, rief Gareis wiederholt und laut: „Roßbach, Roßbach." Die Officiere wurden erregt: finster, zornig sahen sie auf den ahnungslosen Rufer, bis ich sie ansprach und ihnen erklärte, es handle sich um einen Personen-Namen und nicht um die Niederlage des Herzogs von Soubise. Sehr

artig dankten die Herrn: sie hatten gemeint, man wolle sie verhöhnen.

In jenem Wirthsgarten setzte sich zu uns — freilich an das äußerste Ende des langen schmalen Tisches — ein „Eingeborner", wohl ein Volks-Schullehrer; wir zogen den Zögernden allmälig in unser Gespräch. Dies drehte sich unter andrem auch darum, daß wir, falls uns das Kriegsglück treu bleibe wie bisher (— woran wir schon damals im Vertrauen auf Führung und Heer nicht zweifelten: freilich höchst thörigerweise, wie die nun erst beginnenden schwersten, oft schwankenden Kämpfe darthun sollten —), bei'm Friedensschluß wenigstens das Elsaß verlangen würden; ich führte an, die Bevölkerung sei ja deutsch, eben alamannisch. Da schüttelte der Schulmeister, der bisher wenig Worte verloren hatte, das kluge Haupt und sprach im reinsten alamannisch: „Noi, noi, Herrle".

„Wie so nein?" fragte ich. „Von wem wollen Sie denn abstammen, wenn nicht von den Alamannen? Etwa von den Römern?"

„Au net. Aber mir sin die alte Gohle.“

„Was sind Sie?“ Ich hatte nicht gleich verstanden. „Ach so!“ fuhr ich fort. „Nun, wie heißen Sie denn, mein Lieber? Gewiß Vercingetorix?“

„Noi, noi. Hinterhuber heiß i.“

Schallendes Gelächter machte der Sitzung ein Ende: „solvuntur risu tabulae“. Er nahm es aber nicht übel und ließ sich von mir belehren: allerdings, wie es schien, ohne starken Erfolg. Vielleicht hat sich der Herr Amtsgenosse einstweilen überzeugt.

Wir beriefen uns damals für die Zurückforderung vor allem auf jene alamannische und uferfränkische Abstammung der Bevölkerung in Elsaß und Lothringen und wähnten anfangs, sie würde sich bald und leicht in die Wiederverdeutschung fügen. Erst später hat bei dem fortdauernden Widerstreben Bismarck sehr mit Recht offen ausgesprochen, daß nicht jene Erwägung und auch nicht die Erinnerung an die schmählichen Mittel, durch die zumal Straßburg dem Reich war entrissen worden, für uns das Entschei-

dende war, sondern einfach die strategische der Deckung Süddeutschlands durch dies Glacis, wobei also die Neigung der Einwohner nicht maßgebend sein durfte. Uebrigens ist es völkerrechtlich betrachtet einfach lächerlich, die Einverleibung widerstrebender Gebiete aus solchen Erwägungen für rechtswidrig zu erklären. Wenn der eigne bisherige Stat die Leute, trotz ihrer Verwahrung, abtritt, um sich den Frieden zu erkaufen, so wird doch der feindliche Sieger sie trotz ihres Widerstrebens sich einverleiben dürfen, um dadurch seine Gränzen zu decken: sollte Deutschland mehr Rücksicht nehmen müssen als Frankreich oder sollte Frankreich lieber bis zum Untergang fortkämpfen, als die Abtretung gewähren sollen? Unsinn!

Später haben dann auch wir uns darauf besonnen, daß jene Bevölkerung die ruhmvollsten, ob auch blutigen Zeiten Frankreichs von 1789—1813 als französische Unterthanen mit erlebt hat, daß von ihr der freudige Anschluß an das drei Jahrhunderte hindurch als Stat so elend dastehende Deutschland

unmöglich zu erwarten war, daß gerade jenes zähe Beharren echt deutsch ist: wir erkannten, daß nicht nur das Geschlecht, das, erwachsen oder heranwachsend, den Krieg erlebt, das auch das zweite und wohl selbst das dritte ausgestorben sein muß, bevor jenes Widerstreben erlöschen kann. Wie viele Fäden — auch der Verschwägerung — verknüpfen die Elsässer und die Lothringer mit Frankreich! Dagegen untereinander bestand und besteht durchaus nicht enger Zusammenhang zwischen den beiden erst von uns zur Einheit des „Reichslands“ zusammengeknüpften Provinzen.

Durch eine Reihe von glücklichen Zufällen — durchaus nicht durch mein Verdienst — habe ich übrigens von den Zuständen in dem Reichsland und ihrer Entwickelung von Anbeginn, schon von Ende 1870 ab, ziemlich genaue Kenntniß erhalten. Freilich war auch mein Eifer groß: wie schwellte es das Herz, daß nun erreicht war, was wir im Dreibund in der Wurzerstraße Nro. 8 vor 14 Jahren (III. S. 122) als kühnsten Traum kaum zu besprechen

wagten! Derselbe Julius von Freyberg, der damals am maßvollsten geträumt hatte, verließ seine sichere, ruhige und rasche Beförderung versprechende Stellung in Baiern, in Kempten, und eilte in das noch mit Trümmern bedeckte Straßburg, um dort in dem von deutschen Granaten durchlöcherten Präfekturgebäude, das, wie die folgenden Monate zeigen sollten, höchst gefährliche, müheschwere, aufregende Amt eines sous-préfet anzutreten. Und schnell folgte ihm seine Gattin nach, Frau Emma im goldenen Har, obwohl sie in Bälde schwerer Stunde entgegensah, in die von Haß erfüllte, vom Feinde bedrohte Stadt. Während des Vordringens von Bourbaki gegen Belfort hatten sich Franctireurs in solcher Menge um das von Besatzung fast ganz entblößte Straßburg in allen Dörfern angesammelt und war die Haltung des Volkes in der Festung so drohend geworden, daß Abhilfe geschafft werden mußte. In einer Nacht erging an die Familien der Deutschen die Weisung, bei Alarmirung sich in die Citadelle zu begeben, da

der weitaus größte Theil der Besatzung heimlich die Festung verlassen und sich zur Absuchung der Nachbarschaft aufgemacht hatte, von der man mit sehr zahlreichen Aufgegriffenen zurück kehrte: aber in der Zwischenzeit würde ein Aufstand in der Stadt die Familien fast schutzlos getroffen haben. Als ich im Frühjahr 1871 Freyberg in Straßburg besuchte, klaffte noch in seinem Amtszimmer ein gewaltiges, von einer Granate geschlagenes Loch. Der theuere Freund und seine Familie zogen mich und Therese dann noch gar oft zu Besuchen in's Reichsland: in Saarburg, in Metz, in Colmar und zuletzt wieder in Straßburg, wo er Regierungspräsident geworden war.

Aber schon vor meinem ersten Besuch 1871 in Straßburg (und nicht durch Freyberg) hatte ich durch einen Würzburger Bekannten sehr genaue Berichte über die Dinge dort erhalten, schon im Herbst 1870 diesen Stoff verwerthet und die Wünsche der deutschen Beamten im Reichsland vorgetragen in den Aufsätzen: „die deutsche Provinz Elsaß-Lothringen", die lange vor dem

Frankfurter Frieden in der (damals noch Augsburger) „Allgemeinen Zeitung" erschienen[1]) und mir recht grobe, namenlose Zuschriften eintrugen: sie gingen meist von Ultramontanen aus, die dagegen eiferten, daß ich die Volksschule völlig dem Stat überwiesen und die Schulschwestern beschränkt und überwacht wünschte. Aber andrerseits schrieben damals zustimmend auch hochgestellte Männer aus dem norddeutschen Bundesrath an mich. Ich eiferte wider den unseligen Einfall, die Reichslande zu zerreißen und je einen Fetzen Preußen, Baiern, Baden zuzuwerfen, was die Bevölkerung unter allen Möglichkeiten am tiefsten gedemüthigt und deßhalb am schärfsten erbittert haben würde. Ich rieth das Einfachste: aus Elsaß-Lothringen eine preußische Provinz zu machen, oder, falls dies nicht angehe, eine deutsche Provinz, d. h. eben ein „Reichsland", wie es dann geschah. Mit Freuden verfolgte ich anfangs die Fortschritte der deutschen Verwaltung und mit

[1]) Jetzt Bausteine V. 1. Berlin 1884. S. 231.

bittrem Unmuth, mit Schmerz vernahm ich dann später von allen deutschen Beamten, wie das System des Statthalters von Manteuffel so sehr Vieles verdarb, was in müheschwerer, neunjähriger Arbeit errungen war. Er lebte in dem Wahn, durch seine Persönlichkeit die katholische Geistlichkeit zu Stützen der protestantischen Hohenzollern machen und die durchaus französisch gesinnten „Notabeln“ für das Deutschthum gewinnen zu können. Diesen Notabeln zu Gefallen wurden deutsche Beamte, die ihre Pflicht gethan, verleugnet: ja ein wackerer deutscher Förster, der einen solchen notabeln Herrn seiner Amtspflicht gemäß wegen Verletzung der Jagdgesetze angezeigt hatte, zur Strafe an einen ungünstigen Ort versetzt. Nach dem Tode des Statthalters mußte in vielen Stücken die Arbeit wieder von anno 71 angefangen werden! Kaiser Wilhelm konnte von diesen Dingen nichts wissen und Bismarck hatte damals wahrlich alle Hände voll mit anderer Arbeit zu schaffen. Aber traurig war's! — —

III.

Jedoch, lieber Leser, wir sind noch gar nicht in Straßburg und nicht im Jahre 1880: wir weilen vielmehr noch am 15./16. August 1870 in Hagenau. (Ich übernachtete „bei einem Juden": mehr steht nicht im Tagebuch.) Am Morgen des 16. August fuhren wir nach langem, langem Rangiren auf den überlasteten Gleisen endlich ab nach Wendenheim. Uebrigens erfuhren wir erst nach der Abfahrt die Ursachen eines Auflaufs in der Stadt und verschiedener Anzeichen feindseliger Haltung der Bevölkerung: eine Straße war militärisch abgesperrt, die Wache vor der Bürgermeisterei verstärkt worden. Man erzählte, der Maire habe auf das Verlangen, Vorräthe gegen Bezahlung zu liefern, das Vorhandensein solcher abgeleugnet, vermuthlich mit der Wendung, die wir noch

oft zu hören bekommen sollten und die ja meist auch wohl der Wahrheit wird entsprochen haben: „nous n'avons plus rien de tout, ils ont pris tout, tout, tout“. Darauf hatten unsere Officiere Vorräthe in Fülle, auch Waffen, entdeckt, nun den Maire verhaftet, die Entwaffnung der Einwohner befohlen und der Stadt war eine Contribution von Naturalien im Betrag von 1 Million Francs auferlegt worden. Wie viel davon richtig, vermochten wir nicht zu ermitteln.

An diesem Tage sollte ich zwei Eisenbahnunfälle erleben, von denen der spätere leicht hätte verhängnisvoll werden mögen.

Zunächst hatten wir gleich bei der Ausfahrt aus Hagenau einen Zusammenstoß mit einem zu langsam vor uns fahrenden Zug: ich saß in einem Abtheil dritter Classe mit vielen preußischen Pionieren, die ihre scharf geschliffnen Beile — offenbar nicht genug in den Ueberzügen von weißem Leder verwahrt — auf den Brettern und Balken, die zum Unterbringen der Waffen in allen diesen Wagen an-

gebracht waren, hinterlegt hatten, gerade über unsern Köpfen. Bei dem heftigen Zusammenstoß stürzten die Beile auf uns herab: mir geschah nichts, aber dem neben mir sitzenden Pionier strömte das Blut aus der Wange, die das scharfe Beil aufgeschlitzt hatte: der Mann blutete wie ein Opferthier. Aber er muckste nicht und sein Nebenmann tröstete ihn mit den Worten: „na, et is man jut, dat du det jleich jemerkt hast". Schallendes Gelächter, in das der Verletzte mit einstimmte. Ja, der Humor unserer Soldaten war köstlich[1]) und ein sehr gutes Heilmittel gegen allerlei Anwandlungen, die mit den Verrichtungen im Kriege unvereinbar sind.

In Wendenheim angelangt, begannen die Pioniere sofort die von den Franzosen zerstörten Eisenbahnstrecken wieder herzustellen.

[1]) Wir werden noch manchen solchen Soldatenwitz verzeichnen: auf einen von Preußen vollgepfropften Wagen hatte Einer von ihnen geschrieben: „Eilgut franco Paris, vor Pulver zu bewahren". An die Wand eines halbzerschossnen Hauses bei Mouzon hatte die Hand wohl eines Berliners gekritzelt: „Hier können Familien Kafe kochen".

Wir aber hatten vollauf zu thun, Arzeneien, Verbandzeug und Lebensmittel, zumal Rothwein, aus unsern Güterwagen herab und theils in das große, in einem Fabrikgebäude eingerichtete Lazaret zu schaffen, theils in andre Eisenbahnwagen umzupacken.

Sobald in Wendenheim eine kleine Unterbrechung der Arbeit eintrat, eilte ich — allein — auf der nach Straßburg führenden Straße voran.

Mich drängte die Sehnsucht nach Erwins Münster! Wie oft hatte ich mir gewünscht, diesen herrlichen Bau zu sehen. Die Luft über Straßburg war seltsam dunkel, wie von Nebel erfüllt. Da krachte es dumpf vor mir in der Ferne. Der Nebel war Pulverdampf. Ohne Zweifel: das waren die Batterien der Belagerer, denen die Festungsgeschütze antworteten. Die ersten scharfen, ernst gemeinten Schüsse, die ich in diesem Kriege vernahm. Es trieb mich vorwärts wie auf Flügeln! Denn anders war ich geartet und gestimmt als Berthold Auerbach, der vom Kronprinzen die beneidenswerthe Erlaubniß erhalten hatte,

sich wie Gustav Freytag seinem oder einem andern Hauptquartier anzuschließen: Auerbach wählte die Belagerung Straßburgs als seinen Antheil am Feldzug; aber die Briefe, die er aus dem Lager in die „Allgemeine Zeitung“ schrieb, waren gar empfindselig gewesen: er jammerte über jeden alten Dachziegel, der in der Stadt zerschossen wurde: — ja, im Krieg schießt man mit Fleiß auf die Leute! — klagte über das laute Krachen und war nach wenigen Tagen wieder aus dem Felde verschwunden.

Ich lief so rasch ich konnte nach vorwärts auf den leider sehr fernen Schall zu: plötzlich fegte ein Windstoß einen Theil des Pulverqualms vor mir hinweg und siehe, weit vor mir, aber doch unverkennbar deutlich, hob der Münsterthurm sein Haupt hoch über die Schicht von Rauch und Dampf! Freudig begrüßte ich das Wahrzeichen deutscher Kunst in der geraubten Stadt, in der freilich röthlich gefärbte Rauchsäulen an mehreren Orten Brände bekundeten. Ich wollte weiter vor: da sprengte ein preußischer

Feldgensdarm auf mich zu und bedeutete dem „Herrn Doctor“, — jeder, der das Genfer Kreuz trug, galt als Arzt — weiter dürften Civilisten nicht vor. So mußte ich denn umkehren. Was mir dieser Feldgensdarm Unerwünschtes gethan, machte später — in Bar-le-duc — ein anderer wett, wie denn überhaupt diese Truppe, wohl ausgesuchte Leute, durchaus Vorzügliches geleistet hat.

Nach Wendenheim zurückgekehrt, ward ich Zeuge eines Vorfalls, der beweist, wie peinlich, ja fast übertrieben streng damals — im Anfang des Krieges — französisches Eigenthum gegen jeden Eingriff geschützt ward durch die deutschen Officiere. In dem verlassenen Bahnwärterhäuschen hatten wir, seltsam durcheinander gemischt, allerlei Stücke Hausrath wahrgenommen und von Nachbarn erfahren, es sei die Ausstattung für die Braut eines Schneiders, die (— d. h. die Ausstattung! —) nicht mehr in die Stadt hatte geschafft werden können. Darunter glänzte ein gewaltiger Wandspiegel mit leuchtendem

Goldrahmen hervor. Der Bursche eines preußischen Lieutenants, offenbar in der Absicht, seinem Herrn (dessen Schwäche er vielleicht kannte) eine kurze Freude zu machen, nahm vor Aller Augen den schweren Spiegel auf seinen breiten Rücken und trug ihn in den Wagenabtheil, in dem der Herr Lieutenant demnächst abdampfen sollte. Auf Befehl eines höheren Officiers ward der arme Teufel, der gewiß nicht die Absicht gehabt, den Spiegel für sich zu erbeuten, krumm geschlossen abgeführt, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden! Hoffentlich ward er — mit einigen zärtlichen Worten! — wieder frei gegeben.

An die Fährnisse des Schneiders zu Wendenheim knüpfen sich aber auch zwei heitere Erinnerungen.

Die damalige Wundenpflege scheint zum Verband (oder zur Liegestatt?) besonders gern „geleimte Watte" verwendet zu haben. Wenigstens klagten Oehler und Roßbach wiederholt in diesen Tagen, daß solche nirgends aufzutreiben sei. Schweigend, mit der Ruhe, die ihn nie verließ, aber merksam, hatte auch

Consul Hermann das häufig mit angehört. Unter den Vorräthen des Schneiders oder der Schneiders-braut standen auch gewaltige, offne Kisten, gefüllt mit einem mir unbekannten Stoffe. Nun sagte jemand auf meine Frage: „Das? Das ist geleimte Watte!“ Da stürzte sich, wie pfeilgetroffen, der sonst so äußerst gemessene Consul, der, ohne eine Miene zu verziehen, Alles mit angesehen, — hatte er doch zur See und in außereuropäischen Ländern gar viel erlebt, — was uns Jüngern aufs Heißeste erregte, plötzlich auf die Kisten. „Geleimte Watte?“ rief er. „Heran alle Mann.“ Und sofort belud er sich mit schweren Lasten des geliebten Stoffes und schleppte sie hoch aufthürmend auf unsere Wagen. Im Schweiße unseres Angesichts — denn der August-Mittag war schwül — thaten wir deßgleichen und bald waren all' jene Massen auf unsern Wagen verstaut.

Am andern Morgen scholl dem Consul mein im Chor gesungenes Verslein entgegen:

„Wo Manila's Palmen wehen,
Consul, bräunte dein Gesicht:
Alles kannst du liegen sehen, —
Nur geleimte Watte nicht!"

Jedoch es war noch nicht zu Ende mit der „geleimten Watte".

Nachdem das große Werk gethan und der ganze schwer lastende Vorrath aufgeladen war — auch ich hatte mit Gareis mein redlich Theil getragen und geschwitzt —, kam mir, nach einigem Verruhen, der Gedanke: wenn jetzt plötzlich der Schneider mit überwältigend vielen Franzosen erschiene und sein Eigenthum verlangte, was wäre die kriegsrechtliche Folge? Von Rechts wegen würden wir als Marodeure erschossen. Denn Requiriren in Feindesland dürfen nur Truppen auf Befehl eines Officiers: wir waren nicht Truppen und wenn man uns „Führern" — was hieß das? — auch Officiersrang in Beziehung auf Einquartierung und Beförderung beilegte — in sehr unbestimmter und rechtlich wenig umschriebener Weise —, so hatten wir doch

bei unserer ganzen Schar keinen zweifellos requisitionsberechtigten Officier In meinem Reiseränzlein stak ein Büchlein: „das Kriegsrecht“: darin stand dies klar zu lesen. Und was das Schlimmste war, — ich selber hatte es geschrieben. Ich dachte an das ἄτοπον, wenn mich die Franzosen erschössen, während in meiner Reisetasche der von mir geschriebene Rechtsgrund der Erschießung stäke. Daran war nun freilich nicht zu denken: die Franzosen konnten uns hier nicht an: „aber“, sagte ich mir, „es ist doch unmöglich, daß du unter thatsächlicher Unbestrafbarkeit hier thust, was du selbst gedruckt in viel tausend Exemplaren für strafbar erklärt hast“. Ich winkte also Gareis heran und eröffnete ihm meine Bedenken.

„Recht hab'ns, Herr Professor! Wieder runter muß die Watt'n.“

Und wir beide zuerst, dann die andern, von uns überzeugt, schafften nun mit ebensoviel Eifer und Anstrengung die „geleimte Watte“ wieder heraus aus unsern Wagen und in das Stationshäuslein

zurück, wie wir vorher bei dem „Raube" bethätigt hatten; es dauerte recht lang!

Als wir damit fertig waren, erfolgte alsbald unsere Abfahrt nach Brumath, wo wir abermals von unseren Vorräthen an ein Lazaret abgeben sollten. Die Preußen, auch unsere Pioniere, hatten die aufgerissenen Schienen nothdürftig wieder hergestellt: wir stiegen auf Leitern in offne Viehwagen von sehr hoher Verplankung; die Güterwagen wurden hinten angehängt: ich war, zufällig von den Genossen getrennt, nur mit Soldaten zusammengerathen.

Bei dieser Fahrt gerieth ich in recht nahe Todesgefahr, die erste wieder seit geraumer Zeit (II. S. 206, 275) und die früheste in diesem Kriege. Ziemlich nahe bei Brumath macht die Bahn eine Biegung: als wir dieselbe umfuhren sahen wir — war doch unser Wagen der nächste hinter der Locomotive — auf demselben Geleise einen Zug uns entgegen kommen: Ausweichen war unmöglich, ob Bremsvorrichtungen vorhanden waren und wie sie wirken würden, wußten

wir nicht: die Badener hatten von Brumath, wie die Preußen von Wendenheim aus angefangen, die Bahn wieder herzustellen und beide machten, ohne hievon zu wissen — der Bahntelegraph war noch nicht wieder erneut — die erste Probefahrt. Ich gestehe, ich erschrak, als ich in so nächster Nähe das Feuer und Dampf speiende Ungethüm auf uns losfahren sah: die Soldaten versuchten aus dem Wagen zu springen, aber nicht einmal diese geübten Leute vermochten das: die Brüstung war allzuhoch, die Planken waren nicht zu erklettern: hinein waren wir auf Leitern gelangt: der Gedanke, nicht getödtet, aber elend verkrüppelt zu werden, war mir furchtbar: mein Herz klopfte zum Zerspringen: das Ganze währte nicht so lange Zeit als ich brauche, dies zu schreiben: aber mochte es nur eine Minute währen — es schien mir endlos lang. Ein par Soldaten schrien laut auf: ich blieb stumm und sah dem jeden Augenblick drohenden Zusammenstoß entgegen. Endlich erfolgte er. Ich wurde mit den neben mir Stehenden durch

die ganze Länge des Wagens zurückgeschleudert, aber nicht an die Holzwand, auf die vor ihr zusammengedrängten und geworfenen Soldaten: es war mir, abgesehen von ein par Beulen, von den Gewehrläufen herrührend, nichts geschehen; auch von den Soldaten hatten nur ein par an der Wand anprallende stärkere Quetschungen davon getragen. Daß das, was grausig drohend ausgesehen, schließlich so glimpflich abgelaufen war, hatte seine Gründe darin, daß beide Züge die erste Probefahrt gar langsam und vorsichtig ausführten und daß die Bremsvorrichtungen rechtzeitig verwendet wurden.

In Brumath am Abend angelangt, wurden wir von badischen Officieren sehr artig empfangen und in einem Gasthaus gut untergebracht[1].

[1] Ich mit Gareis, der hier verzeichnet: „Gasthaus Ecke (?), gegenüber der Mairie".

IV.

Am andern Morgen — Mittwoch den 17. August — gab es ganz früh bei Tagsanbruch schon Arbeit. Unser Führer, Herr von zur Rieden, hatte eine Anzahl von (10) Bauernwagen (die landesüblichen offnen, langen, schmalen Leiterwagen) requirirt sammt den aufzutreibenden schlechten Bauernpferden und widerwillig gehorchenden jungen Bauern: denn nun versagte für unser weiteres Vordringen die Eisenbahn: von da ab bis Sedan verbrachte ich die Wochen auf einem solchen offnen Leiterwagen, abgesehen von den kurzen Strecken nach Sedan, die ich reitend zurücklegte, auf erbeuteten französischen Pferden: obgleich meine Reitkunst, (nie sehr vorzüglich!) seit 1852 nicht mehr geübt, recht eingerostet war, bin ich doch nie vom Gaul gefallen: das ist verwunderlich, denn alle

par Stunden hieß es absteigen, das Pferd dem Etappencommandanten abgeben und sich, war es ein leidlich gutes, ein schlechteres — oder auch wohl gar keines — gefallen lassen müssen; am stattlichsten war mein Eintritt in Belgien (s. unten).

Nun hatten wir die Wagen mit unsern Vorräthen zu beladen. Endlich waren wir damit fertig und fuhren in der Richtung nach Saarburg ab, unter badischer Bedeckung, die ein sehr netter Unterofficier befehligte. In Hochfelden Rast, die Pferde zu füttern. In Zabern Mittag: auf Wunsch unserer Aerzte suchte ich Leinwand und Wäsche zu erlangen und erhielt auch wirklich in dem château (oder einem château) das Gewünschte von einer höchst ehrwürdigen alten Dame in silberweißem Har mit feinen, echt aristokratischen Zügen, die von den Dienern madame la châtelaine angeredet wurde. Ich dachte an den frommen Knecht Fridolin und die Gräfin von Savern: mein verschüttetes Französisch war durch die Uebung der wenigen Tage doch schon wieder so weit aus-

gegraben, daß mir die Châtelaine Lob dafür spendete. Ich glaube — oder vermuthe doch — der eigenhändig von einer Dame in meine Brieftasche mit schöner Schrift eingetragene Name „de Chastellux" ist der Name dieser Châtelaine. Gareis hat zu dem Mittag in Zabern aufgezeichnet: „Dahn trägt ein Gedicht vor, in dem er die Glieder unserer Gesellschaft treffend zeichnet und uns Alle erheitert". Ich finde in der Brieftasche an der einschlägigen Stelle nur die Endreime eingeschrieben und zwar — Dank dem Rütteln der unglaublich harten Bretter des Leiterwagens! — in nicht mehr zu enträthselnder Weise: außer den bereits genannten waren noch mit uns: Dr. Richter, praktischer Arzt aus Berlin und ein langer, langer Herr (Kaufmann?), der sehr mit Recht Langerheld hieß. Neben jenen Reim-Runen steht höchst prosaisch das Verzeichniß der auf den mir überwiesenen 3 Wagen mitgeführten Vorräthe: Chloralhydrat, hypermangansaures Kali, Karbolsäure (25 Pfund), Olivenöl (50 Pfund), Fleischextract (50 Pfund), 30 Wundkissen,

70 Laken, 80 Handtücher, 200 Hemden, 72 Flaschen Rothwein, 2 große Pack Säcke voll Brod, 20 Wolldecken[1]).

Unser langer, langsamer, schwerfälliger Zug bewegte sich auf der guten, breiten Landstraße, die den nächsten Weg nach Saarburg über Pfalzburg führt. Denn wir hatten Tags zuvor in der (amtlichen?) Karlsruher Zeitung gelesen, diese Festung habe sich ergeben. In der Ferne, von Pfalzburg her, fielen freilich einzelne Kanonenschüsse: wir achteten nicht darauf. Als wir aber aus dem Wald hervor auf das offne Feld fahren wollten, sprengten uns plötzlich von Pfalzburg badische Dragoner entgegen, den Karabiner auf der Hüfte, und der Officier rief uns an: „Halt!

[1]) Indem ich diese Erinnerungen aus fünf verschiednen Quellen (meinen kurzen Aufzeichnungen, meinen aus Donchéry an die „Allgemeine Zeitung“ in Augsburg gesandten Berichten, aus Gareis Brieftasche, dem Generalstabswerk und Moltkes Kriegsgeschichte) ergänzend zusammen trage, kann ich mich ganz in die Arbeitsweise eines mittelalterlichen Chronisten versetzen, der aus „annales breves“, „annales majores“, „notitiae minores“ seinen Bericht zusammenstoppeln muß.

Wohin wollen denn die Herren? Sie sind doch offenbar Deutsche. Wollen Sie ihre Sachen da auf den Wagen den Franzosen nach Pfalzburg bringen?“ So erfuhren wir denn, daß die Festung noch von den Franzosen besetzt war, die unsere Weine und dergleichen gewiß dankbar in Empfang genommen, aber auch uns wohl trotz der langmächtigen Genfer Conventions-Fahne, die auf unserem vordersten Wagen flatterte, auf unbestimmte Zeit als „Gäste“ würden behalten haben.

Der Officier requirirte bei dem Maire des nächsten Dorfes einen sehr unfreiwilligen Wegweiser, der uns auf einem Seitenweg links ab von Pfalzburg nach Süden über die Vogesen führen sollte: ein par Dragoner ritten zu seinen Seiten, damit er weder entspringen noch uns absichtlich irre und den Franzosen zuführen könne.

So begann nun der zwar auf dem schlechten Waldpfad recht sehr anstrengende, aber im höchsten Grad malerische, poesievolle Zug über die Vogesen, den

ich größtentheils zu Fuß mitmachte. Es war gar nicht zu sagen, wie mächtig mir Gemüth und Einbildungskraft das herrliche Waldgebirg ergriff, der alte Wasgenstein Herrn Walthari's von Aquitanien! Freund Scheffel, der ja das Gedicht meisterhaft in's Neuhochdeutsche übertragen hat, schenkte mir später, zur Erinnerung an diese Tage, ein Bild der Felsspalte, in welche die Landessage den Kampf mit den verfolgenden Burgunden verlegt.

Und wie durchaus deutsch ist diese Waldlandschaft, so deutsch wie die Musik zum Freischütz! Man begreift gar nicht, wie diese schön geschwungenen Berghänge, mit freudigen Buchen bekleidet vom Scheitel bis zur Sohle, von allüberall her rieselnden Waldwässern durchfluthet, vom Vogelruf (lang nach Johanni!) durchklungen, nicht deutsch sein sollen! Im Thüringer Wald, im Angesicht der Wartburg, fühle ich mich nicht heimischer als dort. Wie wunderbar an den Berg gelehnt, schließt die Burg Zabern die Landschaft bei dem Austritt aus den

Wäldern[1]) ab! Wie schön war der Blick von der Höhe hinab auf das steile Waldthal, mit dem Rhein-Marne-Kanal unten in der Sohle, wie früher auf „die rasche Zorn"!

Die sonst so friedliche Stimmung der Landschaft ward doch zuweilen durch kriegerische Bilder unterbrochen, durch eilfertig von den Franzosen nach der Schlacht bei Wörth aufgeworfne, nur halb vollendete Thalsperren, Schanzen, die sie dann, kaum besetzt, ohne Vertheidigung wieder verlassen hatten: traurig war der Anblick eines mit ein par schlechten Gäulen bespannten Landfuhrwerks, auf dem eine Bauernfamilie flüchtete: es war umgestürzt auf dem elenden Wege: wir halfen dem Vater es aufrichten, die Frau, die Kinder saßen weinend im Grase: wir beschenkten sie mit Geld und Nahrungsmitteln: ich mußte der Aus-

[1]) Wenig ahnte ich damals, daß ich 23 Jahre später meinen Julian (Leipzig, 6. Auflage, 1893) von diesem Castrum Zabern aus am gleichen Tag, dem 17. August (a. 357), in seine große Alamannenschlacht bei Straßburg würde ziehen lassen!

wanderer in Hermann und Dorothea gedenken. Ja, der Krieg ist schrecklich. Wer ihn gesehen hat, wird ihn nicht, — auch einen sieghaften nicht —, herbei wünschen. Aber damals, wie bei den folgenden unvergleichbar grauenvolleren Eindrücken, beschwichtigte ich mein Herz mit dem Worte: „nicht wir haben diese Schrecken entfesselt, sondern die Macht, die das Böse wollte und das Gute schaffen mußte".

Der Weg war so schlecht, daß wir abstiegen, den Rößlein das Fortkommen zu ermöglichen durch den Schmutz der von Regengüssen aufgeweichten Gebirgspfade, dann wieder durch Sand, in dem die Räder halbfuß tief einsanken. In Lützelburg trafen wir die höchst artigen Officiere und den schneidigen Major des 51. preußischen Regiments, das hier den Vogesenübergang bewachte. Von da stieg der schmale Gebirgspfad wieder streng an zu einer schroffen Höhe, die nochmal prachtvollen Ausblick auf den Canal tief unten gewährte; von da ging es wieder steil abwärts mit schweißtriefenden Rossen: oft blieben die

schwer beladnen Wagen in dem Schmutze der weglosen Wege stecken: wir schoben selbacht an den Rädern: viel Vogesenerde hab' ich damals in Stiefeln und Hosen davon getragen. Erschöpft machten wir Halt in Henridorf (das verrückte Amphibium, vorn im französischen Wasser, hinten auf deutscher Erde stehend, wird hoffentlich längst ein deutsches Heinrichsdorf geworden sein!). Hier labten wir uns an — Milch: (denn Wein und Bier waren längst von unsern Vorgängern ausgetrunken!). — Milch, die ich, seit ich kein Säugling mehr war, nur auf meinen Bergfahrten in den Sennhütten getrunken hatte. Selbstverständlich bezahlten wir sie (und zwar theuer, eben zu Kriegspreisen) und ebenso den Hafer, dessen wir für unsere armen Klepper dringend bedurften. Den hätten uns die Bauern kaum verkauft ohne das „Zureden" unserer badischen Bedeckung und einiger Einundfünfziger: sie glaubten offenbar nicht recht, daß wir bezahlen würden. Aber schließlich, nachdem ein Bauer, mit einer Trommel aus der Zeit der

großen Republik behangen, im ganzen Dorf herum getrommelt und dabei geschrieen hatte: „il est commandé par ordre supérieur que la commune de Henridorf doit fournir x kilogrammes d'avoin (Par ordre supérieure: das waren wir Baumeister, Professoren und ein Bassist!) lieferten sie das Gewünschte, und da wir reichlich bezahlten, wurden die Leute ganz zuthunlich und freundlich. Ich habe Freude an Kindern und die Kinder scherzen willig mit mir — in Friedrichshafen laufen sie mir rudelweise entgegen! —: das trug häufig in Frankreich dazu bei, gute Stimmung bei meinen Quartierwirthen herbeizuführen. Auch in Henridorf gewann ich rasch die Freundschaft eines hübschen, echt alamannischen Flachsköpfleins von 10 Jahren mit hellen Blauäuglein und dadurch auch der anfangs grollend daneben stehenden Mutter. Es war so ergreifend, wie das echt germanische Kind alle süddeutschen Kinder- und Volkslieder kannte und eifrig mit dem glockenhellen Stimmchen in die Weise einfiel, die ich vor-

hummste: da versagte weder, als ich anhob, mit möglichster Anpassung an die alamannische Mundart, auf mein: „chumt e Vögeli g'floge"
ihr rasches: „setzt si niede uf mein Fuas"
noch auf meinen Anfang:
„wer will Küchli bache",
ihr eifriges: „der mueß habe siebi Sache"!
Auch ihre Puppe brachte sie mir auf mein inständiges Bitten: sie hieß „Marguerite": ich taufte sie mit der Milch des Hauses um auf den Namen „Grethel". Wir wurden rasch ganz gute Freunde. Aber als wir aufbrachen und ich die Blondgezöpfte auf meinen Wagen schwang, der sich schon in Bewegung setzte, da schrie doch das „Magedin" laut auf und das ganze Dorf lachte, als ich die Entführte wieder sänftlich und säuberlich herab auf den Boden gleiten ließ. Was mag wohl aus dir geworden sein in diesen 24 Jahren, o Maria Ganzacker[1])? Du

[1]) Gareis hat den Namen aufgezeichnet und für die Nachwelt gerettet: er schreibt zu diesem Tage: „Dahn entführt unter allgemeiner Heiterkeit Maria Ganzacker".

zählst nun 34 Jahre und bist, hast du gehalten, was du versprochen, eine gar schöne, alamannische Frau geworden. Jedesfalles schicke ich dir (durch den Regierungspräsidenten von Straßburg, den Freiherrn von Freyberg) an deinen Hausnamen „Ganzacker" dies Büchlein. Zwar hast du gewiß geheirathet: — denn du warst sehr hübsch! — aber man wird in Henridorf (gerade deßhalb) wohl wissen, wohin die Maria Ganzacker gerathen ist!

Nachdem unsere armen Gäule ihren Hafer verzehrt, ging's also weiter: sie und wir ahnten nicht, wie lange noch und mit welchen Beschwerden. Lange Zeit, bis in die vollste Dunkelheit hinein, mußten wir, stets steil bergab, den schlechten, durchweichten Waldweg verfolgen, der nur für die Holzfuhren bestimmt war. Wenig und unsicher Licht verbreiteten die hin und her schwankenden zwei Laternen, die vorn an dem ersten und an dem sechsten Wagen angebracht waren. Wiederholt kamen die hinteren Wagen in's Rutschen hügelab nach vorn und die

Deichsel des mir folgenden traf mich einmal so heftig in den Rücken, — glücklicherweise nicht auf das Rückgrad! — daß ich von meinem Sitz, d. h. einem quer über den Wagen gelegten Brett, nach vorn geschleudert und fast unter die Pferde geworfen ward.

Endlich gewannen wir, den letzten Steilhang vorsichtig herabgleitend, die Landstraße und damit besseres Fortkommen. Großen Eindruck machten da, wie wir nun aus dem Wald in's Freie hervor tauchten, die zu beiden Seiten der Straßen zahlreich verstreuten Wachtfeuer, die sich von den Wegrändern ab bis in weite Fernen zogen: ich verweile aber nicht hier bei diesem Bild, da sich später — bei Grandpré — das Schauspiel in noch viel großartigerem Maßstab wiederholen sollte.

Es war ganz spät in der Nacht (nach 11 Uhr schreibt Gareis, aber meine Uhr zeigte Mitternacht lange vorbei), als wir in dem schlecht erleuchteten Saarburg eintrafen, wo nach vielen Stockungen unsere Wagen vor der Mairie auffuhren. In dem Amts-

zimmer brannte noch Licht: wir verlangten also Quartiere, auf die wir nach unsern Ausweisen ein Recht hatten. Aber der Vertreter des Maire[1]), sein Adjunct, und dessen Gehilfen und Schreiber, waren höchst widerborstig: begreiflich, hatten sie doch in diesen Tagen schwere und verhaßte Arbeit in Fülle gehabt und massenhafte Einquartierung. Verdrossen nahmen sie die neuen Plagegeister auf und wollten uns — trugen wir doch nicht Uniform — gar kein Quartier gewähren. Die zuerst Eingetretenen setzten schließlich Quartierzettel durch. Aber ich kam zuletzt und allein: ich hatte im Auftrag von zur Niedens die Aufstellung unserer Wagen und die Vertheilung der wenigen badischen Soldaten unserer Bedeckung zu deren Bewachung zu besorgen gehabt. Als ich allein eintrat, löschten die Herren eben die Lichte aus und schickten sich an zu gehen: sie erklärten mir

---

[1]) Der Maire selbst war nach Beaugy (?) gerufen worden, dort zwischen den Truppen und den Quartierwirthen zu vermitteln.

rundweg, für mich sei durchaus keine Unterkunft mehr zu finden! Ich war um 4 Uhr aufgestanden und hatte manche Beschwerde ausgestanden: ich war schläfrig und gliedermatt zum Umfallen: die Aussicht, die Nacht auf einem offnen Wagen zu verbringen, — es begann zu regnen — war nicht erfreulich. So erklärte ich den Herren, ich werde sofort den deutschen Etappencommandanten wecken lassen und ihm die barsche Abweisung und Verweigerung des Obdachs anzeigen. Das half. Die schwarzbärtigen, echt französischen Männer warfen mir wilde Blicke zu und flüsterten unheimlich mit einander: aber schließlich winkte mir der Adjunct, ihm zu folgen, auf einem Sofa in seinem Vorsal könne ich schlafen. Ich war froh, nur überhaupt unter Dach zu kommen und ging mit. Er führte mich, kein Wort sprechend, durch die stockfinsteren Straßen — es schlug 1 Uhr — weit, weit, zuletzt durch ein Thor in's Freie. Kein Mensch außer uns war sichtbar. Ich gestehe, die Sache ward mir unheimlich: der Mann hätte mich

in der Nacht, in der Einsamkeit, überall hin führen, mich beliebig behandeln können. Da nahm ich leise meinen Revolver aus dem Ranzen und trug ihn in der Linken. Endlich stießen wir auf ein par Häuser, wohl eine Art Vorstadt. Mein Führer führte mich durch einen nachtdüstern Hof eine Steintreppe hinauf in jenen Vorsal, den eine Oellampe matt erleuchtete: da erstaunte ich: denn auf dem Boden, auf den Fenstersimsen und auf langen Tischen lagen, an den Wänden hingen Waffen, Waffen ohne Zahl: Chassepots, Jagdgewehre, Säbel, Piquen, Waidmesser zu vielen hunderten.

Mein unfreiwilliger Wirth mochte meine Gedanken errathen: er erklärte mir, diese Waffen seien von der Mairie im Auftrag der deutschen Befehlshaber gesammelt, den Einwohnern abgenommen, auch wohl in Verstecken der Franctireurs aufgespürt worden, um eine Erhebung der Bevölkerung und Handstreiche der Franctireurs zu verhindern. Das war freilich möglich: aber ebenso gut, daß mich der schwarzbärtige,

kleine Gallier, der den heißen Haß in seinen Worten und Blicken nicht verbarg, gerade umgekehrt in einen geheimen Waffenplatz der Franctireurs gelockt hatte, um nach Belieben mit mir zu verfahren. Ich erwartete jeden Augenblick, ihn seine Cameraden herbei pfeifen zu hören und beschloß, meine Freiheit und mein Leben — gegen Mörder! — grimmig zu vertheidigen. Sah doch das Ganze unheimlich genug aus. Aber die Einbildungskraft und die Aufregung des Uebermüdeten hatten die Eindrücke doch wohl übertrieben: der Olivengelbe pfiff nicht, wies, ohne ein Wort des Abschieds, auf ein mit Waffen ebenfalls überdecktes Sofa und verschwand, die Lampe von der Wand hebend und mitnehmend, hinter einer Thüre, die in's Innere führte: ich hörte den Schlüssel abziehen und dann von der andern Seite die Thüre verschließen. „Recht gemüthlich", dachte ich. „Er kann zu mir, sobald ich eingeschlafen bin: — ich aber muß bleiben oder wieder in die Nacht hinaus." Der Regen platschte heftig an die Fenster. Ich strich —

im Finstern — die Gewehre und Säbel von meiner Lagerstätte, streckte mich der Länge nach aus, legte statt des fehlenden Kissens meinen Ranzen (— Leyers Köfferlein lag auf meinem Leiterwagen —) unter den Kopf, den Revolver unter den Ranzen und die Rechte an den Revolver. Alsbald versank ich in tiefen Schlaf, nicht aus überwältigenden Heldenthum, sondern aus überwältigender Müdigkeit. Ungestört schlief ich bis in den hellen Tag: als ich — die Sonne schien wieder freundlich — erwachte, sah ich jene früher verschlossene und die Eingangsthüre weit offen stehen: kein Mensch zeigte sich. Ich verließ die waffenstarrende Halle und fand mich nun bei Tage leicht und rasch aus der Vorstadt zu unsern Wagen und den Freunden, die über mein spurloses Verschwinden in der Nacht und langes Ausbleiben am Morgen schon besorgt geworden waren. Ich dachte nicht bei dem Aufbruch, daß ich Saarburg unter so ganz andern Verhältnissen und Eindrücken wieder sehen sollte: mit meiner lieben Therese als Gäste

meines lieben Freyberg, der als kaiserlicher Kreisdirector mit seiner prächtigen Familie eine wunderliebliche Dienstwohnung inne hatte, deren Zimmer und Garten ein wahres Idyll darstellten und — umgaben. Von Julius geführt, bestieg ich dann von Saarburg aus den Mont Donnon mit seiner herrlichen Waldbekleidung, seinen Trümmern keltisch-römischer Tempel und seinem weithin schauenden Ausblick: — einem Blick über die wieder deutsch gewordenen Vogesen. An eine solche Zukunft dachte ich damals[1]) nicht — am Wenigsten für mich!

---

[1]) Gareis schreibt über diese Nacht ganz vergnüglich: „gut geschlafen im Bett bei einem juge supplétoire".

V.

Donnerstag, den 18. August, früh hatte ich die Abgabe von Arzeneien und Wein an das Spital zu überwachen, so daß ich auf Grund einer vorgestern gebacknen Semmel frühstückte, während die Genossen in „Abondance“ schwelgten: — ganz buchstäblich: im „Hôtel d'Abondance“.

Die darauf angetretene Fahrt nach Blamont bot landschaftlich nichts besonderes: aber ich hatte nie ein todtes, nie ein krankes Pferd gesehen und staunte nun, wie groß die Leiber der auf dem Felde neben der Landstraße liegenden und wie Jammer erweckend die regungslos, mit gesenktem Kopf vor sich hinstarrenden aussahen. In Blamont besorgten wir Hafer und für die ächzenden Räder unserer Wagen

Schmiere. Es war wieder Nacht — etwa 11 Uhr —, als wir nach langer, staubiger, heißer Fahrt in Luneville eintrafen: umsonst suchten wir Quartier auf der Mairie, diese war leer: umsonst weckten wir den Etappencommandanten, der, unter unnöthig vielem Schimpfen, erklärte, es sei Alles überfüllt. So trennten wir uns und jeder suchte auf eigne Faust Unterkunft. Ich fand solche erst lang nach Mitternacht in einem städtischen Heumagazin, aus welchem aber leider vorher das Heu bis auf den letzten Halm davon getragen war: immerhin war's besser als das Pflaster des Marktplatzes. Gareis und seine Nachtgenossen hatten in dem „Harmoniesal“ wenigstens Stroh gefunden „und bei Wein und Fleisch des Concierge fröhlich gezecht und gesungen“. Drollig erzählte Gareis am anderen Morgen, er habe bei'm Waschen sogar ein Handtuch entdeckt, an dem sich nur leider bereits vor ihm 85 000 Wächter am Rhein die Hände getrocknet hätten.

Freitag, den 19. August, erreichten wir die glän-

zende, reiche Hauptstadt Lothringens, Nancy[1]: unvergleichlich schön liegt diese Perle im Schos einer weiten Thalmuschel. Ich war höchst erstaunt, als ich bei dem Einbiegen in den Hauptplatz „Stanislas" von einer ganzen Front baierischer Soldaten mit dem Zuruf: „guten Morgen, Herr Professor!" begrüßt wurde: es waren meine lieben Zuhörer aus Würzburg, die ich vor wenigen Wochen zu Rechtspracticanten hatte befördern helfen. Uebrigens hatte die schwache Besatzung der 800 Baiern einen bedenklichen Stand: die Stimmung der Bevölkerung war durch erlogene Nachrichten der Blätter über große Siege der Franzosen vor Metz gefährlich gereizt: ich selbst las die Depeschen (meist aus Paris), daß man dort die Straßen erleuchtet, die Häuser beflaggt habe zur Feier dieser Siege, daß die Preußen 40000 unver-

[1] „Nanzig" sagten wir beharrlich, so lang wir glaubten, auch dieses Gebiet abgetreten zu erhalten: später lernten wir wieder Nancy sagen; es war ganz richtig, nicht zahlreichere Franzosen und Französlinge in's Reich zu zwingen, als strategisch unerläßlich.

sorgte Verwundete auf dem Schlachtfeld zurück gelassen, Waffenstillstand zur Bestattung ihrer Todten und freie Durchfuhr ihrer Verwundeten durch Belgien und Luxemburg erbeten hätten. General Palikao verkündete amtlich in der Sitzung des gesetzgebenden Körpers zu Paris: „ich constatire, daß die Preußen von Marschall Bazaine in die Steinbrüche von Jaumont zurückgeworfen worden sind, und daß das ganze Cürassiercorps Bismarcks (gemeint war wohl die Reiterdivision des Grafen Bismarck-Bohlen) vernichtet worden ist". Ferner ward telegraphirt: „Die Preußen sind in die Mosel geworfen", „Prinz Albrecht von Preußen ist gefallen", „Bismarck s'est cassé la jambe, indem er sich, von den Franzosen in einem Landhaus umstellt, nur durch einen Sprung aus dem Fenster retten konnte", „der Kronprinz ist gefangen". Da wurden denn die zahlreichen Fabrikarbeiter aufsässig: einen betrunkenen Hetzer, den die Baiern in die Hauptwache gebracht, wollten die Bethörten mit Gewalt befreien.

Wir hatten hier längeren Aufenthalt durch eine Berathung mit dem Führer einer anderen Hilfscolonne; dem glücklichen Abschluß der Verhandlungen hatte ich es zu verdanken, daß ich den größten Tag meiner Geschicke — den von Sedan — erleben durfte. Ich hatte mich genugsam davon überzeugt, wie schwer es auch bei eifrigstem Willen einer Hilfscolonne von eitel Civilisten, ohne besondere Empfehlung, war, vorwärts zu kommen, zumal eben, was ich allein erstrebte, „hinein", d. h. in das Feuer der Schlacht. Wie weit hinten — trotz Mühen und Anstrengungen — trotteten wir den Truppen nach! Schwach war die Hoffnung, auf diese Weise jemals an den Feind zu kommen, das Gottesgericht der Schlacht zu erleben. Ich begrüßte es daher mit lebhaftester Freude, als ich von unsrem bisherigen Führer vernahm, er sehe eine Möglichkeit, uns rasch vorwärts zu bringen, wenn wir uns mit einer eben angelangten Colonne verschmelzen wollten, deren Führer, Major von Grolmann, über eine ausgezeichnete Schar von Aerzten

und Turnern verfügte; aber als hervorragend vor den Männern sind zu nennen sechs barmherzige Schwestern, deren Leistungen wir noch mit ehrfürchtiger Bewunderung verehren lernen sollten. Ja, das ist ein Christenthum, vor dem ich höchste Achtung hege!

Major von Grolmann hatte durch Vermittlung der Johanniterführer Graf Goertz und Fürst Puttbus das ehrenvolle Vorrecht, stets dem Hauptquartier des Kronprinzen — und zwar bis auf die Schlachtfelder — folgen und hier noch während des Kampfes in Thätigkeit treten zu dürfen.

Als ich dies erfuhr, ward ich Feuer und Flamme für die Verschmelzung und setzte Alles daran, sie zu bewirken. Aber — man sollte es nicht für möglich halten in solcher Zeit, bei solchen Aufgaben — das stieß auf bedeutende Schwierigkeiten. Zwar unser wackerer Führer, Herr von zur Nieden, selbst erklärte sofort, dem Major von Grolmann den Platz räumen und den Befehl auch über seine bisherige Schar abtreten zu wollen: allein es waren andere Persön-

lichkeiten, die sich dem Plan eigensinnig widersetzten: sei es, daß sie fürchteten, ihre bisherige Stellung[1]) unter dem Major nicht mehr behaupten zu können, sei es, daß sie zu friedlich gesonnen waren, sich dem Feind so nahe zu wünschen. Wenigstens rief Einer, als wir nun am 1. September wirklich „hinein" kamen, ein geflügeltes Wort solches Sinnes, das mit

[1]) Namentlich der militärischen Zucht und dem strammen Befehl eines Officiers wollten sich manche Leute nicht unterwerfen, während uns doch schon in diesen Tagen die Erfahrung gelehrt hatte und von Woche zu Woche dringlicher lehrte, daß das einzige Mittel, die freiwillige Nothhilfe wirklich brauchbar zu machen und ihre zahlreichen Mißbräuche auszuschließen, die streng militärische Gestaltung war, mit allen Verpflichtungen der Soldaten auch für diese Nothhelfer. Es ist daher höchst erfreulich, daß man bald nach dem Krieg anfing, an allen deutschen Hochschulen die nicht wehrpflichtigen Studirenden nicht bloß durch Chirurgen in der Wundenpflege unterweisen zu lassen, sondern auch sie, wie die übrigen Glieder der Vereine für Nothhilfe im Kriege, verpflichtete, sich streng militärischer Zucht zu unterwerfen. Ich habe in Königsberg als Rector und auch in Breslau eifrig hiefür gewirkt, indem ich den Studenten schilderte, welch' üble, unzureichende Zustände ich 1870 auf den Schlachtfeldern fand, unerachtet des besten Willens der Freiwilligen in Ermangelung fester Einrichtung.

seinem Andenken bei uns verknüpft blieb für und für. (S. unten, Schlacht bei Sedan.)

Ich aber dachte: „flectere si nequeo superos, Acheronta movebo“, scharte unsere Turner und andere jüngere Leute, die etwa noch schwankten, um mich — Gareis, Roßbach, Semper, Herrmann brauchte ich wahrlich nicht zu mahnen! — und erklärte ihnen, ich sei entschlossen, Grolmann zu folgen um jeden Preis und, obwohl k. baier. ordentlicher Professor, nöthigenfalls als Kutscher oder als Krankenträger zu dienen. Das machte Eindruck: die jungen Leute waren nicht nur selbst sofort gewonnen, sie wirkten durch ihren Bericht von meiner Dienstwilligkeit auch auf Andere, die sich nun nicht wohl mehr weigern konnten.

So kam denn die Verschmelzung zu Stande: die Gesammtcolonne zählte nun 21 mit auserlesenen Heil- und Lebensmitteln, Verband- und anderem Verpflegungszeug beladenen und von einem vortrefflichen Heil- und Hilfspersonal geführten Wagen.

VI.

Nicht ohne tiefe Rührung vermag ich seiner zu denken, unseres nunmehrigen Führers, des hessischen Majors Albert von Grolmann, Ehrenritters des Johanniter-Ordens. Eine hohe, hagere, aber sehnige Gestalt, ein scharf geschnittner Kopf mit edeln Zügen, im Schmucke des silberweißen Hares. Wie seelenvoll konnte das noch hell leuchtende Auge blicken: — aber auch scharf blitzen sah ich es im Zorn: — zum Glück nicht wider mich! Vielmehr war er gegen mich stets die Güte selbst und wie ich mich von Anfang an zu ihm stark hingezogen fühlte, — glich er doch meinem geliebten Vater! — so erwies er mir während unseres ganzen gemeinsamen Wirkens eine wahrhaft väterliche Liebe: er errieth mich und die Beweg-

gründe meiner Theilnahme an dem Zug, meiner Handlungsweise im Felde.

Ich bat ihn vor meinem Anschluß an seine Schar um ein par Worte besonderer Zwiesprach, und erklärte ihm hiebei, daß ich selbstverständlich in allen Dingen, wie die Genossen, mich zu unbedingtem, militärischem Gehorsam ihm gegenüber verpflichte: nur falls wir in eine Schlacht, ein Gefecht gelangten, behielt ich mir vor, die Wagen zu verlassen und allein auf eigne Faust so weit vorzugehen, als nur immer möglich sei, — um zu helfen.

Er sah mich erstaunt an mit seinen schönen Augen: dann reichte er mir die Hand und sprach kopfnickend: „Nun, wenn Sie es nicht anders wollen, so mag es sein.“

Oft und oft ergriff er die Gelegenheit während der vielstündigen Wanderung neben unsern Wagen her, mit mir allein zu plaudern. Ein parmal mahnte er mich mit sinnigem Blick, umzukehren, auf meinen Lehrstuhl, an meinen Schreibtisch: aber

bald gab er's auf. Ich weiß wirklich nicht, wodurch ich mir seine herzliche Zuneigung gewonnen: denn es gab viel nützere Genossen unserer Schar und übertraf mich auch keiner an (— nur allzu ungestümem! —) Eifer, doch gar mancher an praktischer Verwendbarkeit. Vielleicht brachte es mich seinem Gemüthe näher, daß ich gleich an einem der nächsten Tag ihn „in seinem Schmerz gesehen und ihm ein fühlend Herz gezeigt". Ich führte (am 22. oder 23. August?) den ersten Wagen. Der Weg ging durch einen schönen Wald: es war am frühen Morgen: der Thau glitzerte im Sonnenstrahl auf allen Halmen der Straßengräben. Da sah ich ziemlich weit voraus die hagere Gestalt unseres Majors in seltsamem Gange schreiten. Zuweilen blieb er stehen und richtete sich hoch auf: dann sank der Kopf tief vornüber und er schritt weiter. Mir war's, er wanke. Ich sprang ab und folgte ihm rasch, doch leise. Wie ich näher kam, sah ich den starken Mann zuweilen zusammenschauern. Schonend trat ich an seine Seite und sah

ihm schweigend in's Gesicht: es war von Thränen überströmt: ich wich zurück, er aber faßte meine Hand und sprach: „drei [1]) Angehörige (oder Freunde) unsres Hauses — vor Metz — in den drei Schlachten vor Metz — sprechen Sie nicht davon, Dahn". Ich drückte ihm stumm die Hand und blieb zurück. Seither sah er mich inniger an als andre. —

Erst in diesen Tagen erfuhren wir ja von den großen, aber furchtbar blutigen Dingen, die vor Metz [2]) vom 16.—20. August geschahen. Wir sollten noch oft die Wahrnehmung machen, daß eine einzelne Schar im Felde von den Ereignissen so gut wie nichts erfährt, oder doch Alles viel später als der Telegramme-Verschlinger daheim hinter dem Ofen. Das gipfelte später in unserer Unkunde von den vollen

---

[1]) So glaube ich: jedesfalles mehr als Einer.

[2]) „Gravelotte!" Die Lateiner in unsrem Heere fanden darin vorbedeutsam „gravis lutta" (schwerer Kampf), aber ergreifender deutete der gemeine Mann: „die graue Lotte", d. h. die Todesgöttin.

Ergebnissen des Kampfes bei Sedan, den wir doch selbst mit angesehen.

Hatte ich in den letzten Tagen mit meinen Nachtquartieren wenig Glück gehabt, so traf ich es besser in Nancy: „fürstlich" steht in meiner Brieftasche. Man sieht, ich war nicht verwöhnt: es war doch nur ein sehr reicher Notar, der sein mit feinem französischem Geschmack eingerichtetes Haus — wie dies die meisten „Notabeln" thaten — bei der Annäherung der Barbaren verlassen hatte. Den glänzendsten Eindruck machte mir das Himmelbett in seinem Schlafzimmer: ich legte mich aber natürlich bescheiden auf das Sofa daneben. Ich hatte Gelegenheit, der allein zurückgebliebenen alten Beschließerin bei dem deutschen Einquartierungscommandanten einige Gefälligkeiten zu erweisen, war überhaupt kein Unmensch, holte dann auch Freund Roßbach, der ihr für ihren Husten etwas verschrieb und so war die Gute ganz gerührt über diese Prussiens. Das rothe Kreuz auf unsern Armbinden beschäftigte sie stark: sie betastete es und wiederholte in Gegen=

wart von ein par gleichaltrigen Gevatterinnen unablässig rühmend: „ces messieurs ont juré sur le crucifix, de soigner également les Français et les Prussiens. N'est-ce pas, monsieur le Docteur, vous avez juré sur le crucifix? sur le saint crucifix?“

Vergeblich versicherte ich mehrere Male der Guten, wir thäten das zwar und hätten diese Pflicht übernommen, auf das Crucifix hätten wir aber nicht geschworen: so unaufhörlich wiederholte sie die Frage, die Bitte, ich möge doch ja sagen, daß ich schließlich zu ihrer Beruhigung rief: „eh bien, puisque vous insistez: nous avons juré sur le crucifix“. Als ich am andern Morgen bei unserm Aufbruch die schöne breite Marmortreppe herab stieg, fand ich die alte Frau in hellen Thränen: ich fragte selbstverständlich, — wie noch so oft in diesen Wochen — „ob sie um Frankreich weine oder um den Verlust von Freunden?“ „O non“, antwortete sie, „je pleure pour vous, Monsieur!“

„Warum denn für mich?"

„O vous avez été si bon envers moi. Vous et l'autre monsieur".

„Nun, was ist darüber zu weinen?"

„Vous marchez contre Paris, n'est-ce pas, Monsieur?"

„Mais, certainement."

„O vous êtes perdus! Vous et tous les autres, ces braves garçons qui ont juré sur le crucifix. Vous ne connaissez pas la France et Paris et notre armée invincible. Vous êtes perdus, tous, tous!"

Ich tröstete sie und meinte zum Abschied, man müsse ja doch einmal sterben und in diesem meinem Dienst sterben sei gar nicht so schlimm.

Uebrigens war auch hier die Bevölkerung in heißer Erregung, theils des Hasses, theils des Schreckens: — viele Läden waren geschlossen, auch die Jalousien an den Fenstern: — man sah auf den Straßen nur sehr wenige Damen und diese sämmtlich schwarz ge-

kleidet. Vor dem Aufbruch wurden wir von dem Grafen Görz sehr freundlich empfangen und mit neuen Ausweisen versehen; in dem prunkenden kaiserlichen Schlosse nahmen die Officiere des X. baierischen Infanterieregiments meine Gefährten gastlich auf in jenen Gemächern, die kurz zuvor General de Failly bewohnt hatte.

Ich machte einen einsamen Abendspaziergang nach dem Kloster der sœurs dominicaines in der Vorstadt Saint Pierre Nro. 109, an das sich mir — aus Erzählungen — allerlei Gedanken knüpften: Therese hatte ein Jahr in diesem Kloster gelebt.

Als ich, in der Dunkelheit zurückkehrend, an den offnen Thoren einer Brauerei vorüberkam, in deren Hof eine Menge Soldaten der III. Armee — Preußen, Baiern, Württemberger — durcheinander gemischt einquartiert lagen oder sich zu einem Trunk zusammen gefunden hatten, hörte ich laut sprechen, vielmehr offenbar declamiren. Seltsam! Die Reime, die ich zuweilen verstand, mahnten mich an Bekanntes: ich

trat näher: auf einer Tonne im Hof stand ein preußischer Unterofficier und declamirte — richtiger drometete — mit dröhnender Stimme: was? Meine Verse, mein Gedicht nach dem Siege bei Weißenburg[1]: „und durch die Lüfte braust's mit Schallen: Victoria! Victoria!“

Als er geendet, brach die Hundertschaft deutscher Krieger in ein jauchzendes „Victoria!“ aus, das gewaltig durch die im Abenddunkel liegende, grollende Stadt dahin scholl. Ich war sehr erfreut, ja gerührt durch den hübschen Zufall meines Zuhörens. Die größten deutschen Schauspieler und Schauspielerinnen habe ich später Verse von mir vortragen hören: — vollendet schön: aber es hat mich nicht so gepackt, wie das Dröhnen des Preußen zu Nancy.

---

[1]) Oben S. 235.

VII.

Am folgenden Morgen (20. August) brachen wir von Nancy in der Richtung gen Westen auf: wir vernahmen, die Armee Mac Mahons habe sich in das Lager von Châlons sur Marne zurückgezogen, mit den dort versammelten „Moblots“ vereinigt und wolle die Deutschen erwarten, hier die Entscheidungsschlacht zur Vertheidigung von Paris zu schlagen.

Nun zielte Moltke's Feldherrnschaft darauf: die „Rheinarmee“ in Metz festzuhalten, ihren Abzug zu der Armee von Châlons zu verhindern, diese, welche allein noch Paris deckte, zu vernichten, und, gemäß dem von Anbeginn gefaßten Plan, sich der Hauptstadt zu bemächtigen.

In welch' wunderbarer, mehr an Dichtung als an nüchterne Geschichte gemahnender Weise jene Ge-

danken, vom Glück und von der Verblendung der Gegner begünstigt, sich über alles Erhoffen vollenden sollten, das konnte damals Freund und Feind nicht ahnen.

Also nach Westen! Wie freute ich mich auf die Schlacht „auf den katalaunischen Feldern“. Aber es sollte ganz anders kommen.

Wir folgten also nun von Nancy ab dem Hauptquartier des Kronprinzen: aber nur an wenigen Morgen wurden wir seiner selbst von fern ansichtig oder doch der lustig im Frühwind flatternden schwarz-weißen Fähnlein seiner Ulanen-Bedeckung: meist mußten wir, wie billig, die nächsten und besten Straßen den Truppen und deren Munitionscolonnen überlassen, auch wohl auf unseren minder guten Wegen ausweichen, über die Straßengräben rechts und links, was unsere Bauern-Wagen und -Gäule nur unter starker Gefährdung zu leisten vermochten, auf die Wiesen und in die Felder hinein, um Bataillone, Schwadronen, Batterien vorbei zu lassen — in oft Stunden langem Warten.

Leider kann ich nun aber über einen Theil der Erlebnisse und der nächsten Tage nur sehr unvollständig berichten: die Anstrengungen und Mühen der oft bis über die Mitternacht hinaus fortgesetzten Märsche waren groß: die Eindrücke stark, wechselnd, zahlreich: meine Brieftasche gewährt nur die Angaben: „Samstag, den 20., Vannes, Glasfabrik (Verrerie). Sonntag, 21., Vaucouleurs, Pfarrer. Montag, 22., Rigny la Salle, Oekonom. Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, 23., 24., 25., Ligny, Piqueur. Freitag, Samstag, 26., 27., Bar le Duc, Restaurant.“ Und die Aufzeichnungen von Gareis, flüchtig unterwegs gekritzelt, halb verwischt, bekunden auch den Drang, unter dem sie eingetragen wurden.

Wir folgten immer der Nachhut des kronprinzlichen Hauptquartiers, aber, wie gesagt, auf allerlei Zickzackstraßen und Umwegen. Wir zogen von Nancy nach Süd-Westen, Toul, das ja erst später fiel, weit nördlich in unserer rechten Flanke lassend; wir erreichten auf der lang bergaufführenden Pappellallee —

über Vandoeuvre und Chavigny — Pont-St.-Vincent, wo wir die Mosel überschritten; dann ging es über Bainville und Maizières auf Ochey: hier hatten wir Umstände mit baierischen Feldgensdarmen, die den guten Weg nach Colombey für einen Train freihalten wollten: im Auftrag des Majors mit ihnen (auf gut altbaierisch!) verhandelnd, brach ich die Wildheit der Bajuvaren („si non te Bajoarius obstat!“ warnte schon Venantius Fortunatus) und eilte[1]) auf ferneren Befehl vorauf nach Colombey, wo wir Mittag machen wollten und das als von Truppen überfüllt geschildert ward: damals übergab mir auch der Major die Hälfte unserer Kriegscasse, aus der (ich bestritt meine Ausgaben auch fürder selbst) nicht nur unsern Bauern ihre Francs Diäten für die unfreiwillige evectio und die veredi und paraveredi gezahlt

---

[1]) Ueber Thuilley? Gehört diese Ortsangabe hierher oder weiter nördlich? Ich finde, es ist leichter, die Geschichte der Völkerwanderung zu schreiben, als aus gekritzelten Hakenstrichen die des eignen Zugs.

wurden, auch den Turnern und andern minder günstig gestellten Nothhelfern (seitdem ward ich Manchem anziehender als bisher!); auch die Anschaffungen von Wein, Lebensmitteln, Leinwand, Wäsche hatte ich nun zu besorgen, außer der Führung der Listen der Verwundeten und Kranken in allen Spitälern, in denen wir fortan länger oder kürzer aushalfen: der Major fand, daß ich ein wenig besser französisch sprach als mancher unter uns und dabei war außer mit verwundeten Gefangenen auch stets mit den Ortsbehörden zu verhandeln.

Colombey fand ich in der That so vollgestopft von preußischen und baierischen Truppen, daß ich fast verzweifelte, Unterkunft und Speisung für uns zu finden.

Da verwies mich ein preußischer Unterofficier auf das Hôtel aux belles femmes, wo baierische Officiere eben aufgebrochen seien: allerdings mache darin ein baierischer Camerad einigen Spectakel.

Das schreckte mich nun nicht und als ich eintrat und den Landsmann bat, den schönen Speisesal für

unsern Major und andre Officiere zu räumen, ging er gleich drauf ein: „schaug her“, sagte er wankend, auf etwa vier geleerte Weinflaschen auf dem Tische deutend, „i hab nie an Wein gsegn und habn trunka wie's Bier: es san grad di par Flasch'n da und do mein i dengerscht, i gspür's a weng.“

„Ja, ja“, erwiderte ich, „i mein' scho a. Geh nur, du hast gnua.“

„I bin halt a boarischer Lackl.“

„Dös brauchst gar net sagen: — dös siecht ma und hört ma so.“

Da wurde aber der Markomanne zornig, fuchtelte mit seinem Seitengewehr herum und war nur schwer aus der Thüre zu bringen. (Ich stelle hier ausdrücklich fest, vor und nach diesem Baiern aus Deggendorf hab' ich viele Nicht-Baiern in Gallien ähnlich wankend getroffen.)

Nach kurzer Mittagrast gings weiter in der Richtung auf Vaucouleurs, aber wir kamen nur wenig vom Fleck: „abends schauerlich“, schreibt Gareis,

„furchtbarer Wirrwarr: fünf Colonnen aller Waffengattungen, dann Munitionscolonnen, Train und für alle und uns nur die Eine Straße“: wieder wurden wir links und rechts über die Straßengräben, in welche manches unserer hochbeladnen und schwerfällig plumpen Fuhrwerke fiel, auf die Felder gedrängt und mußten viele Stunden warten, bis zumal unabsehbare Artilleriereihen vorüber waren: ich hatte mein Bäuerlein zu trösten, dem der Wagen auch schwer beschädigt war: der Gute weinte und verzagte daran, Weib und Kind im Elsaß je wieder zu sehen! Aber meine seit dem Aufbruch von Nancy stets gut mit altem Cognac gefüllte Lederfeldflasche tröstete ihn: manchen von unsern jungen „Galopins“, (na, ich will die Namen nicht nennen, lieber Karl!) zog die Volksheerkundigkeit dieser guten Labungsquelle wohl häufiger an meine Seite, als meine Liebenswürdigkeit allein würde haben bewirken können!

Endlich, am späten Abend, ward die Straße frei und wir erreichten, abgemattet gerade durch das lange

unthätige Warten, eine große Glasfabrik in Vannes, (Verreries de Vannes), deren Eigenthümer mit dem echt-keltisch-römischen Namen Schmidt uns freundlich aufnahm und in einem Nebengebäude seines schloß-ähnlichen Wohnhauses einquartierte. Ja, er warnte unsern Major sogar vor den in den nahen Waldungen streifenden Franctireurs, die wiederholt einzelne, vom Weg abgekommene Deutsche abgefangen hatten. Offenbar wäre es dem Verständigen sehr unerwünscht gewesen, seine Gebäude im nächtlichen Ueberfall an-gegriffen und vertheidigt zu sehen; so wurden denn vor unsern Fenstern und am Eingang der Siedelung Wachen ausgestellt.

Erst am folgenden Abend erreichten wir, abermals häufig aufgehalten, über Sepvigny (wenn ich nicht irre!) Vaucouleurs! Welche Erinnerungen knüpften sich mir an den Namen! Die Jungfrau von Orléans war mein erstes Lesebuch, die „16 Fähn-lein“ mein erstes declamirtes Gedicht gewesen: ich weiß noch, wie sich die Aeltern mühten, mir die

richtige Aussprache des Ritters „Baudricourt von Vaucouleurs" in den Mund zu bringen. Und nun war ich im siegreichen Krieg Deutschlands gegen Frankreich selbst nach Vaucouleurs gekommen! Ganz nahe mußte ja Dom Remy, der Geburtsort der Jeanne d'Arc, liegen, die ich meine Mutter so oft hatte darstellen sehen.

Ich gelobte mir, am nächsten Tag — war doch hier ein Rasten vorgesehen —, wenn es die Arbeit irgend erlaube, hin zu gehen. In der That stellte ich am andern Morgen fest, daß es nur eines Rittes von etwa 20 Kilometern die Maas aufwärts bedurfte, hin zu gelangen: ich konnte also leicht in einem halben Tag hin und zurück kommen und sicherte mir bei einem freundlichen baierischen Artillerieofficier, der von seinem Besuche dort[1]) schwärmte, ein Pferd, ja, er wollte mir seinen Burschen zur Bedeckung mit geben. Ich lehnte die Begleitung ab und freute mich gar

[1]) Es wurden dort noch ihr Schwert und ihre Fahne(!) gezeigt.

sehr auf den einsamen Ritt durch Feindesland. Aber der Major, bei dem ich mich abmeldete, verbot mir einfach das Unternehmen. „Hier geht's ja in keine Schlacht, wofür allein Sie Urlaub haben. Es wimmelt in jener Gegend von Franctireurs und die preußischen Etappenbehörden haben gestern die Besuche dort verboten."

Ich fügte mich widerstrebend: ich grollte dem Wackeren um diese unnütze Besorgniß. Aber wenige Tage darauf mußte ich ihm gerührt Abbitte thun und danken. Wenig ahnte ich, daß ganz nahe bei uns, ebenfalls als Nothhelfer, sich mein alter, theurer Gönner aus dem Berliner Tunnel, Theodor Fontane, (II. S. 437) befand, der, wie ich, der Wiege der Pücelle seine Aufwartung machen wollte, gegen das Verbot seinen Willen durchsetzte und sofort von Franctireurs gefangen ward. Der schöne, hohe, ritterliche Mann sah ganz aus wie ein preußischer Officier in Civil: alle seine Betheuerungen, er sei Schriftsteller, Schlachtenbummler, halfen ihm nichts, er ward in's Innere

Frankreichs fortgeführt, die eifrigen Bemühungen höchster Officiere — ich glaube, auch des Kronprinzen und Bismarcks — fruchteten nicht nur nichts, sie schadeten: denn sie bestärkten den Feind in der Meinung von der hohen politischen oder militärischen Wichtigkeit seines stattlichen Gefangnen. So ward der Arme durch ganz Frankreich bis auf die Insel Oléron geführt und, irre ich nicht, erst nach dem Frieden von Frankfurt frei gegeben. Das hat ihn zwar zum Verfasser einer recht anziehenden Schilderung dieser Kriegsgefangenschaft gemacht: aber mich, dem ja das Gleiche hätte widerfahren können, hätte in meiner damaligen Gemüthsverfassung ein solches Geschick zur Verzweiflung gebracht. —

VIII.

Uebrigens knüpfen sich an den (vorhergehenden) Abend in Vaucouleurs heitere Erinnerungen. Gareis hatte sich — mit Recht — beklagt, daß wir beide meist bei den Nachtquartieren recht schlecht weggekommen seien, da wir wiederholt von dem Major nach dem Eintreffen am Ziel allerlei Aufträge für Unterbringung und Bewachung der Wagen erhalten hatten, vor deren Erledigung die besseren Quartiere bei dem Maire oder dem Etappencommandanten lange an die Gefährten vergeben waren. Der junge, in raschem Aufschießen begriffne Mensch bedurfte so dringend nach den schweren Mühen des Tages des Schlafes in gutem Bette und auch reichlicherer, besserer Nahrung als ich! Ich sah es ein und bat den Major, mich

heute Abend unter den Ersten für Gareis und mich die Quartierbillets wählen zu dürfen. Als nun, in schon starker Dunkelheit, unsere Wagen auf dem Marktplatz auffuhren und der Maire verkündete: „deux officiers chez monsieur le vénérable abbé Hyacinthe“, wählte ich dies Quartier. „Denn,“ flüsterte ich Karl zu, „bei einem katholischen Pfarrer in Vaucouleurs, so nahe der Pücelle, ist gewiß gut hausen“. Er nickte, und wir stiegen im Finstern, oft stolpernd, den steilen Berg zur Pfarrkirche hinan: er war arg verunreinigt von den vielen Tausenden, die vor uns hier „gehaust“. Das konnte gutes oder schlimmes bedeuten! Vor der Thüre seines niedren Häusleins stand, im Schein einer Stalllaterne, die in seinen zitternden Händen schwankte, monsieur le curé: ein Anblick zum Erbarmen. Uralt, ehrwürdig, gewiß, aber zum Erschrecken mager: wie ein Asket des Mittelalters oder wie der Geizige von Molière dargestellt wird. Er begrüßte uns fromm und freundlich: „au nom de Dieu et de la sainte vierge“:

— aber gleich darauf folgte mit Schnelle die traurige Betheuerung: „vos soldats ont pris tout: je n'ai plus rien, pas ça“, er könne uns nur Betten geben. Wir machten lange Gesichter: umkehren, vielleicht in den Gasthäusern auch nichts mehr zu beißen finden und dann in der Nacht den langen, übelriechenden, bösen Weg nochmal zurücklegen: — wir legten uns auf's Bitten. Endlich hieß es, er wolle uns in Gottesnamen seine Hammelkeule und seine letzte Flasche Rothwein aufopfern. Wir folgten ihm dankglühend und bald trug er selbst auf. Bei der heiligen Jungfrau und der eben (1894) selig gesprochnen von Arc! An dem Knochen des ehemaligen Hammels war nicht mehr 1/8 Pfund abnagbaren Fleisches und auf den ersten Schluck des „petit vin du pays“ schrie Karl: „o Herr Professor — g'schwind — ihren Cognac!“ Da beschlossen wir, hungernd und dürstend, doch noch in die Stadt hinab zu steigen, unser Glück zu versuchen. Der Herr Abbé billigte das, bat aber, wir, „messieurs les médicins“, möchten doch zuvor

seine kranke „fille“ sich ansehen, die da hinten im Bette liege.

Die Franzosen belehren, daß wir, obwohl das Genfer Kreuz tragend, nicht Aerzte seien, — das gaben wir schon lange auf. Ich mahnte also Karl, unsrem Wirth den Gefallen zu thun: sei das Fräulein — denn wir dachten an seine Nichte — schwer krank, so konnten wir ja dann einen unserer Aerzte mit herauf nehmen. Ich glaube, ich thue dem jetzigen k. pr. geheimen Justizrath, und glücklichem Gatten der schönen Frau Clementine, aber damaligen 25jährigen, unverlobten, privatdocirenden Jüngling nicht Unrecht mit der Vermuthung, er sei ein wenig lieber auf meinen Rath eingegangen, weil er so was von „24 Jahren“ der „fille“ verstanden hatte aus dem zahnlosen Munde des Greises. Aber alsbald stürzte der Arme mit allen Anzeichen des Schreckens aus dem Innern des Hauses und von dem Lager der Leidenden zurück und rief laut: „ah, quatre-vingt hat er g'sagt: 's ist seine 80jährige Haus-Magd!“

Wir kletterten also nun thalab und hatten das Glück, in einem guten Gasthof nicht nur viele unsrer Freunde (darunter den Arzt Oehler, den wir am andern Morgen zu der pucelle de quatre-vingt ans entboten), auch gute Atzung und Tränkung zu finden. Und ich glaube hier war es (oder erst in Bar-le-Duc?), daß mir die „bösen Buben“ (wie wir im Sinne von S. 226) Gareis und ein par andere Jungherrn nannten, einen lustigen Streich spielten. Wiederholt hatten sie mir in den Ohren gelegen, ich solle doch mit unserer Casse nicht so geizig schalten: jetzt hätten sie schon — seit Hagenau — einen großen Theil von Frankreich „erobert“ und noch nicht Ein Glas Champagner erhalten. Das könne ich doch einmal aus der Kriegscasse spendiren. Ich hatte ihnen lachend gesagt: „nun ja, wenn wir in die Champagne kommen, sollt ihr —, wir zogen ja auf Châlons und Paris — Champagner erhalten“. Nun war mir die Cantonalcarte der Gegend von Nancy bis Châlons, die ich neben der Generalcarte besessen, beim Sturz

mit dem Wagen zu Verlust gegangen, in welcher die Gränzen der Cantons mit Strichen oder Farben angegeben sind. Das wußten die Schelme — ich hatte viel darum geklagt — und nun hielten sie mir in dem Halbdunkel des Gasthofflurs eine solche Carte entgegen, in der sie — ich glaube außer Gareis Dr. Köster und Roßbach — die Gränze der Champagne als von uns hier bei Vaucouleurs überschritten darstellten: lärmend bestanden sie auf ihrem Schein, d. h. auf ihrem „Schampus" (wie man damals noch sagte, statt des heute üblichen ganz falschen „Sect") und ich spendete also im Namen der Pücelle uns Vieren zwei Flaschen.

Kaum waren sie getrunken, als die drei wie die jungen Teufel um mich her sprangen — zum Schrecken der französischen Kellner! — und mir unter Hohngelächter die Fälschung der Carte und ihren gelungnen Streich vor die Nase hielten. Nun, der nächste Champagner, den ich trank, war Napoleons Gepäckwagen abgenommen auf dem Feld von Sedan.

Spät in der Nacht erklommen wir unser Hunger-haus auf dem Kirchberg und fanden Betten so hart, wie der geistliche Hammel gewesen war.

Morgens in grauer Dämmerfrühe schon bliesen die preußischen Ulanen unter uns die Reveille: Karl war immer etwas Zeit brauchend beim Erwachen. Ich konnte es ihm nicht verdenken, daß er, als ich ihn endlich zum Oeffnen der Augen bewogen hatte, auch den Mund öffnete und vorwurfsschwer gähnte: „aber, Herr Professor, zu kei'm Pfarrer geh' mer nimmer!" —

Ich hätte den im Schlaf wachsenden Karl noch ruhig schlafen und wachsen lassen dürfen: unser Auf-bruch verzögerte sich noch lang nach Fertigstellung der Wagen aus Gründen, die mir der Major erst im Laufe der Fahrt mittheilte und die meinen Wünschen und allen unsern Bestrebungen einen undurchbrechbaren Riegel vorzuschieben drohten. Turner einer andern Hilfscolonne — weder Baiern noch Preußen, ich schweige von dem Stamm — hatten in einer be-

nachbarten Stadt mit Trinken und Gewaltthätigkeit so übel gehaust, daß das erzürnte Hauptquartier außer Bestrafung und zwangsweiser Zurückschaffung der Schuldigen die Aufhaltung und Zurückweisung (nach Deutschland) aller freiwilligen Nothhelfer beschlossen hatte. Und angesichts solcher Mißbräuche der nicht streng militärisch geregelten Nothhilfe schalt man damals und schilt man noch heute in gewissen „politischen und akademischen" Kreisen gegen das Erforderniß der planmäßig stramm militärisch zusammengefaßten Beherrschung dieser wohlgemeinten, aber oft störsam ausschreitenden Bestrebungen!

Nur mit Uebernahme persönlicher Verantwortung für jede Ungehörigkeit eines Gliedes unserer Schar — wir waren doch über hundert Köpfe! — setzte unser prächtiger Major bei den Johannitern (Görz, Pleß, Puttbus) deren Verwendung bei dem Kronprinzen durch dafür, daß damals uns allein — erst später folgten dann auch andre wieder — die Fortsetzung unseres Weges verstattet wurde. Welche Stimmung

ergriff mich, als ich erfuhr, daß ich nahezu umsonst seit so vielen Tagen einer Schlacht entgegengestrebt hatte!

Der lange Aufschub ermöglichte, die alte Kirche von Vaucouleurs zu besichtigen mit ihren Erinnerungen an die Pücelle. Hier traf ich zuerst einen sehr liebenswürdigen Engländer, Russel, den Berichterstatter für große Londoner Zeitungen, dem wir in der Folge wiederholt begegneten. Plötzlich entstand auf dem Platz vor der Kirche ein lärmender Auflauf: wir eilten hinaus und sahen preußische und baierische Feldgensdarmen bemüht, einen scheinbaren Bauern in der landesüblichen blauen Bluse zu fesseln: er sträubte sich heftig und andre Blusenmänner scharten sich in Menge mit drohenden Mienen um die Gruppe, sie schienen den Gefangnen befreien zu wollen. Aber die Gensdarmen thaten ihre Pflicht und führten den Späher ab, der in dem Quartier eines Generals (des Württembergers Baumbach, glaube ich) wichtige militärische Papiere — Marschordnungen — entwendet hatte; er sollte ein französischer Officier sein, hieß es.

IX.

Endlich hatte unser Führer die Erlaubniß der Fortsetzung der Fahrt erwirkt und nun ging's auf schlechten Nebenwegen, die wir meist zu Fuß, im hohen Staube stapfend, zurücklegten, immer nordwestlich weiter.

Früher als sonst — gerade erst neigte die Sonne zu Rüste — machten wir Halt in Rigny la Salle: letzterer Beisatz geht wohl auf das Schloß, das hier, wie verlautete, von Louis XIV. der Pompadour erbaut, sich aus einem herrlichen, parkähnlichen Garten erhebt. Nachdem die gewöhnliche Abendarbeit an den Wagen: — feststellen, numeriren, oft auch umpacken der Vorräthe, neue Verzeichnisse verfassen — gethan war, streifte ich ganz allein in das Grün dieser hochragenden Bäume und Büsche.

Ich fand einen entzückenden Anblick.

Das Schloß war, sagte man uns, in der Revolution halb zerstört, der prunkvoll im Stil des XVII. Jahrhunderts geschmückte Garten verwüstet und seither nie wieder völlig hergestellt worden. Er war denn auch ziemlich verwildert: aber gerade das machte ihn in höchstem Grade poetisch, malerisch, stimmungsvoll. Die stolze, breite, marmorne Freitreppe, die vielstufig zu dem palastgleichen Haus empor führte, war von Mos und Steinbrech übergrünt. Die Steine bröckelten ab unter meinem Tritt, den zahllosen Göttern und Göttinnen an den beiden Seiten der Stufen, den Schäfern und Schäferinnen, die im echtesten Roccoco-Putz aus den wild emporgewucherten, nie mehr mit der Scheere gestutzten Buxbaum- und Taxus-Büschen hervorlugten, waren offenbar gleichzeitig und planmäßig Nasen, Ohren, Busen, Hände, Füllhörner abgeschlagen. Der weite Teich, an dessen Rändern, in dessen Mitte sich noch Hohlsäulen mit Röhren für ehemalige Wasser-

künste, in dessen Mitte arg verstümmelte Tritone und Delphine um eine zertrümmerte Amphitrite sich erhoben, war auf der ganzen kreisrunden Oberfläche von einem dicken, grünen Schleim überzogen, aus dem der melancholische Ruf der Unke drang und wahrhaftig, da lag ein zierlich geschnitztes Bot, mit deutlichen Spuren ehemaliger Vergoldung des Gransen, noch an zierlichem, vergoldeten Kettlein gefestigt an dem Quai aus rothem Sandstein: aber der Schnabel stak tief im Wasser und aus den eingeschlagnen Löchern und Spalten der Bretter wuchsen Binsen und Schilf hoch empor, im Abendwind die braunen Wedel wiegend und flüsternd wie leise Klage!

Nun fluthete plötzlich auf das stille Gewässer von Westen her ein rothglühendes Licht: die sinkende Sonne warf fast wagrecht einen vollen Guß von Strahlen durch eine breit klaffende Lücke der hohen, breitzinnigen Mauer, eine Umwallung, die, sonst völlig von verwildertem Buschwerk verhüllt, erst jetzt mir sichtbar wurde. Ich eilte darauf zu, drang nicht ohne Mühe durch das

Dornicht und Dickicht, stieß auf eine schmale Mauertreppe, kletterte auf die Krone des Walles und brach in einen Ruf des Entzückens aus: denn weit und breit, so fern das Auge spähte, lagerten auf dem offnen Blachfeld unzählbare deutsche Krieger: in dem goldnen Licht der Sonne blitzten ihre Waffen, daß sie den Blick blendeten: überall stiegen die Rauchsäulen ihrer Beiwachten auf und fernher drang zu mir, von der Münchener Knabenzeit an so vertraut, der schöne Abendruf der Hörner der baierischen Jäger: wie ergriffen sie mich, diese Klänge, einst so friedlich, jetzt tief im feindlichen Frankreich, Klänge, die die Hörenden vielleicht zum nahen Tode riefen. Unwillkürlich mußte ich die Melodie in die Worte kleiden:

„Zur Ruhe, zur Ruhe,
Zum Schlaf ruf' ich euch heut:
Doch bald, wo Fahnen flattern,
Doch bald, wo Büchsen knattern,
Zum Kampfe, zum Kampfe, zum Tod ruf' ich euch dann [1]."

[1]) S. jetzt Balladen und Lieder (Gedichte III. Sammlung), Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1878, S. 321.

Diese Verse gefielen den Baiern, als ich sie ihnen bei Sedan unter dem heftigsten Gewehrfeuer vor den Palissaden von Torcy vorsprach.

Damals aber legte ich mich auf die breiten Mauerzinnen nieder und sah sinnend und träumend hinaus auf das kriegerisch-belebte schöne Landschaftsbild da draußen, bis es fast ganz dunkel geworden war.

Wie ist doch Alles anders, heller, glücklicher gekommen als ich es an jenem Abend, da die Sonne so blutroth vor mir niederging, geahnt, erwartet. „So stirbt ein Held": — das Wort Karl Moors füllte mir damals die ganze Seele und mein eigner Spruch (oben S. 241):

„Wer also stirbt, stirbt schön."

X.

Ich war so tief in's Träumen gekommen, daß ich nahezu die Stunde des abendlichen Appells versäumt hätte, in welchem uns jeden Tag der Major um die Wagen versammelte, unsere Berichte, etwaige Beschwerden über die Fuhrleute oder Turner entgegen zu nehmen und die Befehle für den Aufbruch am folgenden Tag zu ertheilen.

Gerade noch bei dem dritten Trompetenzeichen sprang ich auf den geräumigen Schloßhof, wo mich mein väterlicher Freund nicht ohne Besorgniß vermißt hatte. Es hatte Streit mit den — wenigen — Umwohnern des Schlosses gegeben: sie wollten uns nicht in Quartier nehmen, verweigerten Speise und Trank, obwohl wir, wie immer, bar und zwar überreich, nach der Franzosen eigner Forderung, bezahlten: der Major

mußte Beitreibung — durch baierische Feldgensdarmen — und alsdann ohne Entgelt androhen: das half denn; ich fand — ganz allein — Unterkunft in dem leeren Stall eines Oekonomen — das letzte Häuslein des Dorfes zunächst dem nahen Walde — auf einem Bündel Stroh; ich verzichtete auf das widerwillig angebotne Stück Fleisch, kaute an einer mitgeführten harten Brotrinde und schlief ein auf meinem Stroh, in Erinnerung an den verzauberten Schloßgarten und die deutschen Beiwachten, aber die Hand am Revolver; in der Nacht fuhr ich auf: es fielen ein par Schüsse: spähende Franctireurs waren am Waldessaum von unsern Vorposten — Dragonern — entdeckt worden.

Am andern Morgen (Dienstag, den 23. August) ward schon um 4 Uhr Reveille geblasen: um 5 Uhr, im weißlich-wogenden Morgennebel, gings fort in rascher Fahrt auf guter Straße: der Lärm unserer Räder und Gäule weckte die mantelbedeckten Schläfer jenseit der Straßengräben in Beiwacht auf den thau-

nassen Feldern: manch malerisches Kriegsbild bot sich uns. Ein par Ulanen sprengten uns nach, von einem Seitenwege her, und überbrachten dem Major den Befehl: heute hart dem Hauptquartier des Kronprinzen auf der Ferse zu folgen und Alles bereit zu halten, um Verwundete zu pflegen: es werde wohl heute oder morgen zum Gefecht kommen. Aber es ward noch lange nichts! —

Wir hielten, den Kronprinzen und seine Ulanenbedeckung an uns vorüber zu lassen: damals sah ich ihn zuerst, die ritterlich schöne Gestalt.

(Wenig ahnte ich, daß ich zehn Jahre später als preußischer Professor in Berlin bei ihm zur Audienz befohlen werden, ihn dann in Königsberg meiner Wohnung gegenüber begrüßen würde.)

Nun folgte massenhaft Artillerie, welche alsbald die Hügelkronen vor uns und seitwärts hinan und in drohender Stellung gen Nordwesten auffuhr: also mußte der Feind doch wohl nahe sein, hoffte ich. Aber ohne Hemmniß gelangten wir, nördlich ziehend,

nach Void, dann westlich schwenkend über Ménil-la-Horgne und Saint Aubin nach Ligny (en Barrois: in der alten lothringischen Landschaft Bar mit Bar-le-Duc). Hier ward ich — wieder allein — bei einem Piqueur (d. h. ursprünglich Pique tragender, berittner Jagdbegleiter, später aber Straßenaufseher) einquartiert und von Mann, Frau und Kindern auf's Freundlichste aufgenommen: — zumal daß ich, wie mich das Herz trieb, mit den netten Kindern eifrig spielte, gefiel den guten Leuten: sie hätten mich krank gefüttert, wehrte ich nicht ab, die Frau schleppte ihr eignes Kopfkissen auf mein ohnehin treffliches Bett. Als ich daher auf der Straße Freund Gareis traf, heftig, laut vernehmlich scheltend über sein „miserables Quartier bei einem Schuster" (so steht es heute noch in zorniger Schrift in seinem Büchlein), lud ich ihn zu mir und meinem braven Piqueur, der auch den zweiten Gast gut aufnahm; wir speisten aber, ihm die Last zu erleichtern, in dem „Hôtel Cygne" in den drei Tagen unseres Aufenthalts in Ligny: wodurch dieses sehr unver-

muthete Stillliegen nothwendig wurde, erfuhren wir nie: vielleicht durch die allerdings unglaubliche Ueberfüllung aller Straßen durch Truppen, die „with might and main“ vorwärts gedrängt wurden: — noch immer gen Westen, nach Châlons, zur Schlacht um Paris, die uns Allen vorschwebte! Ich hatte meiner Schwester aus Vaucouleurs geschrieben von unsrem Aufbruch nach Châlons: vor mir liegt der Umschlag ihrer Antwort (aus Prien am Chiemsee), gerichtet in das Hauptquartier des Kronprinzen, die mich erst nach der Heimkehr erreichte: die zu Hause wußten viel früher als wir, daß wir die Franzosen zu Châlons nicht mehr treffen würden!

Uebrigens hatte ich in diesen drei Tagen alle Hände voll zu thun: der Major hatte mir die Ausstattung eines Lazarets von 50 Betten mit Bedarf jeder Art aus unseren Vorräthen und Anschaffung von Ergänzungsvorräthen aufgetragen: ohne den eifrigen Beistand meines Piqueurs hätte ich letzteren Befehl in der fremden, feindlich gesinnten, fast nur

durch Furcht zur Willfährde gebrachten Bevölkerung nicht durchführen können. So habe ich den ganzen 24. und 25. August in jenem Lazaret verbracht und nichts zu sehen bekommen von all' den schönen Dingen, die Gareis für diese Tage verzeichnet: „Durchmarsch des I. baierischen Armeecorps, des großen Hauptquartiers des Königs von Preußen mit Bismarck, Moltke, Erbprinzen von Weimar, Leopolds von Schrenk" (gemeinsamer Freund, Würzburger Andenkens, oben S. 153); auch an den Spaziergängen nach Stainville zu, nach Velaines und am Fluß Ornain, um die alten Mauern und Thürme, und dem Kegelschieben in der Nähe von Givauval nahm ich nicht Theil.

Endlich Freitag, den 26. August früh, ging es wieder weiter gen Westen: über Velaines, Long Tronville, Guérpont, Longeville[1]), Savonnières nach der alten, prachtvoll auf den Uferhöhen des Ornain gelegnen Hauptstadt der Landschaft Bar: Bar-le-Duc,

[1]) Hier verzeichnet Gareis: „Dahns Cognac": was tief blicken läßt: — in die Flasche.

wo wir auch den nächsten Tag, Samstag, den 27. August, blieben. Die Notarswittwe, bei der Gareis und ich einquartiert werden sollten, verpflanzte uns in den Gasthof Morisot, Rue Voltaire, wo wir trefflich aufgehoben waren.

Da wir auch hier anderthalb Tage — erwartungsvolle und nicht nur für uns entscheidungsschwere! — verbrachten, lernten wir die glänzende Stadt kennen und würdigen mit dem stolzen Standbild ihres Sohnes, des Marschalls Oudinot, ihren reichen Läden, ihren belebten Straßen und freien Plätzen: auch zog uns an das seltsame „café des oiseaux“, wo zahllose ausgestopfte Vögel sich in dem Spiegelgetäfel der Wände beschauten und Gold, Marmor und rother Sammet nur allzu aufdringlich gleißten. Schön war der Blick von den die Stadt umhegenden Höhen.

Alles wimmelte von deutschen Soldaten: und unter den Officieren wie unter den Eingebornen, die wir sprachen, waltete der Eindruck, es sei in diesen

Tagen, ja Stunden, irgend eine hochwichtige Wendung eingetreten. Gerüchte von dem Eintreffen überraschender Nachrichten durchschwirrten schon am Nachmittag und Abend des 26. August die Stadt. Es hieß, der König von Preußen, den wir, wie den Kronprinzen anwesend wußten, habe einen „Kriegsrath“ [1]) abgehalten, in dem auf Moltke's Antrag ganz unerwartete Beschlüsse seien gefaßt worden. Gespannt, erwartungsvoll verbrachten wir den Abend (des 26. August).

In unserem Wirths- und Wohn-Haus sprachen viele Soldaten der verschiedensten deutschen Stämme und Staten zu. Schon geraume Zeit beschäftigten mich die manchfaltigen deutschen Mundarten, die durcheinander tönten in der Mischung der III. Armee: friesisch, niedersächsisch, märkisch, thüringisch (dazu auch königlich sächsisch), hessisch, rheinfränkisch, alaman-

[1]) Siehe aber die kritische Auflösung der ganzen Kriegsraths-Sage Wilhelm I. überhaupt, bei Moltke, Gesammelte Schriften III. 1891, S. 415.

nisch und bajuvarisch! Für mich Germanisten war es reichste Ohren-Weide! Wie lebhaft wünschte ich oft Freund Lexer her! Dabei war es nun anziehend, zu beobachten, wie sich die Stammfremden in allen dienstlichen Dingen vortrefflich verstanden: natürlich! Nicht nur die Sprache des Befehls, auch alle auf diesem Gebiet vorkommenden Ausdrücke waren ja die nämlichen. Aber wollten sich der Schwabe und der Holste, der Baier und der Westfale gemüthlich unterhalten, so stießen sie bald auf Unverständlichkeiten und gar oft machte es mir Vergnügen, als Dolmetsch zu vermitteln.

So auch an jenem Abend; ein Häuflein Westfalen war nach höchst anstrengendem Marsche müde, hungrig und durstig eingetroffen, ein Officier fehlte ihnen: der Unterofficier kam nicht zu Recht mit den französisch geschriebenen Einquartierungszetteln, unsere Wirthsleute verstanden nicht, was die neuen Ankömmlinge vor ihrer Thüre wollten und wiesen die gefürchtete Zumuthung neuer Einquartierung in

dem überfüllten Hause heftig ab: es kam zu laut lärmendem Schreien der Franzosen, das mich von meinem Schreibtisch im obern Stock (wo ich — wieder einmal — Listen von Verwundeten im nächsten Spital zusammenstellte) die Treppe herunter rief: die wackeren Westfalen benahmen sich musterhaft ruhig und verhalten gegenüber den theatralisch gesticulirenden, übrigens mit Recht erregten Franzosen. Ich klärte mit ein par Worten das Mißverständniß auf, wies den Westfalen auf dem Plan der Stadt an der Wand des Wirthszimmers die Straßen, in denen ihre Quartiere lagen, und da sie gar so matt und von Staub und Schweiß bedeckt umher standen, ließ ich sie sich setzen und ihnen ein par Flaschen Wein geben.

Alsbald erscholl in dem offnen Hausgang neuer Lärm und Zank: ein Haufe Baiern war in gleicher Absicht, nur um Auskunft zu erfragen, eingetreten, abermals gab es Mißverständniß und lauten Zank, der aber von den heißblütigen Herminonen viel lebhafter als vorher von den verhaltnen Söhnen der rothen

Erde geführt ward: ich eilte hinaus und wies zu Recht einen baierischen Landsmann, der am gröblichsten auf die zitternde Wirthin hinein schrie — in dem oft bemerkten Wahn, geschrienes Deutsch müßten auch die Franzosen verstehen: — da er nicht gleich nachgab, wurde ich — auf altbaierisch — recht deutlich und sagte ihm, er solle sich schämen, so lümmelhaft mit einer Frau umzugehen und dem baierischen Namen Schande zu machen. Puterroth vor Jähzorn riß der kurzgewachsne Bajuvare sein Faschinenmesser heraus und hob es gegen mich, der ich wehrlos ruhig vor ihm stehen blieb. Da ward plötzlich der grimme Sohn der Baiernberge von hinten unter den Schultern gefaßt und wie ein Kindlein in die Höhe gehoben: es war mein Westfale, der Unterofficier mit dem breiten rothen Barte Donars rund um die Kinnbacken: der Riese setzte den Zappelnden fernab von mir säuberlich wieder auf den Boden und sprach in seiner unnachahmlich ruhigen Gehaltenheit: „den Hêren lötst du stôhn: dat 's en güten Hêren“.

Der schwarzbraune, schwarzharige, schwarzäugige „Zorn-Nickel“ beruhigte sich denn und entschuldigte sich damit, es könne ihn halt so arg „verzürnen“, daß die verfluchten Franzosen aus lauter Bosheit kein Deutsch verstehen wollten. Als ich ihn dann bei einem Glase Wein nach seinem Heimaththal befragte und da er jenen schönen See, den Walchen-See (d. h. den der „Walen“ [d. h. der Römer, daher dort so viele Schwarzbraune]) nannte, alsbald vom „Herzogstand“, von „Urfeld“, vom „Klösterl“ und von „Wallgau“ sprach, da ward der Hitzige ganz weichmüthig und schüttelte mir die Hand, daß sie schmerzte.

Am andern Morgen (Samstag, den 27. August) schloß ich oben, ziemlich lange arbeitend, die Listen ab; als ich die Treppe hinab stieg, war alles still und leer: die Hausleute waren in der nahen Kirche, die einquartierten Soldaten abmarschirt. Da drang aus der offnen Thüre eines Gemaches im Erdgeschoß vernehmlich die Stimme eines Kindes: es klang so eigen, so feierlich: ich trat leise, unvermerkt näher:

in seinem Bettchen kniete das Kind der Hausleute, ein bildschöner Knabe von etwa 5 Jahren, auf sein Hemdchen rieselte das blonde Har: andächtig hob er die gefalteten Händchen zu dem Muttergottesbild an der Wand empor und, nachdem er das Vaterunser beendet, fügte er bei: „Et vous, Sainte Vierge, sauvez la pauvre France! Priez votre fils pour les pauvres Français“.

Auf das Tiefste erschüttert durch diese offenbar in den letzten Wochen dem Kleinen auferlegten Worte, durch die reine, silberhelle Stimme des Kindes schritt ich näher: die Thränen traten mir in die Augen, ich küßte den Knaben auf die schöne Stirn: er sah mich erstaunt, aber lächelnd an und schlang beide Aermchen um meinen Hals: so fand uns die Mutter: sie brach in lautes Schluchzen aus: ich aber ging, um nicht auch zu erweichen.

XI.

Ganz andere als diese Moll-Stimmung kam bald über mich.

Wir bemerkten, wie schon am vorhergehenden Abend, den Tag über wachsende Aufregung unter den Einwohnern, ein geschäftiges Hin- und Her-Eilen der deutschen Officiere, der Estaffetten, der Feldgensdarmen: mehrere Generale sprengten von dem verlassenen Hauptquartier des Königs (dasselbe ward im Laufe des 26. August nach Clermont verlegt) nach verschiedenen Richtungen aus der Stadt. Doch erfuhren wir bei wiederholtem Erkundigen nichts Näheres, nichts Genaues: nur unbestimmte Gerüchte durchschwirrten Stadt und Heer. Auch der Major wußte uns nur zu sagen, daß wir uns bereit halten sollten, morgen vor Mittag den Marsch in der bisherigen

Richtung fortzusetzen: — gen Westen zur „Schlacht bei Châlons“.

Gegen Abend nahm die Bevölkerung mehr und mehr eine drohende Haltung an. Fast alle Häuser, deren Fenster bis dahin sichtbar gewesen, schlossen ihre Läden; die sehr zahlreichen Arbeiter in ihren blauen Blusen scharten sich auf den freien Plätzen, alle die Hände in den Hosentaschen: finster, feindselig sahen sie auf uns. Ein Feldgensdarm, der mich allein in einer entlegenen Straße schlendern sah, ritt an mich heran und warnte: die Truppen seien größtentheils schon gestern abgezogen, die Stadt brüte in dumpfem Grollen, man erwarte Unruhen, wir Deutschen sollten uns nicht vereinzelt zeigen. Ich erklärte, ich wolle nur noch in einem Buchladen eine Canton-Carte kaufen und ging auf den nächsten freien Platz. Der Franzose führte mich in den Innenraum seines Gewölbes, wo ich mir die Carte aussuchen möge; so war ich von dem vorderen Laden aus nicht sichtbar. Da stürzte von dem Platz herein ein andrer

Franzose und schrie frohlockend: „Savez-vous? Ils sont battus! Les Bavarois, qui sortaient ce matin vers Châlons, — ils retournent en débandade, en pleine fuite. Ils sont terriblement battus.“

Zugleich ergellte draußen auf dem weiten Platz ein wildes Johlen, Schreien und Pfeifen. Ich warf die ergriffne Carte auf den Tisch und eilte hinaus: welch plötzliche Verwandelung! Die unheimlich brütende Schwüle war wilder Erregung gewichen: Franzosen aller Stände — auch Frauen, Damen, wurden plötzlich sichtbar, — flutheten aus den bisher wie ausgestorben stehenden Häusern auf den Platz: in einem großen, palastähnlichen Gebäude gerade gegenüber, dessen stattliche Fenster streng mit Laden verschlossen waren, ward die Balconthür des ersten Stockwerks aufgestoßen, heraus trat eine Dame in weißem Ballkleid, die Tricolore als Schärpe tragend und mit lauter Stimme sang sie herab auf die sich stauenden Massen da unten — die klangvoll schöne Marseillaise.

Da brach's los! „Vive la France. Victoire!

Vive la France! A bas les Prussiens“ schrieen die vielen Hunderte, die Arbeiter bückten sich, hoben Ziegelsteine von einem Neubau auf, und baff! schlug ein solcher dicht neben mir — die weiße Binde mit dem rothen Kreuz machte mich kenntlich — an die Hausthür. Ein zweiter, ein dritter folgten, ein vierter streifte mir die Schulter: ich wollte nun den großen Platz überschreiten: aber die Franzosen um mich her — viele Dutzende — ließen mich nicht durch, ließen sich nicht zur Seite drängen: mein Revolver lag in meinem Ranzen bei Monsieur Morisot: ich stand rathlos: plötzlich kreischten ein par Weiber vor mir auf, die Männer stoben auseinander und auf mich zu sprengte der preußische Feldgensdarm mit einigen Cameraden: „fix, fassen Sie die Mähnen, Herr Doctor, und laufen Sie mit. Aber fix“. Ich that, wie mir befohlen, griff links und rechts in die Mähnen der beiden Pferde, diese trabten los, die Leute wichen erschrocken vor den Hufen zur Seite und so „flog“ ich mehr als ich lief, getragen, über den

Platz und in Sicherheit in eine leere Straße. „Wie Dahn das Fliegen lernte", hieß die später oft unter den Genossen erzählte Geschichte.

Ich trachtete nun nach Hause; unter Weges aber stieß ich auf die Erscheinung, die den Franzosen die eitle Siegeshoffnung eingeflößt hatte. Baiern waren's, zunächst ein schwaches Häuflein, dann immer mehr, die, von Staub und Schmutz und Schweiß bedeckt, mit allen Spuren der Ueberanstrengung, einzeln, nicht in strammer Haltung, in die Stadt zurück hasteten. Die Einwohner hatten sie am frühen Morgen gen Westen abziehen sehen: — jetzt kehrten sie, ziemlich niedergeschlagen aussehend und jedesfalles nicht triumphirend, gen Osten zurück [1]). Das ließ aber für die Gallier nur Eine Erklärung zu: „sie sind geschlagen und fliehen in Auflösung zurück". „Mais", rief den Erschöpften höhnend ein gamin zu, „ce n'est pas le chemin pour Paris?"

[1]) Sie hatten, durch Eilboten zurück gerufen, um nach Norden zu ziehen, übergroße Marschanstrengungen hinter sich.

Zwei höhere baierische Officiere, die neben mir standen, von ein par Chevauxlegers umgeben, sahen das Schauspiel mit an.

„Das geht nicht", sprach der Eine. „Reiten Sie dem Regiment entgegen und befehlen Sie . . ." Den Rest verstand ich nicht.

Aber bald begriff ich den Befehl. Denn nun änderte sich abermals das Schauspiel wie mit Zauberschlag. In der Ferne — im Westen — schollen Trommeln und Trompeten und, wie es schien, Marschgesang. Auseinander stoben die Franzosen, die Dame mit der Tricolore verschwand von dem Balcon und über den Platz zog von Westen her, in strammster Haltung, ein baierisches Regiment und sang die Wacht am Rhein, so laut, daß die Fenster dröhnten!

Das that wohl im bangenden Herzen.

Ich eilte nun nach Haus und erfuhr hier den weltgeschichtlichen Beschluß, der schon am 25. August gefaßt worden war.

XII.

Es ist ein geistiger Genuß allerhöchsten Grades, zu verfolgen, in wie hochdramatischer Weise sich die Dinge, die Bewegungen auf Seite der Franzosen und folgeweise dann auch bei den Deutschen zuspitzten: kein geschichtlicher Roman könnte Verwickelungen, Widerstreite, Zufallseingriffe erfinden, so spannend, wie sie damals die Geschichte aufführte: der Kaiser, thatsächlich (schon um seines Leidens willen) unfähig, die militärische oder politische Leitung fortzusetzen, ganz in den Hintergrund gedrängt, der wackere Soldat Mac Mahon, hin und her gezogen von der Regentschaft zu Paris und den höchst unklaren Mittheilungen Bazaine's aus Metz, stets genöthigt, auf die Stimmung der Pariser[1]) Rücksicht

---

[1]) Der Kriegsminister Palikao telegraphirte: „Lassen Sie Bazaine im Stich, bricht in Paris die Revolution aus.“

zu nehmen, statt lediglich der Kriegsraison zu folgen, daher abgebracht von seinem allein richtigen Entschluß, Bazaine und Metz sich selbst zu überlassen und Paris zu decken, schwankend zwischen dem Rückzug nach Westen und dem Vordringen gen Osten, zuletzt genöthigt, bei dem nun doch beschlossnen Zug zu Bazaine den gefährlichen Weg hoch im Norden, hart an der belgischen Gränze hin, einzuschlagen, weil ihm die Straßen tiefer im Süden und die Maasübergänge durch die III. Armee und die rasch abgezweigte „Maas-Armee" des Kronprinzen von Sachsen bereits verlegt waren: — wahrlich, Mitleid kann selbst den Feind erfassen, sieht man, wie die dem Untergang geweihten Scharen, wie von zürnenden Göttern in die Irre geleitet, hin und her gehetzt, auch von bösen Zufällen heimgesucht, zuletzt von allen Seiten in das unentrinnbare und unentwirrbare, eiserne Netz zusammengetrieben werden[1].

[1] Das Buch von Zola: „la Débâcle" enthält in der Schilderung dieser götterverlassenen Rathlosigkeit und Auflösung

In Bar-le-Duc haben damals die Nornen die Lose geworfen: Wotan war mit seinen Söhnen, der Siegspender hat den Feinden die Gedanken verwirrt und die Wege! —

Mac Mahon hatte ursprünglich von Châlons aus nach Rheims ziehen wollen, von hier — je nach den einlaufenden Berichten von Bazaine — diesem bei seinem Durchbruch aus Metz auf Verdun entgegen oder, blieb Bazaine in Metz, nach Paris

---

viel Treffendes: im Ganzen aber ist es durchaus zu verwerfen: ästhetisch: wegen der zahllosen Wiederholungen derselben allgemeinen Wendungen von dem „unsichtbaren Schrecken des Krieges", wegen der Seiten füllenden, „exact-wissenschaftlich" sein sollenden Schilderung z. B. einer Arm-Resection, die für den Chirurgen überflüssig (und nebenbei, wie ich höre, doch irrig!) und für jeden andern Leser ungenießbar ist, ferner z. B. wegen der ganz unbegründeten Wegwerfung eines liebenden Mädchens an einen Ungeliebten: sittlich aber, weil es, unter dem Anschein, den Krieg an sich zu bekämpfen, in berechnendster Vergiftung den Rache-Chauvinismus auf das Aeußerste schürt: ein französischer Knabe von 14 Jahren, der von den Baiern in Bazeilles liest, muß das Gelübde thun, jeden Baiern, den er trifft, in Frieden oder Krieg, zu erdrosseln: ich komme bei Bazeilles auf Herrn Zola zurück. Und dann, welche Dumm-

zurück zu gehen. Die — freilich schwer zu deutenden! — Berichte Bazaine's, der doch noch immer den Durchbruch in Aussicht stellte, wirkten auf den braven Soldaten Mac Mahon wohl ebenso stark dahin, dem Cameraden um jeden Preis zu Hilfe zu kommen, als die Vorstellungen der Regentschaft zu Paris, die sieglose Rückkehr des Kaisers in die Hauptstadt werde dort die Volkserhebung und den Sturz des Kaiserthums herbeiführen, ihn von dem Rückzug abmahnten. Er mußte nun aber bei seinem Marsch

---

heit, das Erliegen Frankreichs im ganzen Feldzug darauf zurück zu führen, daß vor der Schlacht von Beaumont der erfundene preußische Späher Goliath, (der dann freilich von den französischen Rächern abgeschlachtet wird wie ein Schwein, wohl um der „poetischen“ Gerechtigkeit willen) den Preußen einen Schleichweg durch einen Wald zeigte. Schade, daß eine sich beinahe dem Genie nähernde Begabung (wenigstens in der Schilderung) zu solchen Irrsalen verleitet ward durch den Wahnsinn, die Aufgabe der Kunst sei es, „wissenschaftliche“ (! du lieber Gott!) Fragen zu lösen: „menschliche“ Experimente anzustellen. Ich wollte Herrn Zola, gestützt auf die von mir durch General von der Tann erhobenen amtlichen Feststellungen des Maire von Bazeilles (s. unten) erwidern: aber es ist nicht der Mühe werth.

gen Osten zuerst aus Mangel an Lebensmitteln, später wegen des eiligen Vordringens der Deutschen, viel weiter nach Norden ausbiegen, als er gewollt hatte: er ging über Rethel nach Vouziers: Stenay wollte er nun erreichen, soweit Bazaine entgegen gehen, der über Montmédy sich durchzuschlagen versprach: der nähere südlichere Weg über Ste. Menehould war bereits durch die III. Armee gesperrt. Aber Moltke's Genie (— und auch unser Glück, das wollen wir bescheiden anerkennen: nie kehrt es uns — nach 1889 — also wieder! —) verkehrten Alles in der Franzosen Verderben.

Schon am 24. August, da ich noch ruhig in Ligny Listen führte und von meiner „Schlacht bei Châlons" träumte, hatten die Rheinischen Dragoner der IV. Cavallerie-Division (— zum ersten Male wieder seit Wörth hatte die deutsche Reiterei [bei Vitry] Fühlung mit dem Feinde gewonnen![1]) —)

[1]) Wir sind stolz auf die Leistungen unserer Reiterei im Aufklärungs- und Vorpostendienst, und zwar mit dem besten

Châlons und das Lager bei Mourmelon geräumt, dieses zerstört gefunden. Das Ziel, das so lang angestrebte Ziel unseres Stoßes nach Westen war plötzlich entrückt. Wohin? Wotan, der Wege und des Siegesglückes Gott, spielte uns die Beantwortung dieser Frage in die Hände.

Fug für spätere Abschnitte des Krieges: so in den Tagen vor dem Nordabmarsch der III. Armee, dann an der Loire u. s. w. Aber im Anfang des Feldzuges war es hiermit nicht ganz so herrlich bestellt: Alles muß gelernt sein: ist doch auch im dänischen Feldzug von 1864 der abziehende Feind der preußischen Reiterei zweimal aus der Fühlung entwischt. Schon nach Weißenburg heißt es (Moltke's Kriegsgeschichte, S. 13): „die IV. Cavallerie-Division erreichte das Gefechtsfeld nicht mehr und die Fühlung mit dem nach Westen ausweichenden Feind ging verloren.“ Dies scheint ohne Tadelsabsicht gesagt: denn es wird vorausgeschickt: „sie hatte auf diesem vier Meilen weiten Anmarsch durch Kreuzung mit den Infanterie-Colonnen vielfach Aufenthalt gefunden.“

Anders aber und als Rüge ist offenbar gemeint was (Ebenda S. 27) über die unzureichende Verfolgung nach der Schlacht bei Wörth gesagt wird: dieses Ungenügen verschuldete, daß recht erhebliche Erfolge des blutig erkämpften Sieges, die zweifellos geerntet werden konnten, verloren gingen: ein rasches Nachdringen würde den in Auflösung zurückfluthenden Franzosen unmöglich gemacht haben, die Vogesen zu über-

Am 23. August ward der Brief eines Generals aus Metz aufgefangen, der den Heranzug Mac Mahons bestimmt erwartete; schon damals vermutheten manche einen Abmarsch Mac Mahons gen Norden; gleichwohl ward damals noch die Fortsetzung des Vormarschs auf Châlons-Paris beschlossen. Aber nun thaten uns zu Paris die (überhaupt im Krieg so nützlichen!) Zeitungsschreiber den Gefallen, in ein

---

schreiten, auf der unzerstörten Eisenbahn unbehelligt bis nach Châlons zu entkommen und sich dort alsbald dermaßen herzustellen, daß sie wieder gen Osten den Deutschen entgegenziehen konnten. Moltke sagt: „bei der III. Armee war der aufgelöste Zustand des geschlagenen Feindes und selbst die Richtung seines Rückzuges nicht erkannt worden. Man erwartete, ihn jenseits der Vogesen zu erneutem Widerstande geordnet zu finden und ... so wurde mit großer Vorsicht und in kurzen Tagemärschen vorgerückt. Obwohl die gerade Entfernung von Reichshofen bis zur Saar nur sechs Meilen beträgt, wurde dieser Fluß erst nach drei Tagen erreicht. Einen Feind hatte man dabei nicht vorgefunden ... Da die III. Armee erst am 12. August an der Saar anlangte, mußte der Vormarsch der I. und II. verlangsamt werden.“ Hier liegt ein unausgesprochener Tadel, wohl weniger gegen die Leitung dieser Armee, als gegen den ungenügenden selbstständigen Thateifer ihrer Reiterei.

Blatt zu setzen, Mac Mahon stehe mit dem Kaiser und 150 000 Mann bei Rheims: — dies Blatt ward von unsern Reitern aufgefangen und an Moltke gesandt, ebenso ein zweites, in dem Mac Mahon „dem Fluche des Vaterlandes geweiht wurde, falls er seinen Cameraden Bazaine im Stich lasse". „Bei der Macht, welche die Phrase in Frankreich übt, war es anzunehmen[1]), daß die militärischen Rücksichten sich den politischen würden unterordnen müssen." Später ward aus Paris nach London (und von da an Moltke) telegraphirt: „Mac Mahon strebt Vereinung mit Bazaine an"[2]).

---

[1]) Sagt Moltke kurz, Gesammelte Werke III. 1891. S. 71.

[2]) Die Franzosen, die erst aus dem deutschen Generalstabswerk und aus Moltke's Buch selbst erfuhren, wie diese grenzenlosen Unvorsichtigkeiten ihrer Zeitungen ihn besser noch als seine „Ulanen" unterrichtet haben, schalten (September 1891) gewaltig darüber und gewiß werden sie in diesen Fehler nicht mehr verfallen; wie wir denn überhaupt nie wieder eine solche Reihe von Glücksfällen für uns und von Fehlern dieser Feinde erleben werden: es ist, wie wenn alle Götter Walhalls die hin und her geworfenen Scharen Mac Mahons zu verderben gewetteifert hätten!

Nun also ward es Licht.

Höchst lehrreich ist es, in der genialen Darstellung Moltke's[1]) zu beobachten, mit welch ernst abgewognem, aber dann genau entschiedenem Speerwurf des Gedankens der deutsche Feldherr seinen sorgfältig vorbereiteten, bereits in voller Ausführung begriffenen Plan nun plötzlich aufgab und seine Idee sofort der neu geschaffnen überraschenden Lage anpaßte[2]). Die

---

1) Gesammelte Werke III. 1891. S. 69; er hat sichtlich auch die einschlägigen Stellen in dem Generalstabswerke II. 1874. S. 981 genau überwacht, vielleicht dictirt.

2) Moltke a. a. O.: „Es ist immer bedenklich, einen einmal gefaßten, wohl überlegten Plan ohne die zwingendste Nothwendigkeit gegen einen neuen, nicht vorberechneten zu vertauschen. Auf Gerüchte hin und Nachrichten, die sich später vielleicht als unbegründet erwiesen, eine völlig veränderte Marschrichtung einzuschlagen, war nicht gerechtfertigt. Es mußten mancherlei Schwierigkeiten daraus erwachsen, die Anordnungen für den Nachschub von Lebensmitteln und Ersatz wurden durchkreuzt und zwecklose Märsche konnten auf das Vertrauen der Truppe in die Heeresleitung zurückwirken." (Und wie wurden damals die armen Franzosen hin und her geworfen! Kein Wunder, daß sie jedes Vertrauen in ihre Leitung verloren.) . . . „Man hat im Kriege vielfach nur mit Wahrscheinlichkeiten zu rechnen und das Wahrscheinliche ist meist, daß der Gegner die (für ihn) richtigste Maßregel ergreift. Als eine solche war

Franzosen haben Moltke — lange nach dem Kriege, bei seinem Tode — vorgeworfen, er habe zwar zu Hause langsam bedächtig Operationspläne ausarbeiten, nicht aber rasch sich in das Neu-Gegebne finden können. Ich dächte, sie könnten mit seiner Leistung in seiner Lage zu Bar-le-Duc zufrieden sein! Wenn sie aber lieber von einem Stümper besiegt sein wollen, so ist das schließlich ihre Sache. — Gerade Moltke sagt: „der Operationsplan kann sich nur auf den Aufmarsch erstrecken: weitere Beschlüsse können immer nur im Felde, — meist gleich nach dem Ergebniß des ersten Zusammenstoßes mit dem Feinde bemessen — gefaßt werden". [1])

nicht anzusehen, wenn das französische Heer Paris entblößte und längs der belgischen Gränze nach Metz marschierte. Der Zug erschien befremdlich, selbst etwas abenteuerlich, aber möglich war er doch. Der Chef des Generalstabes entwarf daher Mittags für alle Fälle ein Marschtableau . . ., das sehr bald zur Ausführung kommen sollte (nachdem die erwähnten Berichte aufgefangen waren)." Ueber die nationale Bedeutung des Buches von Moltke über den Krieg von 1870, das in keinem deutschen Hause fehlen sollte, s. meine kleine Schrift „Moltke als Erzieher". Breslau 1892.

[1]) Moltke, Gesammelte Werke a. a. O. S. 70.

Leicht ward es dem Feldherrn also nicht, den bereits eingeschlagenen Weg aufzugeben, und gen Norden zu eilen, um Mac Mahon abzufangen: denn er wollte lang gar nicht daran glauben, daß sich dieser auf den bei'm Mißlingen höchst gefährlichen Marsch so nahe der Gränze wirklich wagen würde: aber, dies einmal angenommen, traf er rasch und kraftvoll die gebotenen Maßregeln: war doch übrigens von jeher beabsichtigt, die Rheinarmee, wenn geschlagen, von Paris ab nach Norden (wo möglich über die Gränze nach Belgien), zu drängen.

Sogar uns Laien leuchteten bei der nun von uns in ihrer Absicht begriffenen gewaltigen Rechtsschwenkung nach Norden drei schwere Schwierigkeiten ein: alle Verpflegungs- und Munitions-Colonnen waren nach Westen befohlen und mußten nun nach Norden gerichtet werden: dieser Weg nach Norden führte aber durch die waldigen, unwegsamen Argonnen: vom Feind im Norden wußten wir nichts: Aufklärung hier war durch Reiterei ohne Hilfe von

Fußvolk nicht zu unternehmen und auch für das Heer ward das Ueberschreiten der Waldberge beschwerlich, da die Bevölkerung sich tödtlich feindselig zeigte.

Die Regierung hatte an die Bauern und Arbeiter Minié-Büchsen vertheilt und den Volkskrieg in's Werk gesetzt, ohne irgendwie die „Volkskrieger" von den friedlichen Einwohnern unterscheidbar zu machen: auch später, als das Franctireurwesen, unsrem Landsturm entsprechend, geschaffen wurde, verstieß diese Einrichtung auf das Aergste gegen die Vorschrift des Kriegsrechts, wonach ein Volkskrieger zwar gewiß nicht durch vollständige Uniform, aber doch durch ein bestimmtes, wirklich kennbares Abzeichen sich von den Nicht-Kämpfern abheben muß.

Wohlan: die Regierung der nationalen Vertheidigung — Gambetta — bestimmte als dies Abzeichen: „die blaue Blouse", die jedes männliche Wesen auf dem flachen Lande in Frankreich vom 10. bis zum 90. Jahre trägt! Freilich sollte durch den linken Aermel vorn ein rother Faden gezogen sein: äußerst

bequem! Der Bauer legte sich, den rothen Faden durch zwei Oeffnungen im Aermelsaum gezogen, mit der Büchse in den Waldgraben und schoß auf die Prussiens auf der Straße: drangen diese in den Wald und fanden ihn, so hackte er an einem Baume, das Gewehr lag in dem nächsten Laubstreuhaufen versteckt und den rothen Faden hatte er — verschluckt! Oft und oft haben wir es bei dem Zug über die Argonnen in den nächsten Tagen erlebt, daß dieselben Blau- blusen, die uns bei dem Einmarsch in ihr Dorf, die Hände in den Hosentaschen, die kurze Pfeife im Mund, als friedliche Bauern begrüßt hatten, fuhren wir spät in der Nacht weiter durch den dichten, finstern Berg- wald, aus diesem heraus auf uns schossen; ein par Mal wurden Turner — Nachzügler — getroffen.

Bismarcks Verwahrung gegen diesen Mißbrauch des Volkskriegs bei Gambetta verfing nicht: später, bei der Belagerung von Paris, ward der Unfug im Wald von Fontainebleau so arg, daß Streif- scharen hinein geschickt wurden mit dem Befehl, jeden

hier ergriffnen Bewaffneten zu erschießen. Ein befreundeter baierischer Officier erzählte mir: „am ersten Tag trafen wir Einen und erschossen ihn, am zweiten drei und erschossen sie: als ich aber am dritten vierzig fand, konnte ich sie doch nicht erschießen! Ich entwaffnete sie, ließ sie durchprügeln und — laufen". Das ist die deutsche — zumal baierische! — Hartherzigkeit des Monsieur Zola! Später konnte daher alles Ernstes die Frage aufgeworfen werden in einem Streitverfahren in Deutschland, ob der Zuruf „du Franctireur" eine Beleidigung sei! Das Edelste, der Landsturm im Volkskriege, war durch jene Mörder aus dem Busch heraus, die, ergriffen, die Civilisten spielten, in ein Schandwerk verkehrt worden.

Da nun doch noch immer nicht feststand, wo nördlich der Argonnen der Feind zu suchen sei, setzte Moltke am 25. August, Mittags 11 Uhr, den beiden Heeren (der III. und der Maasarmee) Marschbefehle[1])

---

[1]) Siehe diesen Marschbefehl vom 25. August 1870 wörtlich im Generalstabswerk II. S. 980.

auf für den 26. August, die diesen Zug nur ein wenig weiter nördlich richteten: statt nach Châlons nach Rheims: die im Laufe des Nachmittags eingetroffenen Nachrichten bekräftigten den Beschluß: in der Nacht vom 25. auf den 26. August gingen die vom König genehmigten Befehle an die Truppen ab: daher die geschäftigen Bewegungen, die uns am 26. August beunruhigten. Vor Allem aber sollte die Reiterei bis Buzancy und Vouziers vorstreifen, Klarheit über die Bewegungen Mac Mahons zu verschaffen.

Nachträglich hat Moltke den Franzosen gesagt, wie sie es hätten anstellen müssen am 26. August, da ein kräftiger Angriffsstoß Mac Mahons nach Süden die in weiten Abständen heranrückenden, noch schwachen Gegner von seiner Zugrichtung nach Metz würde entfernt haben; der französische Feldherr wollte aber weniger einen Angriff abwehren als einem solchen ausweichen, um unvermerkt Montmédy — den Punkt der Vereinigung mit dem Heere von Metz — zu

erreichen. Allein statt der erwarteten Waffenbrüder kamen — die Deutschen. „Der schwer zu durchdringende Schleier“ unserer Reiterei verbarg dem Marschall den Anmarsch seiner Feinde, der seinen Plan schon damals unausführbar machte.

Mein verehrter Freund, der damalige Oberst-Lieutenant von Verdy du Vernois (später Kriegsminister), war noch in der Nacht bis Fleury abgesandt worden, von der Maas-Armee, die am Frühesten Fühlung mit dem Feind erhalten mußte, falls derselbe wirklich auf Metz zog, Nachricht einzuholen. Alsbald meldete die sächsische Reiterei, daß in der That Grand-Pré und Chevières von den Franzosen besetzt und daß das ganze Heer, etwa 140 000 Mann, im Abmarsch nach Norden begriffen sei: so bestätigte sich die Voraussetzung von Moltke's neuem Plan: es galt also jetzt, in Eilmärschen Mac Mahon zu erreichen, ihn auf seinem Zug auf Metz aufzuhalten und den Geschlagnen ganz von Paris nach Norden, womöglich nach Belgien, abzudrängen: die Welt-

geschichte weiß, wie großartig das gelang und ich durfte es mit ansehen, mit erleben!

Unsere Colonne wurde auch noch am 27. August in Bar-le-Duc zurückgehalten, vermuthlich, weil die von Westen nach Norden vorwärts eilenden Truppen alle Straßen für sich brauchten.

Aber am Sonntag, dem 28. August, früh, brachen wir auf, mit dem Auftrag, in alleräußerster Beschleunigung den voran marschirenden Truppen so dicht als möglich auf dem Fuß zu folgen, denn nun seien alsbald Gefechte zu erwarten und unsere Hilfe auf den Schlachtfeldern erwünscht. Wie jauchzte mein Herz! Aber ich sollte noch lange warten müssen. Und dieses stete Zurückweichen des Feindes vor einem Zusammenstoß ergrimmte mich, machte mich ungeduldig. Der unaufhörlich hernieder strömende Regen gestaltete das Ueberschreiten der steilen, unwirthlichen, unwegsamen Waldberge, der im Gewölk finster dräuenden, schwarzgrünen Argonnen, zu einem düstern, unheimlichen Thun.

Das Fahren auf den elenden, steinigen und dann wieder zu Sumpf aufgeweichten Wegen ward mir unleidlich: auch riß mich die Ungeduld voran: in den fünf Tagen bis Sedan ging ich fast ununterbrochen zu Fuß und zwar, wie ich mir genau vermerkt habe, den Kilometer (meist) in 10 Minuten: die Wagen folgten weit hinter mir nach: übrigens durchaus keine besondere Leistung: trug ich doch nur den leichten Ranzen, indeß unsere wackeren Soldaten mit Waffen und Gepäck anfangs wenigstens (später nicht mehr) das Gleiche leisteten[1]): dann brauchten sie wieder die regelmäßigen 15 Minuten für den Kilometer (4 Kilometer = 1 Zeitstunde).

Wir machten in diesen Tagen immer erst ganz spät — wiederholt nach Mitternacht — Halt: und von Einbruch der Dunkelheit an hörten wir gar oft aus dem nun vollends undurchsichtbaren Busch-Dickicht

---

[1]) Allerdings trafen wir an allen Straßenrändern fußkranke Soldaten sitzen und liegen: die Marschleistung jener Tage lockte selbst dem lobkargen Moltke warme Anerkennung ab.

des finstern, schwarzen Waldes aus nächster Nähe Schüsse fallen: es waren Franctireurs, die auf unsere Bedeckungsmannschaft und auch wohl auf uns schossen: wenigstens wurden in der Nacht vor Mont Cheutin (s. unten S. 414) einer unserer Turner und ein par unserer armen Gäule getroffen.

Der Sturm heulte in den himmelhohen Ulmen und Eschen, der Regen schlug uns in das Gesicht, das Geschieße aus dem Hinterhalt war aufregend: damals, vor Mont Chentin, am 29. August, kritzelte ich mit Bleistift auf mein Vorrathsverzeichniß:

„Tagelang durch Sturm und Regen
Zieh' ich nun dem Feind entgegen
Und er stellt sich nicht zur Schlacht!
Ringsum Wald und ringsum Nacht:
Oede, drohend, finster, stumm: —
Haß und Mordgier schleichen um:
Aus dem Dickicht Schüsse knallen. —
Hier, vergessen, könnt' ich fallen
Und du würdest nie erkunden,
Wo und wie ich dir entschwunden.

XIII.

Karls und meine Aufzeichnungen an diesen Tagen sind gar kärglich: wir hatten fortwährend unter Weges Fußkranke, die doch wieder vorwärts wollten, nach Besorgung durch unsere Aerzte, auf die Wagen zu laden, in Sturm und Regen und eiligem Voranstürmen war nicht zu schreiben und in dem Nachtquartier sanken wir wie todt nieder auf die Streu, die jetzt meist die Betten ersetzen mußte. Die Verpflegung war elend: einen Tag erhielt ich nichts als ein Ei, das mir preußische Dragoner am Beiwachtfeuer sotten und am folgenden Tag ein Täfelchen Chokolade: denn bald brachte ich es nicht mehr fertig, das halb gar gesottne Fleisch eines soeben geschlachteten Hammels, den wir den Tag über gemüthlich auf den Kopf gepatscht hatten, abends hinunter zu schlingen: zumal jedes Gewürz fehlte, zuletzt, 1½ Tag

lang, auch Salz, das wir durch Schießpulver ersetzten. Ich gedenke, daß ich, der ich wahrhaftig nicht gefräßig bin, bei der Einfahrt in einen größeren Ort — ich weiß den Namen nicht mehr — wahres schmunzelndes Vergnügen verspürte, als ich in einem Schlächter-Laden ein erfreulich Stück Fleisch ausgehängt sah: ich ergriff die Zügel und ließ mein ausgehungert Bäuerlein geschwind absteigen und das Köstliche — für viele Francs — erkaufen, ehe es uns die Andern wegschnappten. Der sprang mit Freuden. Aber ich traf dann in der nächsten Straße auf ein par fußkranke Baiern, die mich nicht um Geld, nur um das Fleisch ansprachen. Die armen Teufel waren zurück geblieben — ohne Verpflegung —, einer war von den Franctireurs „naufgschossn", wie er wehrlos am Straßengraben saß und sein wundes Bein pflegte, sie hatten jedesfalles viel schärferen Hunger als ich und viel wackerer ihre Speisung verdient: ich gab ihnen das Filet und tröstete meinen Fuhrmann mit einer halben Flasche „Vin du pays".

Selbstverständlich war der Hunger auch Anderer unter meinen Gefährten noch viel schärfer als der meine, der ich wirklich nicht der „spîse gêre“. Und so will ich denn auch den Fahrtgenossen jetzt verzeihen, was ich ihnen — „lanräche“ — nachgetragen habe bis heute. Nach dem Nachtlager zu Mont Cheutin (s. unten S. 414) war ich am folgenden Tag aus Gründen, die wir kennen lernen werden, hungriger denn je: mein Fuhrmann entdeckte irgendwo in einem Dorf auf dem Wege nach Buzancy eine alte Henne, die ein noch älteres Weib feil bot. Ich erinnerte mich, daß eine solche, gesotten (mit Reis), gar nicht übel mundet und erstand „Gackeleia“ um viele Franken [1]).

---

[1]) Ueberhaupt: was uns, die wir kauften, nicht requirirten, die Franzosen an Geld abnahmen, wiegt einen guten Theil ihrer späteren Milliardenzahlung auf: ich mußte in Ligny mir ein Taschenmesser kaufen, weil mein bisheriges (übrigens nicht von einem Franzosen!) vom Tische weg gestohlen worden war: ich zahlte dafür 20 Francs, werth war es nach späterer sachverständiger — französischer — Schätzung 6 Francs! Da liegt es neben mir auf dem Tisch, mit seinen drei Klingen und seinem schon in Frankreich stark abgenutzten Pfropfenzieher.

In Buzancy angelangt, am Nachmittag, fand ich alle Hände voll zu thun und konnte, obwohl arg hungrig, an Speisen nicht denken: ich übergab meinem Fuhrmann „Gackeleia“, trug ihm auf, Reis zu kaufen, und den Turnern von B..... (nun, ich will sie nicht nennen, nachdem ich ihnen so eben edelherzig verziehen!), die auf dem Platz bei dem Südthor ein Beiwachtfeuer entfacht und sich sehr artig zur Siedung erboten hatten, zu überweisen: nach gethaner Arbeit wolle ich kommen und mich mit ihm an der Eier-Mutter laben: denn ob in der maßlos von Truppen überfüllten Stadt etwas zu beißen werde zu finden sein, schien sehr ungewiß. Nach vollendeter Arbeit, um 9 Uhr abends etwa, kam ich auf den Platz der Turner, fand aber nur meinen Fuhrmann, der jammernd berichtete, die Kerle hätten Huhn und Reis eifrig gesotten, aber sowie es gesotten, aufgefressen und seine Rechtsverwahrung ausgelacht. C'est la guerre! Aber es kostete mich wieder eine halbe Flasche „Trost“.

XIV.

Jedoch wir sind noch lange nicht in Buzancy, sondern auf den schlimmen Wegen von Bar-le-Duc über die Argonnen durch eine Reihe von Ortschaften, die weder mein Gedächtniß noch Karls Aufzeichnungen, die arg verwischten, sicher feststellen lassen: etwa die folgenden: Naives, Rumont, Erize-Saint-Dizier, Erize-la-Brulée, Belrain, Rosnes, Erize-la-Grande, Erize-la-petite, Chaumont-sur-Aire, Beauzée.

Hier ward gerastet: überall fanden wir die Bevölkerung höchst feindselig, ganz anders als auf den Strecken bis Bar-le-Duc. In Beauzée wollten uns die Leute durchaus nichts verkaufen: sie erklärten, sie hätten zumal nicht mehr Wein. Der Major erwiderte: „bringt ihr den Wein, bezahlen wir, was ihr verlangt: müssen wir ihn suchen und finden wir den abge-

leugneten, nehmen wir ihn ohne Bezahlung und legen euch Strafe auf". Das half: überall her kam das Versteckte zum Vorschein. Aber wir spürten nun auf Schritt und Tritt, daß wir in ein von der Regierung zum Volkskrieg aufgereiztes Land gekommen waren: „hatten die Deutschen bisher nur gegen den Kaiser Krieg geführt, so mußten sie jetzt nothgedrungen die Waffen gegen die Bevölkerung kehren. Das Franctireurwesen wurde den kleineren Unternehmungen lästig, ohne freilich den Gang der großen Operationen zu beeinflussen. Aber es mußte natürlich den Soldaten, der sich weder bei Tage noch bei Nacht mehr sicher fühlte, erbittern: es verschärfte den Charakter des Krieges und steigerte die Leiden des Landes". (Moltke a. a. O. S. 69.)

Auf diesem Wege erreichten uns verwundete Ulanen, die in der Nacht vorher von ihren Quartierwirthen im Schlaf mit Messern und Beilen waren angefallen worden.

Der unaufhörlich aus den niedrig ziehenden

Wolken herabströmende Regen und zumal der um die hohen Ulmenwipfel spinnende Nebel machten es in dem dichten, buschreichen Argonnenwalde am hellen Tage so düster, daß ich die Wagen vor mir und hinter mir kaum sehen konnte: auch kamen wir in dem Gewirr von sich kreuzenden Waldwegen und Holzpfaden für geraume Zeit von der richtigen Straße ab. Von Beauzée ging es weiter nach Evai (??) en Argonne, irgendwo über die Aisne, dann über Triaucourt, Gérigny nach Passavant. Hier fanden wir seit Weißenburg die ersten sichtbaren Spuren eines Gefechts: am Abend vorher waren unsere Truppen in dem Dorf von starker Uebermacht angegriffen worden: das Gefecht endete mit der Zerstreuung der Franctireurs in den Wald und Ergebung der Mobilgarden (angeblich 2000 Mann): zerschossene Thüren und Fenster zeigten die Wirkungen des Kampfes um die einzelnen Häuser.

Auf dem Weitermarsch geriethen wir in die Colonnen der Reserveartillerie des V. Armeecorps,

die in vollem Trab querfeldein und sausend über die Straßengräben jagten. Eine Fülle höchst malerischer Bilder drängte sich nun auf: es war ganz dunkel: aber überall in dem finstern, dichten Walde loderten die Beiwachtfeuer auf: freilich arg qualmend unter dem Nebel. So gelangten wir bis dicht vor Verrières: hier geriethen wir durch eifrig vorwärts trachtende Reitergeschwader und die Ungeschicklichkeit unserer Fuhrleute in arge Verwirrung und Bedrängniß: unsere Wagen sperrten den Reitern die diesen bestimmte Straße: so kamen sie von allen Seiten zwischen uns und konnten lange Zeit so wenig vorwärts wie wir.

Nach endlosem Warten, bei strömendem Regen und vielem gegenseitigen Schelten, bei dem wir Civilisten aber entschieden den Kürzeren zogen, ward die Straße für uns frei: aber nun erfuhren wir, daß mittlerweile Verrières, uns als Nachtquartier bestimmt, in diesen Stunden von Andern voll belegt sei und wir wurden aufgefordert, entweder die Nacht in Beiwacht

zu verbringen oder zu versuchen, ob wir in St. Ménéhould Unterkunft finden würden. Wir zogen diesen Versuch vor: denn das Uebernachten auf freiem Felde bei dieser Sintfluth war nicht lockend: ich war naß bis in die Haut hinein, mich fror, daß es mich schüttelte: damals wohl hab' ich mir den Keim des Fiebers zugezogen, das ein par Tage später ausbrechen sollte.

Also weiter nach St. Ménéhould: es waren nur etwa vier Kilometer: aber wir brauchten auf der überfüllten und tief aufgeweichten Waldstraße — stets steil Berg ab — viele Stunden, sie zurückzulegen: meine Hände, mein ganzer Leib starrten von dem Schmutz, aus dem ich mit drei Soldaten unseren unablässig stecken bleibenden Wagen weiterschob: auf der Brücke über die Auve stürzte einer meiner Gäule auf mich und quetschte mir schmerzhaft das Bein.

Endlich kamen wir in stockdunkler Nacht in die Stadt: lange währte es, bis der Major auf der Mairie Quartiere für uns erwirkt hatte: ich kam mit 8 andern, darunter Gareis, in das „Collège",

das als Lazaret eingerichtet und mit französischen Verwundeten — Mobilgardisten — aus dem Gefecht von Passavant ganz dicht belegt war. Neben diesen übelriechenden Nachbarn wollte ich nicht liegen: ich fand zuletzt einen kleineren Sal, in welchem auf Matratzen eine Anzahl von Knaben lag, den eigentlich berechtigten Insassen des Gebäudes. Nie werd' ich die bangen, verschüchterten Augen vergessen, mit welchen die armen Buben, halb noch im Schlaf, die neuen fremden Eindringlinge und Ruhestörer anstarrten: ich legte mich neben einen reizenden kleinen Kerl auf den nackten Boden, drückte ihm das Patschhändchen, legte dann den Finger auf meine Lippen, ihm Ruhe bedeutend und, noch meine Hand in der Seinen, schlief er gleich wieder ein. Ich aber schlief nicht in meinen triefend nassen Kleidern: fliegende Hitze im Kopf und schüttelnder Frost im übrigen Leibe hielten mich wach. „Nur nicht krank am Wege — am Wege in die Schlacht! — liegen bleiben!“ Dies Eine allein dachte ich durch die ganze Nacht.

Montag, den 29. August, sehr früh ward Appell geblasen; wir eilten zu den Wagen: (die größte Entbehrung in all' diesen Wochen war mir, daß sich. fast gar nie Gelegenheit und Muße bot, den unglaublichen Straßenstaub und Schmutz durch gehöriges Waschen — geschweige Baden! — zu beseitigen). Vor der Mairie sahen wir bei der Abfahrt zahlreiche Waffen jeder Art zerbrochen liegen: sie waren theils gefangnen Franctireurs, meist bei Passavant, abgenommen, theils bei den Haussuchungen versteckt aufgefunden und, da man sich mit der Erbeutung und Zurückschaffung nicht aufhalten wollte, zerbrochen worden; die Soldaten schalten bitter, da sich die meisten Gewehre mit zerhacktem Blei und mit Nägeln — an der Kugeln statt, — auch häufig mit Schrot geladen erwiesen.

Kurz vor dem Aufbruch traf ich, auf dem Marktplatz stehend, einen baierischen Artillerieofficier, den die Schärpe als Adjutanten bezeichnete und der eifrig in einer Carte studirte. Mit Freuden erkannte ich ihn:

es war Karl, der Bruder meines lieben Freundes Julius von Freyberg (oben S. 314). Nach herzlicher Begrüßung wies er mit dem Finger auf die Carte und sprach nachdenksam: „Jetzt, mein' ich, haben wir ihn."

„Wen?"

„Den Napoleon. Sehen Sie, heute Nacht war er hier, in Stenay. Unsere Avantgarde aber und die Sachsen stehen schon hier: bei Dun, Nouart und Champy, und da: bei Attigny und Vaneq: er kann uns nicht mehr aus! Oder er muß über die belgische Gränze. Nun, dann gehen wir hübsch nach."

Der Officier war mir als grundgescheit, als hervorragend begabt bekannt. Aber damals sah ich ihn betroffen an: ich glaubte, er sei ein wenig rappelig geworden. Drei Tage später „hatten wir ihn" wirklich, den Napoleon, sammt Mac Mahon und 104 000 andern Franzosen!

Gleich vor der Stadt mußten wir längeren Halt machen, Truppen vorüber und voraus ziehen zu lassen. Ein herrlicher, ein ganz großartiger Anblick bot sich

uns hier von einer Höhe an der Scheide mehrerer nach Norden, Nord-Osten und Nord-Westen sich gabelnder Straßen: denn alle diese Straßen und die fernen Höhenzüge, so weit das Auge reichte, waren bedeckt von unabsehbaren Colonnen unserer eilig vormarschierenden Heere! Es war prachtvoll!

Gerade hier, zu unsern Füßen, gliederten sich gewaltige Truppenmassen zu verschiedenen Marsch-Colonnen: es war das ganze V. Armeecorps! So viele Helme hatte ich meiner Lebtage nicht beisammen gesehen: wie blitzten sie im Strahl der Morgensonne, wie kriegerisch, wie nerven-aufreizend schmetterten die Signale der Trompeten, wie herausfordernd schrillten die Pfeifen! Auf dem Marsch nach Grand-Pré trafen wir dann auch noch die Württemberger.

An diesen prachtvoll-heroischen Morgen bei St. Ménéhould knüpft sich eine fast unmöglich scheinende Gedächtnißleistung. Etwa sechs — oder mehr — Jahre später in Königsberg betrachtete mich scharf, nachdem ich ihm vorgestellt war, ein hoher preußischer Officier:

dann sprach er: „waren Sie nicht — mit dem rothen Kreuz — in Frankreich? Ja? Gut: dann sind Sie es also. Nicht wahr, Sie waren in St. Ménéhould. Ja? Und Sie standen unter einem Krucifix auf dem Hügel vor der Stadt, als sich die Marschcolonnen theilten? Ich hielt geraume Zeit zu Pferd dicht neben Ihnen.“ Es war der ausgezeichnete damalige Commandirende des I. Armeecorps, General von Gottberg, der uns leider so früh (1878?) durch den Tod entrissen werden sollte. Da ich nicht das allermindeste Auffallende an meiner Erscheinung hatte und habe, streift ein solches Erinnerungsvermögen an das Wunder.

Unsere Fahrt an dem sonnenscheinigen Morgen — wie dankbar empfing ich die warmen Strahlen, die nun erst meine Kleider trockneten! — an den Berghängen hin, war auch landschaftlich schön: allein die kriegerischen Bilder ringsum — wir fuhren und gingen jetzt immer mitten in den Colonnen der Artillerie und der Munitionswagen —, diese prachtvolle „Staffage“ verdrängten gar sehr das Idyll der Landschaft.

Wir überschritten die Bionne bei Vienne-le-Château und gelangten nach Binarville: hier gab es langen, langen Aufenthalt: wir mußten ein Ulanenregiment, zwei baierische Artillerieregimenter und zahllose Colonnen Fußvolks an uns vorüber lassen. Endlich — schon ging die Sonne zu Golde — ward der Weg wieder frei: er bog nun von der Heerstraße der Truppen seitwärts ab in einen dichten buschreichen, undurchsichtigen Wald: man warnte uns vor den darin verborgnen Franctireurs: die Feldgensdarmen wollten uns nicht bei der einbrechenden Dunkelheit in den Wald lassen: es hieß, namentlich eine Brücke über die Aisne, die hier in der Nähe die Dormoise aufnimmt, sei von den Franctireurs unterminirt oder halb durchsägt, um deutsche Geschütze und Wagen in die Luft zu sprengen oder hinab zu stürzen. Preußische Dragoner, den Karabiner auf dem Schenkel, sprengten in den andern Wald zu unserer Linken, zu recognosciren; ihnen folgten höhere Officiere mit ihren Bedeckungen.

Wir aber fuhren rechtsab in den „schaurigen Wald“ (schreibt Gareis): es ward nun stockfinster um uns her: wir gingen, die widerstrebenden Pferde Schritt für Schritt am Zügel vorwärts zerrend, einen sehr schlimmen Weg: unzähligemale stolperten wir über die wie Schlangen über den Pfad ziehenden Knorrwurzeln: der erhöhte Steig war oft kaum breit genug für die Wagen: dieser Weg und ein par Knüppel-Stege über Waldbäche waren jedesfalles gefährlicher als einige Schüsse, die allerdings aus dem Waldinnern knallten und das schwarze Dunkel aufblitzend erhellten, aber uns vielleicht gar nicht galten: jedesfalles nicht trafen.

Nun aber kamen wir an eine steile Senkung des Weges: unten brauste und rauschte ein breites Gewässer (die Dormoise?): die Brücke ward sichtbar bei dem Schein der Laterne unseres ersten Wagens: ich führte den letzten. Der Major, der davorn war, ließ halten und überlegte: da hebt an deine ἀριστεία, o du mantelumflatterter Roßbach. Denn da verließest du deinen

Wagen — den zweiten — und erbotest dich, allein in das Haus (— wohl eine Mühle? —) dicht vor der Brücke zu gehen, aus dessen Fenstern ein rothes Licht schimmerte, und dich über den Zustand der Brücke zu vergewissern. Erfreut nickte unser Agamemnon und du, dem tapferen Sohne des Tydeus vergleichbar, wie er auf nächtliche Spähe auszieht: du gingst aber allein, nicht wie jener, von einem Odysseus begleitet, den Steilpfad hinunter, tratst in die Hütte, wo die Bauersleute bei'm Abendessen saßen, und „bewogst", nicht, ohne den „Revolver" (wie unsere Baiern sagten) zu zeigen, den Haussohn, der die völlige Unversehrtheit der Brücke betheuerte, als Wegweiser dir vorausgehend, zuerst die bedenklichen Balken zu überschreiten. Er sträubte sich so heftig, daß der Argwohn erweckt werden mußte, er fürchte sich eben vor der angeblich so sicheren Brücke. Du zwangst ihn schließlich, gingst unter seiner Führung über die Brücke, prüftest sie bei Laternenschein und kehrtest zu uns mit der Meldung zurück, alles sei sicher.

XV.

Bald nach Ueberschreitung des Gewässers gelangten wir aus dem Wald in's Freie und wieder überraschte uns ein herrlicher Anblick („eines der herrlichsten Bilder meines Lebens", schreibt Gareis): der weithin sichtbare Sternenhimmel schaute auf zahllose Wachtfeuer hernieder, deren rothe Lohe und weißlicher Rauch emporstiegen in langen, langen Reihen vor uns. An diesen Beiwachtfeuern zur rechten und zur linken der nun wieder erreichten Hauptstraße vorbei ging es noch mehrere Stunden fort: es war ganz spät in der Nacht, als wir Mont Cheutin erreichten, wo Roßbach, Gareis und ich Unterkunft bei einem Bauern (dem Maire?) fanden.

All die großartig poetischen Eindrücke dieses Tages

hatten doch nicht vermocht, eine sehr prosaische Empfindung in mir zu ersticken: einen wahren Heißhunger, den — bei fast völlig mangelnder Nahrung in den letzten Tagen — die Anstrengungen der etwa 16 Stunden Bewegung in freier Luft gebracht hatten. Mit Wohlgefallen also sog ich den aus der offnen Küche dringenden Geruch des leckeren Pot-au-feu[1], den die recht wohlwollende, gutgewillte Bäuerin mir in Aussicht stellte. Wir setzten uns erwartungsvoll an den reinlich gedeckten Tisch: mein Sitz gewährte den Blick auf die Thüre zwischen Küche und Wohnzimmer: die Frau stellte die dampfende Schüssel vor uns: da fiel mein Auge auf die Gruppe, die auf die Schwelle der Stube trat: der Vater, ein Kind auf dem Arm, und zwei größere an seine Seiten gedrängt: ich sah den heißverlangenden, langen Blick des etwa

---

[1] Aehnlich der „olla potrida" der Spanier, dem Grasy der Ungarn (? oder Slaven?): Fleisch — meist Hammelfleisch mit Kartoffeln und anderem Gemüse zu einer saftigen Einheit zusammen gesotten.

zehnjährigen Buben, ich sprang auf: „Das sollte wohl Euer Nachtessen sein?"

„Ja, Herr Doctor", antwortete der Bauer.

„Wann habt Ihr zuletzt gegessen?"

„Warmes zuletzt vor zwei Tagen. Ihre Truppen haben Alles genommen!"

„Alles", wiederholte die Frau.

„Ich habe so Hunger", klagte der Bub, mit den großen Augen die Schüssel verschlingend.

Natürlich trug ich dann — mit voller Zustimmung der Genossen, die jetzt erst merksam werden konnten — die Schüssel zurück. Wie leuchteten die Kinderaugen, aber die der Mutter wurden feucht.

Wir hatten auch genug an dem trefflichen Rothwein, den der Vater — jetzt! — hervorholte, dem harten Ziegenkäse und dem unvermeidlichen, trocknen Waizenbrod, das uns, wochenlang genossen im schönen Frankreich, das herzhafte Roggen-Schwarzbrod bitter vermissen ließ; wir kauften gar gern unsern Soldaten ihr Commißbrod ab.

Auf das fast allzu rührselige Drama von dem Pot-au-feu der Großmuth muß ich doch das am Morgen folgende Lustspiel Roßbachs folgen lassen.

Wir hatten zwar auf dem nackten Holzboden — mit nur leise angedeutetem Stroh! — geschlafen, — (wir entdeckten, daß wir gerade über einer in den Keller führenden Falltreppe zu liegen kamen, etwa hier versteckte Franctireurs hätten uns also — ein Riegel fehlte — in jedem Sinn „aufheben" können,) — aber doch, Dank der Ermüdung, vortrefflich geruht. Als wir uns an dem Ziehbrunnen endlich wieder einmal nach Herzenslust gewaschen, vernahmen wir ein eigenartiges Kullern, das uns der Truthähne gemahnte und richtig: — da stolziren aus dem Stall, in dem auch eine Kuh sichtbar ward, zwei prachtvolle „Piepstückel" (sagt man in München) hervor. Wuthentbrannt rief da der rasende Roßbach (oben S. 273): „Aber, Herr Professor! Da schauen Sie her! Glauben Sie, falls die Franzosen über den Rhein gekommen wären, noch eine einzige Feder liefe auf einem deut-

schen Hofe herum?“ Auch Freund Gareis muß das geopferte Pot-au-feu doch stark gewurmt haben: denn ich finde an dieser Stelle den Ausruf verzeichnet, „ist doch ein recht verlogenes, entfamtigtes Volk, diese Franzosen“.

Bei dem Aufbruch (Dienstag, den 30. August) spürten und merkten wir mit Wonne, daß wir nun, nach so langem Herumgerütteltwerden und im Schmutz-Stapfen weit dahinten in Sicherheit, doch endlich an der Spitze der Truppen und recht nah am Feinde waren. Die ganze Nacht war Marschbereitschaft befohlen gewesen, die Vorposten hatten wiederholt aus den Wäldern Feuer von Franctireurs erhalten. Die Stimmung stieg gewaltig: man fühlte, jetzt krachts bald. Ein Johanniter (Graf Pleß?) beauftragte unsern Major, uns bereit zu halten: man erwarte heute den Zusammenstoß mit Mac Mahon, dem der Weg nach Metz schon fast völlig versperrt sei: wir erfuhren ausnahmsweise einmal etwas von dem Geschehenen: preußische Ulanen hatten am 28. August im Gefecht mit

Chasseurs à Cheval bei Germont den Officier abgefangen, — Marquis de Grouchy — der Mac Mahons sämmtliche Anordnungen für den 29. August an General de Failly bringen sollte: so kamen sie statt zu Failly zu — Moltke! Am 29. August hatten die Sachsen in einem glücklichen Recognoscirungsgefecht bei Nouart, nur etwa 25 Kilometer — sechs Marschstunden — nordöstlich von uns, die Division Lespart zurück getrieben.

Wir öffneten nun die Verbandzeugkisten, vertheilten die Sachen nach angemessner Weisung der Aerzte, die sich mit Bestecken versahen, und brachen auf gen Norden.

Unablässig sprengten an unsern Wagen Ordonanzen und Reiterpatrouillen vorbei: die Bilder — und die Schrecken! — des Krieges drängten sich immer häufiger, dichter, greller: auf den Straßen standen weinende Weiber und Kinder: in den Zügen der Männer malte sich mehr tiefste Entmuthigung als Trotz.

Nach starken Vorpostenpatrouillen, die voraus eilten, die Wege aufzuklären, hörten wir von hinten her das Getrappel zahlloser Pferde: wir hielten und

— welch ein Schauspiel! An uns vorbei brausten in schärfster Gangart, im raschesten Trapp, zuweilen im Galopp, sechs deutsche Reiterregimenter!: je ein Regiment brauner, rother, schwarzer Husaren, ein Cürassier-, Ulanen-, Dragoner-Regiment, darauf einige leichte Batterien: die französische Erde zitterte und dröhnte unter den Hufen der deutschen Rosse.

Endlich erhielten wir Befehl, wieder aufzubrechen: es ging nun in die Ardennen: überall lagen an den beiden Seiten der Straßen verlassene, oft noch glimmende Wachtfeuer. Ueber Senuc erreichten wir Grandpré: hier war das Hauptquartier des Königs, daher fluthete da eine Menge von höheren Officieren: mit Mühe gelangten wir durch Artillerie-Colonnen nach dem Dorfe Thénorgues: hier gewährte eine Höhe weiteste Fernsicht: wieder waren alle Straßen und die Hügelkronen von Colonnen bedeckt; zahlreiche Reiterei stand gefechtsbereit auf den Feldern: baierische Artillerie jagte rasend den steilen Berg hinan, dann, ohne Weg, wieder auf die Straße, über weite Gräben

hinwegsetzend, daß wir meinten, Roß und Reiter und Geschütze, mußten stürzen: unversehrt kamen sie hinüber. Da! Plötzlich schallten von Norden her schwere, dumpfe Schläge und gleich darauf prasselndes helles Knattern an unser Ohr: ohne Zweifel Kanonen- und Gewehr-Feuer! Das erste seit Vendenheim!

Im Trabe, so gut ihn unsere Gäule leisten konnten, geht es nun voraus bergabwärts auf das ferne Feuer zu, das fortdauert. Wir werden überholt von Baiern: Chevauxlegers, Fußvolk, Geschütz. Die Schlacht von Beaumont ist im vollen Gange, nur etwa 2½ Stunden vor uns. Ach aber es geht so langsam vorwärts mit uns! Da werden die ersten Verwundeten gebracht: es sind nur leicht Verletzte, die man über die nächsten Lazarete — in Buzancy — hinaus weiter rückwärts zu schaffen trachtet, Platz für die nicht Fortzubringenden zu wahren.

Die geleitenden Sanitätssoldaten bitten um Verbandzeug: Gareis, der zum Magazinverwalter ernannt, trefflich Ordnung hält, vertheilt nach Weisung

Roßbachs, Oehlers und der andern Aerzte Keilkissen und dreieckige Bandagen.

Nun wieder vorwärts: das Schießen wird immer vernehmlicher. Welche Spannung! Da rasselt abermals von rechts, vom Felde her, ohne Weg, baierische Artillerie über zwei breite Straßengräben.

Diesmal fällt ein Geschütz: im Nu ist es wieder aus dem Graben gehoben und weiter braust's durch den Staub.

Jetzt kommen baierische Chevauxlegers aus der gleichen Richtung angejagt: sie fliegen nur so über die Gräben! Da stürzt ein Officier: sie heben ihn auf, sie bringen ihn zu uns: ich erkenne ihn: es ist der Major von Egloffstein, als einer der schneidigsten Reiter und trefflichsten Reiterführer in Baiern bekannt: er verbeißt den Schmerz; Oehler untersucht ihn, da fährt er zusammen: „Geschwind, Herr Doctor, geschwind. Ich muß gleich wieder auf den Gaul. Die Franzosen sind geschlagen. Wir sollen nach hauen. Ich m u ß die Attaque mit reiten: — um jeden Preis. Hören Sie! Ich muß.“

„Es ist das Schlüsselbein gebrochen,“ sagt der dicke Oehler bedächtig. „Wenn Sie sich jetzt nicht schonen, giebt es eine arge Geschwulst und lange Schmerzen.“

„Egal! — Aber reiten kann ich?“

„Ja, reiten können Sie, wenn Sie durchaus wollen.“

„Ob ich will! Ich muß, sag' ich Ihnen.“

Ich halte Oehler das Verbandzeug hin, der verbindet den Zuckenden und gleich darauf jagt er hinter seinen Reitern her wie der Sturmwind!

Wieder ward die Straße frei und wieder eilten wir vorwärts, stets näher dem Kanonendonner: mein guter Elsässer Bauer zitterte so, daß ich ihm die Zügel aus der Hand nahm. Allmälig gelangten wir durch das ärgste Gewirr von Truppen, Geschützen, Wagen nach Buzancy, wo der König und der Kronprinz das Hauptquartier aufgeschlagen hatten. In dem überfüllten Städtlein brachten wir mit Mühe unsre Wagen in einer Brauerei unter, ich ward vom Major in ein Lazaret geschickt, es mit unsern Vor-

räthen zu versehen und die Listen der — ungezählten! — französischen Verwundeten zu führen, eine Aufgabe, zu der mich der gute Herr, der eine sehr übertriebene Vorstellung von meinem vortrefflichen (!) Französisch hatte, immer wieder heranzog. Nun, sein Wahn hatte den Vortheil für mich, daß ich vielmehr von französischen Patois und von den Franzosen selbst kennen lernte als bei anderer Verrichtung möglich gewesen wäre. Ich war bis gegen Abend in dieser Arbeit.

XVI.

Einstweilen hatte Gareis Quartier für sich, Roßbach und mich besorgt in einem sehr stattlichen Hause offenbar reicher Leute (welches Standes?). Als ich nach vollendeter Arbeit (und mißglücktem Versuch auf meine alte Henne oben S. 398) dorthin kam, traf ich vor der Thür einen Adjutanten von der Tanns, (Namens Unterrichter?) einen Bekannten von Gareis, der allerlei „Verbandzeug“ von uns heischte und uns den ersten Bericht über den Verlauf der Schlacht bei Beaumont erstattete: er pries sich glücklich, diesen Tag erlebt zu haben: welch warmes Wort von einem der sonst — mit Recht — so zugeknöpften Officiere! Nur eine Stunde weiter nördlich: und ich stand da und hörte immer noch — in sicherer Ferne! — schießen!

Am Abend schlenderte ich durch den weiten,

baumreichen, schönen Garten, an dessen hohen Steinmauern vorüber unaufhörlich durch die breite Straße Truppen aller Waffengattungen, zumal aber Artillerie, trotteten, trabten, rasselten. Es war ein ohrenbetäubender, ein überwältigender Lärm, der uns Deutschen schon nicht leicht zu ertragen war: — Gareis schreibt: „mit Lebensgefahr gingen wir mehrmals in dem Haus ein und aus durch die zweifachen Colonnen von Kanonen, Wagen und Reitern“: — wie mochte das Gedröhn erst auf die Franzosen wirken? Ich sollte es erfahren. In dem großen, mehrstöckigen Hause war — wie immer — kein weibliches Wesen zu sehen [1]).

Als ich nun bei meinen Rundgängen durch den

[1]) Nebenbei bemerkt hat von Gewaltthätigkeit von Deutschen gegen Frauen in dem ganzen Feldzug niemals etwas glaubhaft verlautet, während eine junge deutsche Marketenderin sich der Vergewaltigung durch zwei Franctireurs nur dadurch erwehrte, daß sie im letzten Augenblick (mit Hilfe ihres herzu eilenden Vaters) die Unholde von dem Steilrand des Weges in den Abgrund stieß. Dies eine kleine Antwort auf Herrn Zola's Darstellungen.

Garten an einem an die Straße stoßenden steinernen und fest verschlossenen Eckthürmlein der Mauer vorbeikam, glaubte ich Weinen und Klagen daraus dringen zu hören. Auf wiederholtes Pochen — ich wollte helfen oder trösten — ward endlich aufgethan.

Auf den Bänken, die durch die herabgelassenen Gitterläden Ausspähung auf die Straße gewährten, kauerten und standen etwa vier bis sechs junge Mädchen, Töchter oder Verwandte des scheinbar sehr reichen Hauses, die hier vor den Barbaren versteckt worden waren: — ziemlich überflüssiger Weise, muß ich so ungalant sein, zu sagen (ich komme wohl nie wieder nach Buzancy und schöner sind sie in diesen 24 Jahren schwerlich geworden): denn sie hatten nicht einmal jene Anmuth, die den Französinnen auch in Ermangelung von Schönheit sehr oft eigen.

Nachdem sie sich über meinen wenig fürchterlichen Anblick — trug ich doch nicht Uniform — beruhigt, fragte ich (mit der seit Wochen geläufigen Wendung), warum sie eigentlich weinten: — denn sie hatten alle

geweint und weinten noch: — ob à cause de la France ou à cause de la perte d'un membre de famille? u. s. w. Als aber die Hübschſte die dunkeln Augen zu mir aufschlug und, auf die vom Fußtritt zahlloser deutscher Krieger dröhnende Straße weisend, leise schluchzte: „o non, Monsieur, nous pleurons parce que'ils sont . . . tant", da ergriff mich tief die Richtigkeit dieser Begründung — es muß fürchterlich sein, sein Vaterland von einer Unmasse siegreicher Feinde durchstampft zu sehen! — und mit einigen — wahrscheinlich sehr ungeschickten — Worten des Trostes verzog ich mich.

Darauf folgten noch einige Stunden Arbeit in den mit Verwundeten, zumal Franzosen aus dem Gefecht bei Buzancy vom 28. August, aber auch zahlreichen Kranken überfüllten Lazareten — 3 an der Zahl —. Dann gab es häßlichen Streit mit dem „Chef" d. h. dem Koch(!) eines Prinzen (— es waren mehr Prinzen [und zumal mehr prinzliche Köche!] im Felde als der Kriegszweck wohl streng genommen erheischt hätte: —),

der ein Bett, dessen wir für einen verwundeten preußischen Officier bedurften, durchaus nicht räumen wollte: ich bin als $1/6$ Franzose (I. S. 1 f.) eigentlich nicht grob, aber als (erzogener) Baier kann ich diese Tugend erforderlichenfalls genügend entfalten: — nur tritt sie dann mehr als spitze Schärfe denn als breite „Gröben“ (altbaierisch) auf.

Damals nun ärgerte ich mich „schlagrührend“ (sagt man in Königsberg) über diesen feisten Jünger Vattels und mein lautes „Zureden“ unter Hinweis auf die „eventuellen“ Dragoner unserer Bedeckung unten im Hofe genügte schließlich, das Bett zu erzwingen.

Es war dunkel, als ich wieder nach Hause kam; auch hier waren alle Räume von prinzlichen Bedienten besetzt. — Auf unserem Tisch brannten zwei Lampen, durch die halboffne Thür sah den Schein ein miteinquartierter Civilist: in der artigsten Weise fragte der alte Herr eintretend, ob wir nicht Eine entbehren könnten: er habe wichtigste Dinge für den König zu schreiben. Selbstverständlich trug ich ihm die Eine

auf sein Zimmer und stellte sie auf einen höchst wackeligen, ausgedienten Tisch, auf dem er bisher bei dem Licht eines Stearinstümpleins geschrieben. Der feine Herr mit vornehmsten Manieren war, wie wir später erfuhren, kein Geringerer als der Chef des Civilcabinets des Königs: Herr von Wilmowsky. (In dem Haus uns gegenüber war der Kronprinz mangelhaft einquartiert.) Sogar Moltke, gewiß kein Prinzenfeind, hat sich über diesen Unfug bitter beklagt: er schreibt[1] zu diesem Abend: „Da man alle näheren Ortschaften mit Verwundeten belegt fand, war der König nach Buzancy zurückgeritten. Wie schon in Clermont, machte sich hier die schwere Belästigung geltend, welche aus hunderten von hohen Gästen und ihrem Gefolg erwuchs, wenn das Hauptquartier nicht immer nach großen Städten, sondern auch einmal nach den militärisch richtigen[2] kleinen

[1] Moltke a. a. O. S. 92.

[2] Eine kürzlich erschienene Schrift (von Hönig) über die Schlacht von Vionville-Mars la Tour tadelt es, daß nach der-

Orten verlegt wurde. Nur mit größter Mühe gelang es, spät in der Nacht ein Unterkommen für diejenigen zu erlangen, welche für den folgenden Tag die nöthigen Befehle vorzubereiten hatten." Das war aber vor Allen der greise Feldmarschall selbst. Welche Verurtheilung des Unwesens der „vielen hohen Gäste und ihres Gefolges" in dem Hauptquartier liegt in diesen knappen Worten! Hoffentlich bewirken Moltke's vorwurfsschwere Worte, daß in dem nächsten Feldzug nicht so viele Ueberflüssige den Platz derjenigen wegnehmen, welche die „nöthigen Befehle für den folgenden Tag vorzubereiten haben".

Und welche Gedanken, welche Anordnungen beschäftigten in jener Nacht den nimmer müden Alten: keine geringeren als jene, welche die Wunder von Sedan schufen; es war bereits ins Auge gefaßt (s. oben S. 406), daß die Armee von Châlons genöthigt

---

selben das Hauptquartier des Königs nach Pont à Mousson zurückverlegt ward.

(„Richtigen", nicht „wichtigen", hat Moltke hier geschrieben.)

werden könnte, auf neutrales Gebiet überzutreten, und auf diplomatischem Wege wurde die belgische Regierung aufgefordert, in diesem Falle für die Entwaffnung Sorge zu tragen, „die Truppen aber wurden angewiesen, unverzüglich ebenfalls die Gränze zu überschreiten, wenn dort der Gegner die Waffen nicht niederlege“.

Solche Dinge wog schon in jener Nacht der vorschauende Meister, wachend in dem Häuslein dicht neben uns, während die Genossen, erschöpft von unserer allerdings nicht ganz geringen Anstrengung der letzten Tage und Nächte, in schwerem Schlafe lagen. Ich fand keinen Schlaf: ich grämte mich, die so nahe Schlacht nicht erreicht zu haben! Das Gerassel der durchziehenden Geschütze und Wagen währte die ganze Nacht: unter dem Gedröhne zitterte das Bett, in dem ich erwartungsvoll dem Morgen entgegen harrte.

XVII.

Am Morgen des 31. August (Mittwoch) ganz früh erhielten wir vom Fürsten Pleß den Befehl, schleunigst nach Beaumont zu eilen und dort Hilfe auf dem immer noch nicht „aufgeräumten“ Schlachtfeld zu leisten; ich ließ Roßbach und Gareis rufen, die in dem Hauptquartier des (eben nach Beaumont abgegangenen) Königs sich verwundeter Baiern und Franzosen annahmen. So rasch unsere Klepper laufen konnten, strebten wir auf dem hügeligen Gelände über Bar und Belval durch Colonnen von Truppen und Train vorwärts. Es sind nur etwa 18 Kilometer: aber wir brauchten lange zu der Fahrt. Massen von Gefangenen, auch zahlreichen Verwundeten, meist Franzosen, sperrten die Hauptstraße, von

der wir daher in einem größeren Dorf (Sommauthe?) in eine Nebenstraße abbogen.

In Beaumont angelangt, überzeugten wir uns (— mit Schaudern! —), wie unzureichend, bei bestem Willen, die von den Sanitäts-Soldaten geleistete, wie nothwendig die freiwillige Hilfe war: auf allen Straßen lagen auf dem Pflaster, im Staub und Schmutz, die Verwundeten umher — nach 24 Stunden! Das Gedränge von Verwundeten, Gefangenen, requirirten Bauerwagen war so arg, daß unsere Wagen nicht weiter fahren konnten: wir ließen sie, längst wieder zu Fuß gehend, auf dem Marktplatz bei der hübschen, gothischen Kirche stehen und eilten, schwer beladen mit Verbandzeug und Arzeneien und Wein, unter Führung unserer Aerzte, auf das hart vor der Stadt beginnende Schlachtfeld.

Um aber zu erklären, wie es zu dieser Schlacht bei Beaumont kam, muß um ein par Tage zurück gegriffen werden.

Die französische Reiterei leistete damals durchaus

nicht Genügendes im Aufklärungsdienst: — ein Theil derselben befand sich in der Nachhut, ein anderer auf der in keiner Weise gefährdeten linken Flanke, während doch Erkundung auf der rechten so dringend nothwendig gewesen wäre. — Dagegen erwarben sich gerade in jenen Tagen die deutschen Reiter[1]) durch Kühnheit und Findigkeit höchste Verdienste. Allerdings hatten sie auch Glück: so in der zweimaligen Auffangung von Generalstabsofficieren mit wichtigsten Befehlen und Berichten. Die französischen Abtheilungen aber irrten wie im Nebel herum, ohne Kenntniß von den Bewegungen des ihnen so nahen Feindes, den sie für stark hielten, wo er schwach war und umgekehrt: falsche Angaben aus Paris über die Stellungen der III. Armee steigerten das Irrsal. Es war ja auch seltsam, daß damals die beiden feindlichen Heere an einander vorbeimarschirten: das fran-

[1]) Mit deren Leistungen nach dem Tag von Wörth bis zu den Entdeckungen in Châlons Moltke nicht übermäßig zufrieden war, s. oben S. 381.

zösische in weitem Bogen nach Osten auf Metz, das deutsche gerade aus nach Westen auf Paris.

Schon um 3 Uhr nach Mittag des 27. August hatten die Sachsen die Maasübergänge bei Stenay besetzt, ja den Fluß bereits überschritten, die Bewegungen der Franzosen (V. Corps) aus Buzancy auf La Chêne und Beaumont erkannt, die sächsischen Reiter bis Nouart vorgezogen: man konnte erwarten, die Franzosen noch am linken Maasufer zu treffen. Mac Mahon, der die nördlichste (gefährlichste!) Straße nach Metz hätte einschlagen müssen, erkannte, daß auf das Entgegenziehen Bazaine's nicht mehr zu hoffen sei, daß er selbst nicht mehr nach Metz gelangen könne und beschloß — sehr richtig! — abermals den Rückzug nach Paris. Zwar auf diese Meldung telegraphirte der Kriegsminister den bestimmtesten Befehl, Metz zu entsetzen, unter der falschen Angabe, Mac Mahon sehe nur Theile der deutschen Belagerer von Metz vor sich, vor der III. Armee (des Kronprinzen) habe er einen Vorsprung von mehreren

Tagen voraus. Der Marschall mußte wohl gehorchen und ertheilte Gegenbefehle: „Halt! Und abermals nach Nordosten!“ Aber diese Befehle erreichten die Truppen spät, nachdem sie schon weit nach Südwesten abgezogen waren: durchnäßt von tagelang strömendem Regen, ermüdet durch Märsche und Gegenmärsche auf schlechten Wegen, waren sie nur noch wenig leistungsfähig. Den 28. und 29. August hielt die Maasarmee des Kronprinzen von Sachsen sich noch absichtlich von Zusammenstößen zurück, die III. Armee, deren entferntestes Corps (das VI.) erst St. Ménéhould erreicht hatte, aufrücken zu lassen. Am 29. August ward abermals ein Befehl Mac Mahons an de Failly (V. Corps, abgefangen, dadurch abermalige Verzögerung. Nun befahl Mac Mahon für den 30. August den Uebertritt aller Corps auf das rechte Ufer der Maas auf den allein noch freien Strecken nördlich von Dun und Beaumont: dem unseligen V. Corps unter de Failly fiel die Aufgabe zu, den Abzug der beiden andern (des I. und des VII.) nach

Norden zu decken: die Scharen de Failly's, „durch Gefechte und Nachtmärsche auf das Aeußerste ermüdet" (Moltke S. 17), hatten erst um 4 Uhr Morgens die Gegend von Beaumont erreicht: de Failly ließ sie also den Vormittag über abkochen und wollte erst am Nachmittag aufbrechen. Aber „obwohl man die Deutschen so nahe wußte, wurden Sicherheitsmaßregeln so gut wie gar nicht getroffen".

Ja, wirklich, höchst erstaunlicherweise war der Vorpostendienst der kriegsgeübten Franzosen, die doch wahrlich in Afrika genug Veranlassung hatten, den Schutz gegen plötzliche Ueberfälle zu lernen, völlig vernachlässigt; sie hatten in dem (von Zola) erwähnten Wäldchen, durch welches der Anmarsch der Deutschen erfolgen mußte, gar keine Vorposten aufgestellt[1]): so kam es, daß die lagernden Truppen gerade beim Abkochen — die Reiterei und Artillerie hatten die Pferde in die Tränke geführt — vollständig überrascht wurden,

---

[1]) Also waren Zola's freierfundener Spion und Waldpfad gar nicht erforderlich.

und zwar nicht etwa durch flinke Reiter oder unhörbar heranschleichende Jäger, sondern durch — Artillerie, die ungedeckt — nur von wenigen Ulanen geführt, die zuerst die französische Mittags-Idylle erlauscht, — bis an den Saum jenes Waldes vorfuhr und plötzlich Granaten unter die Schmausenden warf. Welch' besinnungsloses Entsetzen die Ueberfallenen ergriffen, das zeigte uns nun noch am andern Tage der Anblick der beiden Lager: ohne nur an Widerstand zu denken, müssen hier — zu spät suchten sie es in anderer Stellung gut zu machen — die Feinde in entmannendem Schrecken alles haben stehen und liegen lassen, wie es bei den ersten Schüssen stand und lag[1]; denn in beiden Lagern, in einem Umkreise von etwa 1½ Stunden, fanden wir Alles, was ein Heer an Waffen, Munition, Kleidung, Geräth aller Art, Material und Lebensmitteln denkbarerweise mit sich führen kann, in unabsehbaren Mengen hingestreut; Tornister und

[1]) Dreiunddreißig Munitionswagen ließen sie im Stich; über 3000 meist unverwundete Gefangene verloren sie.

Gewehre lagen schon in den Gräben der Landstraße weit vor dem Lager: aber in diesem selbst fanden sich ungezählte Feldmützen, Käppis, Helme, Uniformröcke, Hosen, Strümpfe, Schuhe, Tornister mit jedem möglichen Inhalt, Chassepots, Yatagans, Pistolen, Carabiner, Küchengeräth aller Art, Zelte und Zeltstangen, todte und verwundete Pferde, Munitions- und Proviantwagen, zerschossene Laffetten und auch noch eine mächtige Kanone in Mitte des getödteten Gespanns. Noch hingen die Kochkessel mit ihrem halb verschütteten, halb gar gekochten Inhalt von Gemüsen, Hülsenfrüchten, Fleisch über den gekreuzten Stäben der plötzlich verlassenen Feuer.

Die ersten Zeichen des Gefechts und der wirren Flucht der Franzosen stießen uns auf, als wir durch jenes Zola'sche Wäldchen hinabstiegen, das von Nordost nach Südwest sich gegen Beaumont senkt; dieses Städtchen liegt in einem weiten rings von Anhöhen umzogenen Thal; hier hatte der linke Flügel der Armee Mac Mahons gestern campirt, die Division

de Failly's, während das Centrum bei La Chêne stand. Zwei durch die Landstraße getrennte große Zeltlager waren südlich vor der Stadt, ein drittes auf einer Hochebene nördlich hinter der Stadt aufgeschlagen gewesen.

Wir rückten auf der Landstraße in das Städtchen Beaumont ein, dessen Häuser wenige Spuren des Kampfes zeigten: die Franzosen hatten sich erst auf der Höhe jenseit der Thal-Mulde wieder gestellt. Höchst malerisch nahmen sich die auf dem Friedhof vor der hochgelegenen Kirche in bunten Gruppen zusammengedrängten Gefangenen aller Waffengattungen aus, wie sie in dem gewölbten Portal lehnten, oder an den Gräbern kauerten, oder auf dem breiten Mauerrande saßen und lagen. Zahlreiche Häuser waren von den deutschen und französischen Militärärzten als Verbandplätze und Spitäler eingerichtet; auf den Straßen trieben sich auch Mitglieder der französischen freiwilligen Hilfscorps umher, deren theatralischer Aufputz mit — fußbreiten — rothen

Schärpen, Gürteln 2c. aber bemerklicher war als ihre werkthätige Hilfe; ich wenigstens habe nie gesehen, daß einer dieser höchst malerischen Herren Hand angelegt hätte, so dringend das Bedürfniß danach rief.

Doch auch wir sollten nicht hier, wie unsere ursprüngliche Weisung gelautet, zur vollen Arbeit kommen; in richtiger Voraussicht der für den nächsten Tag bevorstehenden blutigeren Kämpfe ertheilte man uns den Auftrag, noch bis Chémery vorzugehen und uns für den kommenden Morgen bereit zu halten; so wurde denn nur kurze Rast gemacht, in welcher die Pferde Futter erhielten. Ich eilte aus den Gassen der Stadt auf das Schlachtfeld in die überfallenen Lager, dort nach Kräften zu helfen. Links auf dem Wege dahin wurden in einem großen Steinbruch abermals etwa tausend Gefangene bewacht; im Vorbeigehen vernahm ich, es sei ein französischer Curé darunter, der, weil er aus seinem Fenster auf unsere eindringenden Truppen gefeuert, in einer Stunde erschossen werden solle. Ich hielt

das Gerede für eine der vielen Erfindungen ähnlichen Inhalts und verfolgte meinen Weg auf das weite Blachfeld, wo ich Sanitätssoldaten und Ambulanzen in voller Thätigkeit sah.

Wenige Schritte noch und ich stand vor dem ersten Todten, den ich auf einem Schlachtfeld liegen sah, einem französischen Capitän vom 75. Regiment, der, den durchschossenen Kopf nach unten, am Rande des Abhangs lag: er sah ziemlich grauslich aus: aber ich zwang mich, die Leiche zu betrachten: er war völlig ausgeplündert, alle Taschen herausgezogen. Diese Beraubung der Leichen fand ich überall, zumal wenn eine Nacht über das Schlachtfeld hingegangen war.

Bei der weiten Ausdehnung der Gefechtsfelder und der großen Zahl der Getroffenen scheint alle Wachsamkeit der Posten und der (ausgezeichneten) Feldgensdarmen nicht auszureichen, diese Gräuel zu verhindern: hier, bei Beaumont fand ich fast alle Leichen ausgeraubt, die Tornister, um die langsame

Aufschnallung zu ersparen, mit einem Fußtritt eingestoßen, die Taschen der Gefallenen umgekehrt. Außer den Einwohnern und den berufsmäßigen „Hyänen des Schlachtfeldes“ mögen wohl die vielen Tausende von Fuhrleuten, die von den Heeren mitgeführt werden, solcher Plünderung sich häufig schuldig machen.

Nun in die Reihen der umgestürzten, niedergetretenen Zelte voranschreitend, konnten wir erst völlig das Bild der entsetzten Flucht überschauen, die hier urplötzlich alles und jedes Erdenkliche, was ein Heer nur mit sich führt, im Stiche gelassen und preisgegeben hatte, das nackte Leben zu retten; die Ueberraschten müssen geglaubt haben, beflügelt, wie ihre Granaten, fallen die deutschen Streiter aus der Luft über sie her: hie und da standen die Chassepots noch in Pyramiden gehäuft, die Pferde, heil, wund und todt, standen und lagen noch mit der Schlinge um die Fessel an die Zeltstangen gebunden, das Feuer glimmte noch unter dem Kessel mit den

eingeschnittenen Rüben: einen Soldaten fand ich, das Stück Fleisch für sein Mittagsmal in der Linken, das darauf zu streuende Salz in der Rechten und — einen Granatsplitter in der Brust. Die noch unbegrabenen in beiden Lagern angetroffenen todten Franzosen schätze ich auf etwa dreihundert — Verwundete wurden immer noch fortgeschafft — die Preußen auf etwa vierzig; diese waren meist durch Chassepotschüsse in den Kopf getroffen von den vielleicht zwölfhundert Schritt entfernten Höhen jenseit Beaumont; Bajonnet- oder Säbelwunden trafen unsere Aerzte hier gar nicht an. Die Franzosen hatten auch ihre Officiere, todt und verwundet, zahlreich liegen lassen, während ich weder hier noch bei Mouzon noch bei Sedan noch irgendwo auf dieser ganzen Fahrt, einen deutschen Officier von seinen Leuten auf dem Schlachtfelde verlassen gefunden habe. Einen großen Bestandtheil der eine Wahlstatt bedeckenden Fundsachen machen die Briefe und Aufzeichnungen aller Art aus, die, aus den auf-

gerissenen Tornistern und Brusttaschen gefallen, vom Ungefähr zerstreut werden: ich hob sie hin und wieder auf: Sorgen der Mütter, Sehnsucht der Bräute, von Thränen halbverwischte Zeilen — der Herbstwind jagte sie über die blutige Haide! Da schreibt eine alte Dame aus Valence, aus den sonnigen Reben- und Pfirsich-Geländen des goldenen Rhône, an ihren Sohn, den Vicomte de Latronne(?), Lieutenant im 75. Regiment: sie danke Gott, daß er ihn bei „Wißemborge" so wunderbar gerettet: der Kaiser müsse ja nun bald Frieden machen, und sie bete alle Tage ...., der Rest war, von Blut überströmt, unleserlich; um den feinen aristokratischen Mund des Gefallenen aber spielte noch ein Zug bittersten Schmerzes; zwischen Nasenwurzel und Augen war die tödtliche Kugel eingedrungen. Wo war der Schütze groß gewachsen, der so scharf gezielt? Auf der umbrandeten Düne der Nordsee oder auf den grünen Alm-Wiesen der Loisach?

Gräßlich waren die Wirkungen der deutschen Granaten. In der ersten Zeltreihe fand ich fünf,

in der zweiten sechs durch Einen Schuß dahingestreckt: — die letztere Gruppe war gerade mit der Suppe beschäftigt gewesen; das Hohlgeschoß war in dem Leibe selbst des Mittelsten geplatzt; vom Gürtel bis an die Knie war er verkohlt, Fleisch und Uniform zu Zunder verbrannt, die weißen Knochen ragten in die Luft. Einem Zweiten war der vordere Theil von Gesicht und Schädel weggerissen, den hintern Theil füllte, wie eine Schale, Blut und Gehirn; einem Dritten war Hals und Kopf vom Rumpfe glatt hinweg rasirt, und ein Vierter wollte noch die Blechtasse zum Munde führen — er hielt sie in der Rechten —, von dem nur noch der Unterkiefer übrig war. (S. unten, Sedan, Roßbach über Todtenstarre.)

Seltsamerweise erschütterten mich diese Bilder des Grauens gar nicht. Ich hatte, als ich das rothe Kreuz um den linken Arm schlang, mit festem Vorsatz mich gewappnet wider alles äußere Entsetzen. (S. oben S. 241.) Aber gegen die weiche Rührung,

die von innen das Herz beschleicht, gewährt auch das Erz dreifachen Vorsatzes keinen Schild.

Wenige Schritte von dieser französischen Gruppe traf ich einen todten preußischen Jäger; er hatte einen Schuß in der linken Seite und mußte, so sagte Roßbach, noch etwa zehn Minuten bei vollem Bewußtsein gelebt haben; er hatte den Tornister unter das Haupt geschoben und sich auf den rechten Arm gelehnt, der Blick der noch offnen Augen aber war gerichtet auf — die Photographie eines schönen Mädchens in seiner starren linken Hand; er hatte das Bild aus der Brieftasche gezogen, die neben ihm lag und hatte den Tod erwartet, den letzten Blick auf die geliebten Züge geheftet. Tief gerührt stand ich eine Weile still: dann löste ich das Bild aus seiner Hand, entnahm aus den bei ihm gefundenen Briefen seinen und des Mädchens Namen und Adresse — ein Städtchen bei Halle — und sandte am Abend Bild und Briefe und einen Bericht, wie ich den Todten gefunden, getreulich an das

Fräulein. Es war ein Schreibwerk, das mich sehr ergriff. — —

Auf dem Rückweg, den ich nun beschleunigte, fand ich noch eine zweite schwere französische Kanone mitten in dem ringsum liegenden Gespann von sechs durch Granaten zerrissenen Pferden. Französische Militärärzte, die sich gegen unsere Civilärzte höchst unpassend benahmen, wurden über ihren Standpunct höflich, aber hinreichend aufgeklärt. Einzelne Schüsse in unserer Nähe streckten verwundete Pferde nieder. Bei'm Sprung über einen Graben sah ich, daß ich über die Leiche eines prachtvollen Pioniers hinweg gesetzt, der, in der Rechten noch das wuchtige Beil die Brust mit den Zeichen der Feldzüge in der Krim, in Italien und Mexico bedeckt, den mächtigen grauen Bart gerade gen Himmel reckte: — ein herrlicher Studienkopf mit der stark knochigen markirten Nase des echten Troupier.

Im Vorübergehen an dem Steinbruch der Gefangenen vermittelte ich auf Wunsch eines preußischen

Unterofficiers die Beschaffung von Schaufeln (für die Gräber), und hatte dabei mit einigen Einwohnern französisch zu sprechen: da schob eine schwarze Gestalt die bunten Uniformen der gefangenen Soldaten zur Seite, und vor mir stand — nie werd' ich des Anblicks vergessen — der verurtheilte Curé, ein echtes — ich kann den Ausdruck hier nicht entbehren — ein echtes „Pfaffengesicht", voll Fanatismus in den unheimlich glühenden Augen, aber nun von Todesangst verzerrt: „Oh pour la grâce de Dieu, Monsieur", hub er an, „j'entends que vous parlez français! je suis accusé d'un crime duquel je suis entièrement innocent: on va me tuer, o pour la grâce de Dieu, procurez-moi un prêtre de ma religion!"

Mich ekelte des Menschen, der, seinen Gott auf den Lippen, in seiner letzten Stunde noch log: denn nun trat ein preußischer Unterofficier an mich heran und fragte: „Was, Herr Doctor, was hat der Kerl gesagt? Er sei unschuldig, nicht wahr? Ja? Na,

und ich und zwei von der Compagnie haben ihn gestern in seinem Hause, vom Garten her kommend, abgefaßt, wie er im Fenster lag, mit dem von Schüssen heißen Gewehr in der Hand."

Natürlich versprach ich gleichwohl, jenen Wunsch zu erfüllen und schickte ihm einen katholischen Priester, den ich endlich am Ausgang des Städtchens traf.

Groß war der Frevel dieser Eiferer. Nicht nur haben sie in Elsaß und Lothringen die Bauern dadurch zu fanatisiren versucht, daß sie überall verbreiteten: die Preußen kämen, um sie lutherisch zu machen — „ditsch wollen wir ja werden, wenn's sein muß: aber katholisch möchten wir doch schon bleiben", jammerten mir die Leute in Rigny la Salle vor —: ich habe selbst das Dorf gesehen, in welchem die deutschen Verwundeten von den Schulkindern mißhandelt wurden; und auf erhobene Nachforschung, wer ihnen das eingegeben, antworteten die Knaben und Mädchen: „der Schullehrer und der Pfarrer".

XVIII.

Von Beaumont brachen wir gegen Abend nach Mouzon auf. Die breite Landstraße, die über die Höhen führt, war, außer mit der nun schon bekannten Hinterlassenschaft französischen Rückzugs, mit einer bisher noch nicht gefundenen bedeckt: nämlich mit vielen Dutzenden der viereckigen Kistchen für je achtundzwanzig Patronen von Mitrailleusen —: das für niederdeutsches Mundwerk nicht zu verarbeitende, ölig gleitende Wort haben die Landsleute Fritz Reuter's längst in ein ehrliches „Trall Meusen" umgesetzt, das sie mit unbefangenstem Ernst constant gebrauchten. Auf dieser die Niederung beherrschenden Hügelkrone sollten die Mordgeschütze, wie nun schon so oft seit Weißenburg und Wörth, den deutschen Ansturm hemmen, und Zeit gewinnen für den Abzug

der geschlagenen Infanterie und der schweren Geschütze. In Masse lagen die Cigarrenbüchsen ähnlichen Kästchen, leer oder noch mit dem tödtlichen Inhalt gefüllt, umher; daß sie aber die Verfolgung nicht abzuhalten vermocht, dafür kamen uns eben hier, von Mouzon her, die erfreulichsten Zeugen entgegen: elf Kanonen, gestern Abend dem weichenden Feind abgenommen und nun von der siegreichen Mannschaft, die Helme und Waffen bekränzt trug, zurückgebracht; dahinter abermals ein großer Zug Gefangener, an der Spitze ein wild blickender Turco, die Hände auf den Rücken geschnürt und von dem führenden Dragoner am Stricke gehalten.

Es war volle Dämmerung, als wir uns dem alterthümlichen Mouzon näherten: des Einzugs werd' ich nie vergessen. Erst gegen Mittag hatten die Preußen, welche gestern Abends nur bis an die Thore gelangten, im Sturm die engen verrammelten Gassen und selbst die einzelnen Häuser genommen; links und rechts am Rande der schmalen Gäßchen

lagen, wie sie gefallen waren, die todten Franzosen in breiten Blutlachen: höchstens hatte eine fromme Hand das verzerrte Gesicht bedeckt; die eingestoßenen Fensterrahmen, die mit den Kolben gesprengten Hausthüren, die Dallen der Gewehrkugeln an den Mauern bekundeten den grimmen Straßenkampf, der hier getobt; in einem Hause zur Linken hatte eine Granate die Ecke des Ziegeldaches durchschlagen und noch in die Wand des Nachbars eine klaffende Wunde gerissen. Wir bogen ein auf einen freien Platz: da war ein großes Gebäude total ausgebrannt; noch immer aber stiegen aus dem qualmenden Schutt Rauchwolken, von feurigem Scheine durchglüht, in den Abendhimmel. Linkshin öffnete sich der Blick auf einen Canal der Maas; aber welch ein Blick! Die flüchtenden Franzosen hatten auf einer Brücke ihre Artillerie und ihre Mitrailleusen, durch eine Furt den colossalen Train über das schützende Gewässer führen wollen; mitten in dieser Arbeit wurden sie von der auf der Höhe auffahrenden deutschen

Artillerie überrascht: und als nun die Granaten sausend in die dichte Masse schlugen, da stürzten im Gedränge der Verzweiflung Mann und Roß und Wagen und Geschütz von der Brücke, deren Geländer barst, die kaum gefundene Furt ward verstopft, Pferde und Menschen wurden weggespült: und jetzt noch lagen und standen in der Fluth Kanonen, Mitrailleusen und Gespanne aller Art haushoch übereinander gethürmt — ein unentwirrbarer Knäuel. Und über dem allen nun: — die friedevollste Dämmerung! Zartgelbe Abendwolken, lange hingestreckt: über dem schlanken gothischen Kirchthurm stand die feine Sichel des Mondes: und aus einem fernen, fernen Dorfe her klang leise verhallend das Ave Maria. —

Ein preußischer Officier — er trug den zerschossenen Arm in der Binde, drei Geschütze hatte er gestern Abends mit seiner Compagnie genommen — warnte uns, einzeln oder unbewaffnet in die Häuser zu gehen, in denen immer noch Franzosen versteckt

gefunden wurden, die wiederholt gegen Aerzte und Sanitätssoldaten Gewalt gebraucht, und während er sprach, wurden fünf Gefangene vorbeigeführt, die man eben aus einem Kellerversteck geholt.

Hier in Mouzon begegnete mir eine bezeichnende Geschichte. Wir hatten von unsrem Rothwein so viel an einzelne Verwundete und Kranke und zumal an Lazarete — zuletzt noch in Beaumont — abgegeben, daß unser Vorrath zur Neige ging und der Major mich beauftragte, hier während unserer Rast so viel wie auffindbar einzukaufen: — ich führte ja einen großen Theil der Casse. Begleitet von einem unserer Feuerwehrleute, einem findigen, flotten, lustigen Pfälzer, den wir, weil er früher in der Fremdenlegion in Afrika gedient hatte, den Zuaven nannten und der durch seinen schlauen, welterfahrenen Verstand ein sehr werthvoller Helfer — zumal meines unpraktischen Wesens — war, suchte ich vergebens in allen Wirthshäusern des Städtleins nach Rothwein: „vos soldats ont pris tout“ war

die stehende, nun schon oft gehörte Antwort. Da fiel mir ein, daß in Frankreich auch die Apotheken Rothwein führen und ich trat mit meinem Zuaven, der stets sein Feuerwehrbeil auf der Schulter trug, in eine solche, vor deren Fenster auf einem Ladenschild mehrere Arten von Wein mit Angabe des Preises verzeichnet standen. Feindlich wies der schwarzbärtige Franzose meine höflichste Bitte ab, obwohl ich mich erbot, auch für seinen geringsten Wein den höchsten draußen angeschriebenen Preis zu bezahlen und ihm in meiner Geldtasche die glänzenden Napoleonsd'or zeigte. „Vos soldats ont pillé, ils ont pris tout. Je n'ai pas ça!“ (mit zwei Fingern schnipsend, nach Sitte der Romanen). Betrübt wollte ich abziehen: da wies der Pfälzer mit seinem Beil auf ein Brett in der Bodendiehle und sagte: „glaube' Ses do net, Herr Professor. Das Brett ist frisch g'hobelt. Dadrunne steckt sein Wei˜. Darf ich hebe?“

Aber ohne meine Ermächtigung abzuwarten, hatte

er schon die Spitze seines Beils in eine Fuge gezwängt und ritsch — riß er das Brett in die Höhe: da lagen in einer Art von Keller ungezählte Weinflaschen.

Der Franzose zitterte vor Wuth, er wollte gegen uns springen: aber der Zuave hob drohend sein Beil: das genügte. Ich erklärte dem Zornigen, ich könne zwar jetzt nach Kriegsrecht abgeleugnete Vorräthe, die er nicht hatte verkaufen wollen, ohne Bezahlung fortnehmen lassen, aber ich wolle noch immer bezahlen: er schüttelte schweigend den Kopf. Da legte ich den höchsten Preis (ich glaube zu 3 [oder 5?] Francs) aufgezählt für 60 Flaschen auf den Ladentisch: der Franzose schwieg: ich ließ nun durch den Zuaven unsere Turner herbeirufen, die die 60 Flaschen fort trugen: grimmig sah der Hausherr ihnen nach: noch einmal bat ich ihn, das Geld zu nehmen. „Vous pouvez prendre mon vin“, erwiderte er hochmüthig, „mais je ne veux pas le vendre. Je n'accepterai jamais d'argent prussien.“ Achsel-

zuckend ging ich, das Geld liegen lassend auf dem Tisch. Nach ein par Schritten mahnte der Zuave: „jetzt gucke Se a môl g'schwind nei˜." Wir kehrten um, sprangen die Stufen hinan auf die Schwelle: — der hochgesinnte Gallier zählte eifrig das Preußengeld und strich es in die halboffne Ladenkasse. „Die großen Worte können sie nicht lassen!" sagt mein Schwabenherzog von ihnen in der „Deutschen Treue".

Fürst Pleß hatte uns in Beaumont angewiesen, in Mouzon nur kurzen Aufenthalt zu machen und so weit möglich gegen Sedan vorzugehen, wo man für morgen die Entscheidung erwartete; zwischen Chémery und Sedan sollten wir andern Tags eine Ordonnanz mit weiteren Befehlen finden. So fuhren wir denn — es war völlig dunkel geworden — weiter. Die drei auf unsere einundzwanzig Wagen vertheilten Laternen gewährten wenig Trost und waren mehr das Wahrzeichen als die Wirklichkeit einer Beleuchtung. Ich ritt den mir zugetheilten ersten fünf Wagen voraus als „Weiser" eines Weges, von

dem ich keine Ahnung hatte! Doch ging es noch leidlich, so lange wir uns nur durch die von den Officieren und Feldgensdarmen in musterhafter Ordnung gehaltenen Colonnen der marschierenden Truppen zu winden hatten, obwohl auch Artillerie die Hälfte der Straße bedeckte. Als wir aber in die Nähe des Dörfleins Autrecourt gelangten, konnten unsere Wagen, mit lebensmüden, zum Theil bereits von Brumath mitgeschleppten Rößlein bespannt, ein neues Hinderniß kaum mehr überwinden: nichts geringeres nämlich als einen ganzen französischen Train, den die fliehenden Truppen, da er ihren Weg sperrte, einfach auf der Straße umgestürzt und rechts und links in die Gräben geworfen; todte Pferde, Karren, Körbe, Kisten lagen noch in Menge auf der Landstraße: und nur nachdem wir Alle abgestiegen waren, die Pferde führten, die Hemmnisse wegräumten, die Räder schoben und hoben — alles das in dunkelster Dunkelheit — gelangten wir in den Flecken. Es war sehr spät. Wir beschlossen, hier zu übernachten. Ich fand mit

Mühe in einem ärmlichen Haus ein Strohlager unter einem Dach, durch dessen große Lücken freilich der Nachtwind blies, aber auch ein wunderschöner Stern grad' auf mein Lager sah: ich glaube, es war mein Stern: der Jupiter.

Damals schrieb ich in mein Taschenbuch:

Autrecourt 31. August 1870.

Die rothen Feuer glimmen: —
Rings ruhen Roß und Mann: —
Nur windvertragne Stimmen
Dorther vom dunkeln Tann:
Ein Hornruf durch die Halde: —
Ein Schuß von ferner Wacht: —
Geduld — die Nacht flieht balde: —
Und morgen — — in die Schlacht! —

Unter dem Sehnsucht weckenden Ruf der fernen deutschen Hörner, die von den Wachtfeuern der Vorposten durch die Stille der Nacht herüber tönten, schlief ich ein, nach der Schlacht in der Seele verlangend.

XIX.

Einstweilen hatte Mac Mahon beschlossen, sein Heer bei Sedan zu versammeln, nicht, um dort zu schlagen, sondern um den Truppen die unabweislich gebotene kurze Rast und Versorgung mit Lebensmitteln und Schießbedarf zu gewähren. Dann sollte der Rückzug auf Paris über Mézières angetreten werden, von wo eben jetzt General Vinoy mit dem neu gebildeten XIV. Corps anrückte. Aber obwohl nach der Niederlage bei Beaumont der Fluß — die Maas — jede Verfolgung zunächst verhindert hatte, nahm doch der Rückzug der Franzosen bald einen bedenklichen Charakter an. Die Truppen waren durch Anstrengung bei Tag und Nacht, unter beständigem Regen und bei mangelhafter Verpflegung, aufs Aeußerste erschöpft. Scheinbar zwecklose Hin- und Hermärsche

hatten das Vertrauen auf die Führung, eine Reihe unglücklicher Gefechte die Zuversicht auf sich selbst erschüttert. Tausende von Flüchtlingen drängten, nach Brot rufend, auf den von Fuhrwerk verfahrenen Wegen vorwärts[1], um die kleine Festung zu erreichen, die so unerwartet der Mittelpunkt einer großen Heeresversammlung geworden war.

Ich verweise, was die nun folgenden Geschehnisse betrifft, vor Allem auf die Darstellung Moltke's[2]: sie ist von vollendeter Kunst: wahrlich: meisterhaft, wie er die Schlacht geschlagen, hat er sie hier erzählt: das durchaus Dramatische, das diesen sich zu tragischem Abschluß zuspitzenden Dingen eignet, kommt in Moltke's Schilderung zu so klarem Ausdruck, daß man ein Shakespeare'sches Königsdrama zu lesen glaubt. Welcher Gegensatz dieser Auffassung des Ganzen, von dem Standpunkt des Lenkers der Schlacht, der stets den

---

1) Das hat Zola sehr gut geschildert.
2) S. 86—99.

großen Zusammenhang und den Gesammtaufbau der Ereignisse im Auge hat, zu den Eindrücken des Einzelnen, der, wie ich, nur ein vom Zufall abgegränztes Stücklein des Verlaufes zu sehen bekommt! Und doch: die Eigenart des allseitig offenen Schlachtfeldes und die unverkennbaren Absichten beider Gegner machten es bei dieser Schlacht auch dem Nicht-Krieger, wenn er auf einer der das Maas-Thal hier kreisförmig umgürtenden Höhen stand, möglich, den Gang des Kampfes und die Bedeutung der einzelnen Bewegungen bei Freund und Feind ziemlich klar zu erkennen[1]).

Seit Buzancy und Beaumont hatten wir stündlich steigend den Eindruck: nun wird es näher und ernster, nah und ernst. Mit feierlicher Empfindung, stiller als sonst, traten wir am Morgen an unsere

[1]) Vgl. meine Schilderung in dem Gedicht „Die Schlacht bei Sedan" (Gedichte II. Sammlung 3. Auflage. Leipzig, 1883 S. 35) mit meinen übrigen Kriegsliedern, dann unten im Anhang dieses Bandes. Freund Scheffel schrieb mir darüber: „Man spürt darin den Staub und das Blut des Schlachtfeldes an den Fersen und an den Versen."

Posten und fuhren durch den weißen Nebelduft dahin, dessen die Sonne nur langsam mächtig ward.

Die Truppen, die uns gestern und vorgestern begleitet, waren wohl schon voran oder hatten andere Wege eingeschlagen: unsere Straße war leer und still — ein starker Gegensatz zu dem lärmenden Gedränge der letzten Tage: schweigend sammelte sich wohl jede Seele, entschlossen und gespannt, das Aeußerste zu leisten: — leider nur an Hilfe, an friedlicher Hilfe. Wir mußten von Autrecourt weit links ausbiegen bis nach Chéhéry und Wadelincourt.

Als wir Chéhéry zurückgelassen, begannen die ersten Zeichen des Kampfes sich zu melden: rechts in der Ferne sahen wir ein großes Anwesen mit mehreren Nebengebäuden in hellen Flammen stehen: und ungeachtet des Rasselns unserer Wagen, die nun in scharfem Trab bergabwärts eilten, vernahm man, so glaubten wir, die Kanonen. Man stritt darüber hin und her; wohl schlug mir das Herz voll Freude: aber ich wagte noch nicht, daran

zu glauben: ich bestärkte mich selbstquälerisch im Zweifel: ich wagte nicht auf so viel Glück zu hoffen. Hatte ich doch nie im Leben Zufallsglück und waren doch auch die letzten Gefechte nicht von mir erreicht worden. Ich widersprach laut den Freunden, die gar nicht mehr zweifelten: — heimlich hoffte ich, daß sie Recht hätten: ein seltsamer Gemüthszustand! — Ragende Hügel verdeckten die Aussicht fast nach allen Seiten: aber hoch oben am nunmehr ganz erhellten Himmel sah ich in der sonst wolkenlosen Bläue ganz kleine rundliche Wolken plötzlich auftauchen, eine Weile schweben und ebenso rasch verwehen: ich ahnte es, es waren französische Granaten: aber ich stritt noch immer: „es sind Septemberwolken", sagte ich kurz achselzuckend. Und ich hoffte doch so heiß!

Rascher, rascher trieben wir die Rosse an: jetzt wichen die Hügel zur Linken etwas zurück: da vor uns lag sie, endlich, die langersehnte, die männermordende Feldschlacht!

Da sahen wir auf drei großen Parallelstraßen

starke Colonnen aller Waffengattungen, Reiter, Fuß-volk und Geschütz, vorwärts drängen in der gleichen Richtung mit uns; unwillkürlich machten alle Wagen Halt: da! Schlag auf Schlag! Kein Zweifel mehr! Geschützdonner in nächster Nähe auf der Krone des Hügels zu unserer Rechten!

Wir begrüßten den Ton mit einem freudigen Hurrah!

Da sprach ein Begleiter unseres Zuges, der, ohne es in seiner hohen Würde zu ahnen, uns schon manchen heitern Augenblick bereitet, die ewig denk-würdigen Worte:

„Weiter kann kein Mensch fahren: — denn da schießt man!"

Der Major aber beorderte uns, trotz dieser Un-möglichkeit, noch ein gutes Stück vorwärts, und er-klärte dann, an einer geeigneten Stelle die weiteren Weisungen abwarten zu wollen.

Ich trat nun, es war etwa 8½ Uhr, — unauf-fällig — an den Major heran und sagte ihm leise:

„Jetzt! — Jetzt bitte ich . . .“

Er verstand mich. „Sie wollen es? Sie wollen vor?“

„Ja.“

„Aber . .“

„Sie haben es versprochen.“

„Gut. Gehen Sie! Gehen Sie mit Gott!“

Ich verließ nun — allein — die Wagen.

Eine Zeit lang folgte mir ein junger Arzt Dr. Küster (oder Köster?). Aber ich lief so schnell, daß er bald zurück blieb. Ich kann es nicht erklären, was mich erfaßte, was mich vorwärts trieb: es riß mich den krachenden Schüssen entgegen mit nie gekannter Begeisterung, mit der Sehnsucht nach heißester Todesgefahr. Wie ich näher und näher dem feindlichen Feuer kam, wie die ersten Granaten hoch ob meinem Haupte platzten und die Stücke um mich her verstreuten, schrie ich laut auf vor Freude, vor einer Art von Wollust, nahm den Hut ab und rannte, was ich rennen konnte noch rascher vorwärts, „hinein!“

Und dabei durfte, konnte ich ja nichts thun, nicht kämpfen!

Aber die Vorstellung, in einer deutschen Schlacht in französische Kugeln hinein zu rennen, in nächster Todesgefahr das Gottesgericht Odhins über mich ergehen zu lassen, berauschte mich mit nie gekanntem Entzücken.

„Eine verrückte Gemüthsverfassung“, wird man sagen, „und ein ganz zweckloses Thun.“

Mag sein. Aber was ich schildere, ist durchaus wahr und nicht im Mindesten übertrieben. Diese Stunden der äußersten Gefahr in solcher Sache sind — nahezu! — die glücklichsten, die begeistertsten meines Lebens gewesen. War es doch — statt wirklichem Heldenthums des Kämpfers — wenigstens das nächst beste Ersatzmittel: das Aufsuchen der höchsten Gefahr ohne Möglichkeit des Widerstands. Ich danke meinen Sternen, daß ich, da ich nicht fechten durfte, wenigstens dies erlebte.

Ich lief zunächst den steilen und hohen Hügel zur

Rechten hinan: oben bot sich ein unvergleichliches Bild, der beherrschende Blick auf den Kessel und den gesammten Hügelrand des Thals von Sedan, erfüllt von den kämpfenden Heeren Deutschlands und Frankreichs! Weit über 300,000 Mann und wohl fast 2000 Geschütze.

Wir kamen mit unseren 21 Wagen von Süden, von Chéhéry: gerade uns gegenüber lagen Stadt und Festung Sedan im Thalkessel auf dem jenseitigen Ufer der Maas, die hier in starker Krümmung durch die Ebene zieht; ein zierlicher, gelber Kirchthurm und die grünen Glacis der Wälle fallen zumeist in die Augen an dieser Festungsstadt; in weiterer Ferne nördlich ragen dicht bewaldete Berge, hinter ihnen liegt die belgische Grenze. Vor unseren Füßen, etwas rechts, als eine Art Vorstadt, liegt ein Dorf, Frénois, in welchem am Morgen des 2. September Napoleon und Bismarck sich begegneten, nahe vor den Thoren der Veste. Auf den Höhen rechts, nach Osten, gelangt man nach Balan (nicht ganz 4 Kilometer) und

Bazeilles (4 Kilometer), wo die Baiern so heldenmüthig fochten; sie hatten die wiederholten Versuche Mac Mahons, nach Süd-Osten zum Entsatz Bazaine's in Metz durchzubrechen, so lange gegen große Uebermacht abzuwehren, bis auf dem linken deutschen Flügel der Kronprinz eintreffen und, nach Nordosten vordringend, den Sachsen die Hand reichend, den Ring des Schicksals um den Cäsar schließen konnte. Nordwestlich von der Aufstellung unserer Wagen auf dem Berg und der Straße von Chéhéry liegt das Städtlein Donchéry und nordöstlich davon das blutgetränkte Hügeldorf von Floing.

Nachdem die Gefechte von Beaumont und Mouzon Mac Mahon über den Chiers und über die Maas zurückgedrängt hatten, war die Einschließung in dem Kessel von Sedan unvermeidlich geworden und es blieb ihm am 30. August nur noch der Rückzug nach Norden über die belgische Gränze. Die Bewegungen der Deutschen am 31. August, die Kämpfe am Abend dieses Tages, und die vom 1. September hatten den Zweck

und den vollen Erfolg, auch diesen letzten Ausweg abzuschneiden und das ganze Heer in die kleine und, weil rings von den Hügeln beherrschte, unhaltbare Festung zusammen zu drängen.

Wiederholt hörte ich später den Ausdruck „Kesseltreiben" gebraucht, um den Vorgang zu veranschaulichen; bei diesem Vergleich ist aber zu bemerken, daß bei Beginn der Schlacht der Kreis noch keineswegs geschlossen war, sondern erst durch die Kämpfe dieses Tages geschlossen wurde. Freilich konnten auch wir Laien deutlich wahrnehmen, wie vor unseren staunenden Augen diese Bewegung sich so regelmäßig wie bei einem Manöver vollzog, ungestört durch die unablässigen Versuche der Franzosen, die Kette bald an diesem, bald an jenem Gliede zu zerbrechen oder die Glieder nicht zum Anschluß gelangen zu lassen; als wir, um $^1/_2$9 Uhr etwa, auf dem Schlachtfeld eintrafen, war Sedan, der Mittelpunct des Kreises, und der nördliche Halbkreis der Höhen um diese Stadt, vom Bois de Falizette im Nordwesten bis Daigny

und der Villa Beurmann, sowie dem Kirchhof bei Bazeilles im Südosten, vom Feinde besetzt; nur erst der entsprechende südliche Halbkreis, etwa von Donchéry im Nordwesten bis Bazeilles im Südosten, von den Deutschen; und als Abends um $^1/_2$6 Uhr das Feuer verstummte, hatten die deutschen Batterien den ganzen Hügelkreis besetzt, so daß sie sich von Norden nach Süden, von Fleigneux nach Bazeilles, und von Westen nach Osten, von Donchéry nach Daigny, hätten beschießen können; unaufhaltsam und in regelmäßigen Zwischenräumen sahen wir sie, wie auf dem Exercierplatz, von Osten und von Westen um Sedan herum sich vorschieben, bis sie endlich hinter Sedan im Norden sich die Hände reichen und den Weg nach Belgien sperren konnten: was aber von Franzosen vor Sedan und auf jenen Höhen gestanden, das lag niedergeschmettert von unserer Artillerie auf der Wahlstatt oder herabgeworfen in die enge Stadt, auf deren Straßen fünfhundert deutsche Geschütze nun von dem Hügelkreis herniedersahen.

Dies der einfache, großartige Gang der Schlacht, wie er sich auch dem Laien darstellte.

Die Geschichtschreibung und die Kunst werden die Tage von Sedan stets als das historisch und ästhetisch betrachtet reinste, rundeste, in sich abgeschlossenste Stück des großen deutschen Krieges auffassen und verherrlichen: wenn ihnen an Bedeutung für den Erfolg die Tage von Metz nicht nachstehen, das Heldenthum der Baiern an der Loire und der Werderschen Abwehr an der Lisaine an sittlicher Kraft das Gleiche leistete —: die Tage von Sedan haben den Vorzug höchster ästhetischer Vollendung: es war ein Kunstwerk des Krieges, eine makellos bis zum Abschluß durchgeführte Tragödie der Weltgeschichte im höchsten Stil, was sich da vor unseren staunenden Augen vollzog und ich Glücklicher durfte dieses Kunstwerk deutscher Feldherrnschaft mit anschauen!

Noch in der Nacht des 31. August hatten die Baiern und Württemberger und das V. und VI. Corps, die Maas überschritten, nachdem der Feind westlich

auf die Linie Mézières-Sedan zurückgewichen; die Baiern standen im Süden bei Bazeilles, weiter rechts nördlich bei Daigny die Sachsen, das Eintreffen der Garde noch weiter nördlich bei Givonne sollte den Gürtel hier schließen, während andere Theile der Baiern (nebst dem V. Corps) weiter nordwestlich bei Balan fochten, die Württemberger am äußersten linken Flügel (nordwestlich) die Besatzung von Mézières im Schach hielten, und südwestlich in den Niederungen von Donchéry die Reiterdivision des Grafen Stolberg stand.

Es war etwa $1/_2$9 Uhr, als ich die nächsten, im Gefecht stehenden deutschen Truppen erreichte: baierische Batterien (Anfänge der später sogenannten „großen baierischen Batterie“), mir wohlbekannte Würzburger Officiere; sie fuhren auf einer steilen Höhe auf und schossen theils auf die Vorwerke der Festung, theils auf französische Colonnen, die südöstlich von Sedan vorzubrechen suchten.

(Zur vorläufigen Uebersicht sei hier bemerkt: die Baiern, die ich hier antraf, gehörten zu dem

II. Corps [General von Hartmann], das um 4 Uhr früh aus Raucourt aufgebrochen, über Chéhéry nach Frénois und Wadelincourt marschirt war und seine Artillerie-Reserve auf den Höhen zwischen beiden Orten aufgestellt hatte. Diese eröffnete gegen 9 Uhr das Feuer theils auf die Festung, deren Geschütze etwa eine viertel Meile [2500 Schritt] entfernt, recht sicher trafen, theils auf einige am Nordwestrand von Torcy aufgefahrene Feldgeschütze und deren Bedeckung von Fußvolk und Reiterei; die baierischen Batterien waren auf ihrem rechten [östlichen] Flügel durch ein Halb-Bataillon des VI. Regiments, auf ihrem linken [westlichen] Flügel durch das II. Chevauxlegers-Regiment gedeckt. Um 10 Uhr gingen zwei dieser Batterien auf Befehl des Kronprinzen gen Norden von Frénois auf den Höhen gegen Villette vor, nördlich des Schloßparks von Bellevue [das ist der Park und die Höhe, von denen in der Folge die Rede sein wird: etwas weiter südlich liegt die verbaricadirte Chaussee, die nach Petit Torcy, dem Bahnhof und nach den

vorspringenden Bastionen von Torcy führt und auf der am Nachmittag die V. Jäger vorbrachen, die ich in ihrem Angriff begleitete. Die beiden Batterien beschossen auch später die zwischen Floing und Illy aufgefahrene Feldartillerie der Franzosen, die gegen Westen und Norden gegen die Preußen feuerte, in Flanke und Rücken, während die nach Süden von Wadelincourt vorgeschobenen, verstärkten Geschütze der Baiern zwei französische Batterien nördlich von Balan durch ein sehr wirksames Flankenfeuer zum Abfahren zwangen. Um 10 Uhr ward Wadelincourt auf Befehl des Königs zur Vertheidigung gegen einen Vorstoß eingerichtet, die Straße von Sedan her verbaricadirt: baierische Jäger und französische Tailleure plänkelten über die Maas hinüber. Das V. Jägerbataillon und das 3. Bataillon des V. Regiments gingen von Frénois auf der großen Straße nach Sedan vor: die Jäger besetzten [später] den Bahnhof bei Torcy, auch diese Straße nach Frénois ward von den Baiern verbaricadirt, wie umgekehrt der östliche Theil der Straße

durch eine französische Baricade gesperrt war; die V. Jäger näherten sich aber [später] den Festungswerken von Torcy schon so stark, daß sie die Bedienung der mit Kartätschen feuernden Festungsgeschütze niederschießen konnten. Die Baiern jenseit der Maas hatten um 11 Uhr Bazeilles vollständig von französischen Truppen gesäubert, bald darauf auch Balan, aber erst um 12½ Uhr wurden diese auch aus dem hartnäckig vertheidigten Schloßpark bei Balan verdrängt.

Das sind die Dinge, die ich hier von 9 bis gegen 11 Uhr bei den Baiern erlebte, freilich damals ohne ihren Zusammenhang und auch ohne die Bedeutung der einzelnen Bewegungen durchschauen zu können.)

Es machte mir besonderen Eindruck, zum ersten Mal die Feinde, die ich Wochen lang immer nur als Gefangene gesehen, nun mit Kanonen, Mitrailleusen und Chassepots, alle drei Waffengattungen, in nächster Nähe in voller, drohender Thätigkeit vor mir zu schauen.

Deutlich erinnere ich mich noch eines links von der Vorstadt gelegenen, mit bebüschten Gärten geschmückten Dorfes[1]), in welchem die Franzosen in dichten, bunt glitzernden Massen hin und her wogten und in welchen sie beharrlich und, wie es lange schien, unvertreiblich sich eingenistet hatten, obwohl bald mehrere Häuser in hellen Flammen standen. Ja, einmal ballten sie sich in dichten Colonnen sogar vor diesem Dorf: —, eine Batterie fuhr im Trabe kühn in's freie Feld, protzte ab und begann ein sehr lebhaft unterhaltenes Feuer auf uns; aber das währte nicht lang: deutlich konnte ich sogar mit freiem Auge, dann mit meinem „Feldstecher" (d. h. einem alten Münchener Opernglase!) bald eine Reihe ihrer Pferde und Geschirre fallen sehen: plötzlich packte sie auf, ließ liegen, was lag und jagte in das schützende Dorf zurück; danach verschwanden auch die vor den Gehöften aufmarschirten Colonnen, und bald sah ich sie über eine helle, breite

---

1) War es Petit Torcy?

Chaussee den Rückzug nach den Thoren der Festung antreten: anfangs noch langsam und in guter Ordnung, aber plötzlich gerieth die bisher ruhige Bewegung und feste Gliederung der marschirenden Colonnen in die Verwirrung eines aufgestörten Ameisenhaufens: die Batterien zu meiner Rechten hatten diese dichten Massen auf der weit sichtbaren, ungedeckten Chaussee nun zu ihrem Zielpunct ausersehen, und unfehlend traf Granate auf Granate, nachdem der dritte Schuß die Entfernung festgestellt, in die bunten Haufen: sie entscharten die Weichenden zu wilder Flucht.

So wogte die Erfüllung meiner Träume von Schlacht und Heldenschaft rings um mich! Und in welcher Vollendung! Auf dem Boden des Erbfeinds, in sieghafter Abwehr freveln Angriffs, von den vereinten Kriegern aller deutschen Stämme, mit dem nunmehr unentreißbaren Ziele der Herstellung des deutschen States: denn wahrlich und wahrhaftig: während des rollenden Krachens der Kanonen, das

manchmal den Athem stocken machte, drängte sich mir aus tiefster Brust die Empfindung auf: „So ist's recht! Das sind die Salven, die das neue deutsche Reich begrüßen[1])!“

Ich ging nun ganz hart an die feuernden baierischen Geschütze und zwar an das äußerste rechte der nächsten Batterie: ich legte meine Hand auf die Lafette des feuernden Rohres. Da — ich stand noch nicht eine Minute in der Batterie — schwirrte etwas sausend durch die Luft über unsere Köpfe hin und schlug etwa sechs Schritt hinter dem Geschütze, zwischen der Reihe der Kanonen und den abgeprotzten Gespannen, mit Schmettern und Bohren in die Erde, Staub, Steine und Erdschollen umherschleudernd: ich war über und über mit Erde bedeckt. Ein Artillerieofficier nahm den Vorgang wahr und befahl, Stücke

---

1) Damals kamen mir die Verse:
Es kracht aus tausend Feuerschlünden,
Die Erde bebt in ihren Gründen.
Es jauchzt mein Herz. — — Wie groß! Wie hehr!
Jetzt stirb! — Du lebst nicht Gleiches mehr.

des Geschosses zu suchen; ich hob eines, noch fast heiß, auf und reichte es ihm; es war eine Bleiverschalung mit Zügen; der Officier erklärte, er habe anfangs besorgt, diese Percussionsgranaten kämen aus Mißverständniß aus deutschen Geschützen an unsere Adresse, da ja die französische Feldartillerie nur Granaten mit Zeitzündern führe, aber er sehe, daß das wohl ein Geschoß der Festungsgeschütze von Sedan sei.

„Dann wird es sauber hier oben!" lachte er. „Die Entfernungen müssen sie verteufelt gut hier kennen: — das ist offenbar ihr Uebungsplatz für die Sedaner Festungsartillerie!"

Und in der That, sie zielten gut diesmal, die französischen Artilleristen, besser, sagte der Major(?), als gewöhnlich; er hatte noch nicht ausgesprochen, als es wieder krachend dicht neben uns einschlug und die Spitze einer jungen Tanne, unter der wir standen, abgespellt meine Schulter spürbar streifend, neben mich fiel. Im selben Augenblicke warfen sich die Mannschaften zu meiner Linken platt auf die Erde und mit starker Deto-

nation zersprang ein drittes Geschoß, das einige Pferde und zwei Mann (?) tödtete und mehrere Leute und Pferde verwundete. Einige der Verwundeten half ich selbst zurückgeleiten. Das Feuer der Festung ward jetzt sehr heftig. Fast jede Minute platzte eine Granate über uns. Es entstand eine lebhafte Bewegung um mich her: der Artillerie-Major (?) befahl eine veränderte Aufstellung der Batterie, neue Geschütze fuhren auf, und während ich Mühe hatte, mich den Rädern der Kanonen zu entziehen, wäre ich beinahe unter die Hufe der Pferde bairischer Chevauxlegers gerathen, die ebenfalls ihre Stellung (als Artilleriedeckung) wechseln mußten, da die Festungsgeschosse genau unter ihnen einschlugen: ich hatte ihr Ansprengen in scharfem Trabe gar nicht gehört, so furchtbar war jetzt — etwa gegen 10 Uhr — der Donner der unaufhörlich rollenden Kanonenschläge, das Geprassel des Kleingewehrfeuers und das ferne Rasseln der Mitrailleusen (wohl in Balan) geworden.

Nun bewunderte ich die gewaltige Tragweite der

Chassepots: nicht nur Artilleristen und Chevauxlegers hier, sogar, wie ich später erfuhr, auch Trainsoldaten auf der Straße nach Chéhéry, dicht neben unseren Wagen, — und Chevauxlegers, die noch zehn Minuten hinter den Wagen in einer Hügelspalte hielten, fast eine Stunde hinter der vordersten Linie, die ich zu Fuß erreicht hatte, wurden durch Gewehrschüsse von den vor Sedan stehenden Colonnen getroffen.

Eine Viertelstunde oberhalb der Baiern-Batterie hielt eine starke Gruppe deutscher Officiere in glänzenden Uniformen: es war, wie ich vernahm, König Wilhelm, Moltke, Bismarck und der Stab des Königs.

Lange stand ich hier: der Knall der hart neben mir feuernden Kanonen betäubte fast mein Ohr; unaufhörlich rollte und grollte es auf allen Höhen, blitzte es aus allen Wäldern, krachte es aus der Stadt und der Festung; das eigenthümliche Sausen der ununterbrochen durch die Luft schwirrenden Granaten wurde fast nicht mehr unterschieden: es war, wie wenn sich in engem Gebirgskessel, etwa von

Kreuth oder Walchensee, zwei entgegenstehende Gewitter verfangen haben und der Donner bald in dumpfem Rollen, bald in hellen scharfen Schlägen schallt und an den Bergen widerhallt.

Einstweilen hatte in den Morgenstunden der Oberbefehl bei den Franzosen zweimal gewechselt: schon um 6 Uhr war Mac Mahon bei Moncelle durch einen Granatsplitter an der Hüfte verwundet worden: er übertrug den Oberbefehl, mit Uebergehung von älteren Corpsführern, Wimpffen und Douay, dem General Ducrot: dieser, erst am Abend vorher von Carignan her eingetroffen, wußte nicht, daß die Preußen schon über Donchéry hinaus gelangt waren und den Weg nach Mèzières sperrten: er hielt den Rückzug auf Mèzières für völlig gesichert und befahl zu diesem Zweck die Versammlung aller Truppen da oben im Norden bei Illy. Als aber General Wimpffen dies erfuhr, der die Unmöglichkeit des Rückzuges nach Mèzières kannte und vielmehr „die Baiern in die Maas werfen, die Sachsen über den Haufen rennen und sich so den Weg nach

Süd-Osten über Carignan zu Bazaine bahnen wollte", zog er das bisher zurück gehaltene Schreiben des Kriegsministers hervor, das ihn für den Fall der Verhinderung Mac Mahons zu dessen Nachfolger im Oberbefehl ernannte: sofort fügte sich selbstverständlich Ducrot. Wimpffen ertheilte Gegenbefehl und gebot, mit aller Macht die Baiern aus Bazeilles, die Sachsen aus Moncelle zu vertreiben. Dies führte zu den heftigen Angriffen der Franzosen, die ich von 9—10½ Uhr hörte und sah. Denn nun tauchte grell ein mir neues Getöse auf, ein unangenehmes, schnarrendes Knattern: es sind die Mitrailleusen! Dort auf dem linken französischen Flügel, bei Balan und Bazeilles, scheint es besonders heiß herzugehen: unablässig rasselt der fatale Ton dieser „Schlacht-Ratschen", wie sie meine Altbaiern vortrefflich getauft. Ich glaube, es ist das unwillkürliche Grauen vor dem maschinenmäßigen, drehorgelhaften Niederschmettern anstürmender Helden, was das Geräusch so widerlich macht. Daß übrigens gegen Infanterie, die ungedeckt eine bestimmte Strecke

passiren muß, in der Nähe die Wirkung dieser Waffe verderblich ist, sollte man nicht mehr bestreiten. Freilich scheint der Streuungskreis gering: ich sah selbst einen Officier, dessen Hand und Arm von fünf solcher Geschosse auf einmal getroffen wurde.

Allmälig wurde es aber nun ruhiger auf unserer Seite; gegen die baierischen Batterien fielen nur noch wenige Schüsse mehr. Das Geschützfeuer der Festung richtete sich jetzt mehr gegen die im Thalgrunde rechts bei Bazeilles vorgehende Infanterie, nur einzelne Granaten kamen noch in langen Zwischenräumen auf unsere Batterie. Der Reiz hoher Gefahr und die Aussicht, unmittelbar in der Gefahr Hilfe leisten zu können, war hier verschwunden.

Ich verließ daher diese Stelle und stieg (oder glitt und rutschte vielmehr) die steilen Hügel hinunter am Saum eines Wäldchens gegen einzelne Häuser — ich weiß nicht mehr, welches Dorfes — hinter denen baierische Jäger lagen, das Zeichen zum Angriff auf Torcy, die Vorstadt von Sedan, erwartend.

Ich überschritt die breite Landstraße, die sich von Donchéry gegen die Festung hinzieht; ihre Bäume waren von Granaten, die sich hier oft gekreuzt haben mochten, übel zerzaust: einzelne an dieser Straße liegende Häuser waren von den Jägern stark verrammelt, ein Hofthor baricadirt, die Brücke über ein Gewässer abgebrochen, für den Fall, daß die Feinde sich hier nach Süden einen Ausweg bahnen wollten: — eine Gefahr, die uns eine Zeit lang, wie sich später ergeben wird, viel näher stand, als wir dachten. Mit Mühe gelangte ich an einem Park entlang über die Verhaue und über das Wasser.

Ich ging und lief nun, so weit ich gelangen konnte, gen Norden (wohl eine ganze Zeit-Stunde), in die Art Halbinsel hinein, welche die Maas zwischen Sedan und Donchéry bildet, über vorgeschobene baierische Geschütze (bei Villette) hinaus auf der breiten Straße, die meist hart an der Maas hin von Glaire gen Iges führt: ich gelangte gerade gegenüber Floing, das auf dem rechten Ufer liegt, auf dem linken noch weiter nördlich bis in die Nähe eines großen Dorfes mit weißen Häusern, vermuthlich Iges.

Da erregten — es war etwa 2 Uhr — gerade mir gegenüber, jenseit der Maas, neue Signale und Bewegungen die Aufmerksamkeit; das preußische Jägerhorn blies das Zeichen zum Avanciren, und noch weiter in der Ferne sprengte plötzlich Cavallerie in wilder Attaque einen Hügel herab. Ein preußischer Officier belehrte mich, es seien französische Cürassiere: den Gegner, preußische Infanterie, konnte ich gar nicht sehen: wohl aber vernahm ich das lebhafte Schnellfeuer ihrer Abwehr: — und siehe, plötzlich jagte die Wolke Reiterei zurück, rascher noch als sie herangekommen. Dieser prachtvolle Anblick wiederholte sich etwa dreimal in immer erneutem Ansprengen der Reitermassen weit über eine Viertelstunde. Einmal glänzte Alles blendendweiß: es waren zwei durchweg mit Schimmeln ausgerüstete Cürassierschwadronen; am Tage darauf sollten wir sehen, „was Arbeit" unsere Leute unter diesen Reitern gemacht hatten[1].

---

[1] Ich kann mir nicht versagen, die meisterhafte Darstellung dieses heldenmüthigen Angriffs in Moltke's Worten S. 94 anzufügen. „Von zwei Seiten bedrängt und mit Granaten

überschüttet, erlahmt endlich der Widerstand der Division Liébert auf den Höhen nördlich von Casal in ihrer Widerstandskraft und da ihre Reserven andernorts abberufen waren, warf sich nun auch hier wieder (wie schon um 9 Uhr der General Marquis de Gallifet mit seinen drei Regimentern Chasseurs d'Afrique und zwei Lancier-Schwadronen der Division Ameil ohne Erfolg die preußischen Batterien bei Floing und das 87. Infanterieregiment angegriffen hatte) die französische Cavallerie opferwillig in den Kampf. Mit fünf leichten, zwei Lancier-Regimentern (und einigen Cürassierschwadronen, Generalstabswerk S. 1239) eilt von Bois de Garenne her General Marguéritte zur Hilfe herbei. Als derselbe gleich anfangs, schwer getroffen, fällt, übernimmt General Gallifet die Leitung. Der Angriff führt über eine zumeist ungünstige Bodengestaltung und vor der eigentlichen Attaque geht im heftigen Flankenfeuer der preußischen Batterien früh schon die innere Geschlossenheit verloren. Mit gelichteten Reihen, aber mit voller Entschiedenheit stürmen die Schwadronen einzeln an die zum Theil gedeckt liegende, zum Theil in Schwärmen und Knäueln an den Abhängen freistehende, 43. Infanterie-Brigade und gegen die von Fleigneux anrückenden Verstärkungen heran. Die vorderste Linie der ersteren wird an mehreren Punkten durchbrochen, aus Casal dringen kühne Reiter zwischen acht mit Kartätschen gegen sie feuernde Geschütze ein, aber die rückwärts stehenden Compagnien hemmen den weiteren Lauf. Cürassiere brechen aus Gaulier hervor, attaquieren im Rücken des Gegners, stoßen aber in der Maas-Ebene auf preußische Husaren und sprengen nördlich weiter. Andere Abtheilungen gelangen durch die Infanterie bis an den Engpaß von St. Albert, wo sie von den dort debouchirenden Bataillonen empfangen werden, oder dringen in Floing ein und fallen den Jägern Nro. 5 zum Opfer, welche nach vorwärts und rückwärts Front zu machen haben. Der

Angriff der Franzosen wiederholt sich in den verschiedenen Treffen, und eine halbe Stunde dauert das heftige Getümmel, aber mit immer mehr abnehmendem Erfolg. Das auf kurze Entfernung sicher abgegebene Feuer der Infanterie bedeckt das ganze Feld mit verwundeten und todten Reitern. Viele sind in die Steinbrüche oder die steilen Abhänge hinabgestürzt, wenige mögen die Maas durchschwommen haben, und kaum mehr als die Hälfte der Tapferen gelangt in den Schutz des Waldes zurück.

Auch diese großen Opfer ruhmvollen Kampfes der französischen Cavallerie vermochten das Schicksal des Tages nicht mehr zu wenden. Die preußische Infanterie setzte nun sogleich den Angriff gegen die Division Liébert fort. Ihr Vordringen zog ihnen große Verluste zu, so z. B. wurden alle drei Bataillone des Regiments Nro. 6 durch Lieutenants geführt. Aber nachdem Casal erstürmt, zogen auch hier nach lebhaftem Widerstande die Franzosen sich um 3 Uhr nach ihrem letzten Zufluchtsort, dem Walde von Garenne, zurück."

Das war es, was ich schauen durfte!

Sehr schön sagt auch das Generalstabswerk S. 1243: Obgleich somit dem Stoße dieser tapferen Reiterscharen ein Erfolg versagt blieb, ... blickt die französische Armee doch mit gerechtem Stolze nach den Gefilden von Floing und Casal, auf welchem ihre Cavallerie am Tage von Sedan in ruhmvoller Weise dem siegreichen Gegner erlag." —

Außer Marguéritte fielen dabei noch zwei Reitergenerale; über den verwundet gefangenen General de Salignac Fénelon, der von unserer Colonne aufgenommen und gepflegt wurde, s. s. unten. — Die furchtbaren Zustände, die gegen Ende der Schlacht in jenem von Granaten-Hagel überschütteten Walde von Garenne geherrscht haben müssen, konnte ich aus dem am andern Morgen noch Vorgefundenen ermessen. Zola, der erst zwanzig

Jahre später hinkam, hat auch hierin gute Gewährsmänner gehabt: seine Schilderung ist wahrheitgetreu, nicht übertrieben, und ergreifend. Und während ich dies schreibe, 6. Juni 1894, wird jener ausgezeichnete Führer Gallifet von den Pariser Civil-Helden im Schlafrock angeschrieen, blos weil er gesagt haben soll, die maßlosen Rüstungen Frankreichs gegen Deutschland seien schwer zu tragen und überflüssig. Das ist — oft! — der Dank der Völker — wie der Fürsten — gegenüber ihren besten Männern!

XX.

Das Gefecht entbrannte nun (etwa um 3 Uhr) lebhaft im Nordwesten von Sedan[1]; sehr steil vom Thalgrund gegen Nordosten aufsteigend erhob sich hier ein nackter Hügel — nur zwei einsame Pappeln und eine niedere Hütte daneben unterbrachen die kahle Linie, rechts (westlich) davon ein gelblicher Steinbruch — auf dessen Spitze zuerst ein Wäldchen, dann abermals eine breite Zwischenfläche, eine Landstraße, wie es schien, dann aber ein dichter Tannenwald und ein hochummauertes Dorf sichtbar wurde. Beide Gehölze und das Dorf sah ich dicht besetzt von den Feinden, deren rothe Hosen oft auch vor dem Saume des Wäldchens sich zeigten.

---

[1]) Es war der heiße Kampf um Floing und Illy.

Tief unten in der Thalsohle aber standen die Preußen; sie sollten im Stirnangriff diese Höhen nehmen, auf denen sich, wie ich am nächsten Tage fand, die Franzosen in drei bis vier Schützengräben „en étage“ eingenistet hatten.

Deutlich sah ich am Fuße des Hügels die dunkeln Reihen sich sammeln, dann in bestimmter Gliederung theilen, und nun ging es rasch, unter heftigem Schießen, den nackten Abhang hinauf; aber, o weh! wie bedeckt sich plötzlich die kahle Fläche mit dunkeln, blauen Körpern, auch größern, weißen und braunen; es sind Todte und Verwundete in großer Zahl, auch Pferde der Officiere; die Bewegung stockt, die dunkeln Reihen gehen zurück und — welche Spannung, welche Aufregung! — aus dem ersten Wäldchen brechen in Masse, im Laufschritt, die Franzosen verfolgend nach [1]):

[1]) Das waren wohl die einzelnen Compagnien der Regimenter Nro. 83, 86, 95, die vorübergehend durch die Vorstöße der Franzosen wieder bis an den Fuß des Berges südlich von Floing zurückgeworfen wurden. Generalstabswerk S. 1238 f., vgl. dort auch über die Umgehung durch Artillerie. Ich stand jetzt (12 bis 3 Uhr) hart an der Maas, etwa gegenüber Floing.

jedoch nicht weit: starkes, rollendes Gewehrfeuer hemmt sie; genau sehe ich jetzt auch rothe Flecken auf dem Wiesenhang liegen; es sind die rothen Hosen der gefallenen Feinde.

Da eilen von der linken Seite, von Westen, dichte, schwere Massen vor, viele Pferde dabei, etwa auf die Mitte des Hügels: es ist eine preußische Batterie: fast ungedeckt fährt sie neben den einsamen Pappeln und der Hütte auf. Da horch! was knattert aus dem Wäldchen herüber? Das ist wieder der fatale Ton. Durch Mitrailleusen-Feuer soll die Batterie vertrieben werden: aber sie weicht nicht vom Fleck: wohl über eine halbe Stunde hält sie dort und überschüttet — so entnehme ich den darüber schwebenden Rauchwolken — das erste Wäldchen mit Granaten; endlich sehe ich genau die rothen Hosen aus dem Wäldchen heraus den Hügel aufwärts laufen, eiligst laufen, ohne daß ich noch einen abermaligen Angriff der Preußen wahrgenommen hätte: sie fliehen in Scharen über den leeren Zwischenraum und in das obere große

Tannengehölz (von Garenne): am andern Morgen sahen wir, welch' furchtbare Zerstörung jene Batterie in dem Wäldchen an Bäumen und an — Franzosen angerichtet hatte. Diese schmetternden Granaten hatten den Feind zur Räumung der ersten Stellung gezwungen: schleunig fuhr nun die Batterie selbst in das kleinere Wäldchen, zugleich mit ihr drangen die dunkeln Massen des preußischen Fußvolks in das Buschwerk. Nun aber wiederholte sich derselbe Vorgang in gesteigertem Maß: jetzt mußten die Deutschen, völlig ungedeckt, von dem Wäldchen aus den freien Zwischenraum zurücklegen und oben den Tannenforst und das feste Dorf (Illy mit seinem Calvaire) nehmen. Mit welchen Mitteln dies gelang, zeigte uns der nächste Morgen. Eine geschickte Umgehung faßte die Schützengräben des Feindes von der offenen linken Flanke: und die Granaten hatten furchtbar vorgearbeitet: haufenweise fanden wir (am 2. September) die Franzosen in dem Steinbruch, in den Schützengräben selbst, auf dem dahinter liegenden Plateau, in den hochum-

mauerten Gärten der Dörfer Floing und Illy hingestreckt und in dem Walde von Garenne, dessen starke Stämme von den Granaten bald geknickt, bald ihrer dicksten Aeste beraubt, wie mit geschlagen und mit besiegt, dastanden. Aber ehe die Umgehungscolonne die offene Landstraße passirt hatte, mußte sie ein mörderisches Feuer aushalten: eine ganze Reihe von Mitrailleusen war hier aufgepflanzt, die einmal ohne Unterbrechung auch nur einer Secunde über drei volle Minuten fortknatterten. Ich weiß das deßhalb so bestimmt, weil ich bei dem furchtbaren Geklapper, im Gedanken an die braven Stürmenden durchfröstelt, meinen Nachbar, einen blutjungen preußischen Lieutenant, anblickend, denselben ebenfalls tief erschüttert erbleichen sah, nun meine Uhr zog, und von da an noch volle drei Minuten das Gerassel beobachtete. Mir graute: — nicht für mich. Gegen hundert Patronenkisten fanden wir am andern Tag an dieser Stelle.

Da plötzlich war Alles still: auch das Gewehrfeuer

der Preußen, auch die Batterien schwiegen; die Franzosen hatten sich hier, wie wir später erfuhren, in großen Massen gefangen gegeben, als sie die Umgehung vollzogen sahen.

Dagegen ward es jetzt wieder im Centrum und in der Ferne am äußersten linken Flügel der Feinde, bei Balan und Bazeilles, lebendig. Im Centrum wurden die Baiern, in die ersten Häuser eines Dorfes (welches?) eingedrungen, ebenfalls von äußerst heftigem, aber sehr kurzem Mitrailleusenfeuer empfangen; in dem Rücken der Franzosen aber, bei Givonne, auf der Straße von Sedan nach Bouillon, d. h. nach der belgischen Grenze, hatte die 4. Cavalleriedivision die Verbindung mit dem Gardecorps erreicht: und nun donnerten die deutschen Kanonen auch von Norden her gegen die von allen Seiten umzingelten Feinde: der Ring war ehern geschlossen, es war gegen 4 Uhr.

Die baierischen Batterien, die vor Villette und Wadelincourt standen, deßgleichen die rechts von der Straße nach Chéhéry, bei denen ich vor Mittag

gestanden, richteten, ihre Stellung etwas vorschiebend, ihr Feuer nun gegen die Stadt Sedan, um durch Brand und Verwirrung, in den von der geschlagenen Armee zum Erdrücken voll gestopften Straßen die Uebergabe zu erzwingen.

Ich kehrte nun wieder nach Süd-Osten zu auf den Höhenrand zwischen Torcy und Bazeilles zurück, wohin mich furchtbares Gewehrfeuer lockte (es war der letzte Durchbruchversuch der Franzosen gegen die Baiern). Bisher war ich, abgesehen von den par Dutzend Granaten des Vormittags aus den Festungsgeschützen, in gar keine richtige Gefahr gekommen: theils durch die künstliche Ueberschwemmung der Maas aufgehalten, theils durch die Feldgensdarmen und einzelne Posten wegen meiner Civilkleidung, trotz des rothen Kreuzes, an mehreren Punkten zurückgewiesen, wo ich unmittelbar „hinein“ hätte gelangen können, hatte ich alles nur in demüthigender Ferne und Sicherheit mit ansehen müssen.

So zog es mich wieder nach der Richtung, wo

ich sogleich am weitesten hatte vordringen können, wo ich unter meinen baierischen Landsleuten eher bekannte Officiere zu finden hoffte und wo überdem gerade jetzt ein Mitrailleusen- und Gewehrfeuer von solcher Heftigkeit entbrannte, wie ich es den ganzen Tag nicht vernommen hatte. Ich rannte darauf zu, so rasch ich konnte. Athemlos kam ich an. Endlich! Da war's! Und zwar in nächster Nähe! Unmittelbar zu meinen Füßen! Es war baierisches Fußvolk, das in einem kleinen, von einem Bach mehrfach durchschnittenen Park [1]), in welchem es die Brücken theils abgebrochen, theils verbaricadirt, bisher heftige Vorstöße und Durchbruchversuche der Franzosen nur abgewehrt hatte, nunmehr angreifend vorging, nachdem es eben wieder einen solchen Anfall zurückgeschlagen.

Das Jägerhorn blies zum Sammeln und zum Vorgehen. Aus allen Gebüschen und Gräben, hinter den Bäumen hervor, kamen die blauen Gestalten,

---

[1]) Zu Schloß Bellevue gehörig? Die Baiern waren das V. Jägerbataillon, das zu Freysing (oder Landshut?) stand.

einzeln und in kleinen Trupps von 4—5 Mann, und schlossen sich nun in dichte Gruppen, in der Richtung der Landstraße, die, links von dem Park, nordöstlich gerade gegen Sedan, gerade gegen ein Vorwerk dieser Festung zwischen Balan (?) und (wie ich später erfuhr) Torcy führte. Auf dieser Straße erhob sich in ziemlicher Entfernung ein Gezimmer, das ich von Weitem nicht deutlich erkennen konnte und für ein Zollhaus oder dergleichen hielt, obwohl ich staunte, daß ein solches Gebäude die Straße sperre. Aber ich zögerte nicht länger: unten zu meinen Füßen ballte sich's offenbar zu einem Angriff zusammen und ich wollte dabei sein: — um jeden Preis! Es ging ziemlich steil und weglos wohl siebzig Schuh abwärts: Sandrutschen, trockene, glatte Wiesen, Kiesflächen —: ich weiß nicht, wie ich hinunterkam, laufend, rutschend, springend —: da war ich unten: mit einem Sprung über einen wassergefüllten Graben stand ich auf der Straße am Ausgang des Parkes mitten unter den bairischen Jägern.

„Halt, wohin?“ rief mich ein Unterofficier an, die Hand auf die Schulter des plötzlich auftauchenden Civilisten legend: „Franzos?“ fragte er. — „Nein, ich bin ein guter Deutscher: ein Baier noch dazu, aus Würzburg!“ und ich wies ihm meine vom Fürsten Putbus und Grafen Pleß unterschriebene Vollmacht.

„Ja, was wollen's denn da, Herr Doctor?“ — „Mit will ich!“

„Da is nix für Sie! Da sind keine Verwundeten!“

„Werden bald welche da sein! Ich geh' mit!“

„Nein, ich darf Sie nicht weiter vorlassen! Gehen's zurück!“

„Wo ist Ihr nächster Officier?“ rief ich laut.

„Ja, Herr Professor, was wollen denn Sie da?“ scholl es an meiner Seite, und ein Officier, wenn ich nicht irre, ein Oberlieutenant (oder Hauptmann: Kolmann? Kohlermann? Kollmann?) der Jäger kam auf mich zu. Es war ein entfernter Bekannter noch

von München her: Jahre lang hatte ich ihn nicht mehr gesehen.

„Was ich will? das sehen Sie!" sagte ich, auf mein rothes Kreuz deutend. „Aber hinein will ich!"

„Da kommen Sie grade recht! Gehen Sie nur gleich mit. Aber nehmen Sie ein Gewehr: oder haben Sie einen Revolver? Es kann nicht schaden[1]). Da liegen Gewehre. Gleich wird zum Stürmen geblasen. Da, die Baricade nehmen wir —: sehen Sie? auf der Straße."

Ich sah nicht so weit. Ich nahm eines der von Verwundeten abgelegten Gewehre und ein junger Lieutenant (er nannte seinen Namen: Serter? Sertori? Sartori?) steckte mir aus einer Patrontasche eine Hand voll Patronen zu. Da traf mein Blick auf die Binde mit dem rothen Kreuz an meinem linken Arm; bei aller Aufregung fiel mir doch noch so viel „Kriegsrecht" bei, — ich hatte es ja so schön geschrieben! —

1) Die Franzosen achteten das rothe Kreuz auch oft außer Gefechts wenig, geschweige mitten im Kampf.

daß sich mit meinem Vorhaben, mit dem Gewehr in meiner Rechten dies Zeichen übel reime: ich riß es rasch herunter und steckte es in die Brusttasche; hätten übrigens die Franzosen den Civilisten mit dem Gewehr in der Hand unter den stürmenden Jägern gefangen, würden sie ihn ohne Frage erschossen haben: und zwar von Rechtswegen!

Im selben Augenblicke ward zum Vorgehen geblasen und die ganze Jägertruppe stürmte, kleine Häuflein voraus, in dichten Massen, Compagnien und halben Compagnien, aus dem deckenden Park im Laufschritt auf die Straße. Ich sprang an die linke Seite des Officiers, der, einen Hornisten unmittelbar hinter sich, seinen Leuten mit geschwungenem Säbel voran eilte. Es war eine ziemliche Strecke von dem Ausgang, von den äußersten Bäumen und Büschen des Parkes, bis an die Baricade, die, etwa 10—12 Fuß hoch, aus allerlei Gezimmer: Gartengeräth, Bänken, Brettern, Jalousieläden errichtet war und die ganze Breite der Straße sperrte.

Aus den Oeffnungen der Baricade und aus einem, wie sich später herausstellte, hinter derselben angebrachten, und von sogenannten Böcken getragenen, etwa 6 Fuß hohen Bretter-Gestell, so wie aus den Gräben der Straße links und rechts zur Seite der Baricade erhielten wir, völlig ungedeckt vorgehend, ein ziemlich lebhaft unterhaltenes Schnellfeuer: ich konnte drei Salven unterscheiden: dann folgten einzelne rasche, knatternde Schüsse: ich hörte, zumal an meiner linken Seite, wo sich neben dem Graben an der Baricade niederes Gebüsch erhob, einigemal ein seltsam sausendes Schwirren, das ich, schwächer, ferner, auch schon während des Vormittags manchmal vernommen hatte: es waren Chassepotkugeln. Die Jäger schossen fast gar nicht, sondern liefen mit lautem Hurrah auf die Baricade los: ein par sah ich neben mir und hinter mir wanken, auch den Hornisten zu meiner Rechten. Franzosen bemerkte ich wenige: nur aus dem Graben zur Linken der Barricade (von mir aus) sah ich einzelne Gestalten mit rothen Hosen aufspringen.

Sehr viel rascher als ich dies geschrieben, waren wir hart an die Baricade gekommen: je näher wir kamen, desto schwächer wurde das Feuer: und als ich hinter dem Officier und neben dem Hornisten — doch waren zur Rechten schon einige Jäger vor uns an derselben angelangt — die Bretterwand erreichte, war sie verlassen: nur im Graben links von uns sah ich zwei oder drei französische Infanteristen liegen, ich weiß nicht, ob verwundete oder todte. Ich stieg schnell hinauf, gelangte aber viel schneller jenseits hinunter, als ich erwartet: denn ein Gartenstuhl, auf den ich trat, gab nach und ich fiel mehr hinab als ich kletterte. Hinter der Baricade und auf dem erwähnten Gestell lag eine Masse von Monturstücken, Käppis, Tornister, deren Inhalt, weitverstreute Kochgeschirre, Epaulettes, auch einige Gewehre und sehr viele Chassepotpatronen. Franzosen waren nicht zu sehen: in den Häusern der Vorstadt, rechts von der hier sich verengenden Straße, mochten sie verschwunden sein oder in den Gräben und Böschungen des

Vorwerks, das uns unmittelbar und unheimlich drohend entgegen ragte: rings tiefe Stille: aber kaum waren 12—20 der Jäger nordöstlich hinter der Baricade um uns versammelt, nach allen Seiten umspähend; als plötzlich von den Wällen der Schanze und, wie ich glaube, auch aus den zum Theil brennenden Häusern zur Rechten, rasch nach einander drei krachende Salven fielen und darauf wieder in lebhaftester Folge Einzelschüsse.

Das Feuer war jetzt unvergleichlich lebhafter als bei dem Angriff auf die Baricade: Blitz und Dampf ging auf von der Schanze: mehrere Jäger wurden getroffen. Der junge Lieutenant ein par Schritte rechts von mir stürzte zu Boden: ich sah ihn nachher nicht wieder.

„Da können wir nicht bleiben!" rief der Officier, „Deckung! Deckung! In die Gräben!" — „Gehen wir hinter die Bretter?" fragte ein Jäger. — „Nein, zurück gehen wir nicht mehr. Eher vorwärts dort, in die Häuser rechts. Die sollten wir ohnedies haben! Es sind gar keine Franzosen drin."

Darin zwar irrte der Brave. Denn als wir nun die sich verjüngende und hie und da von steinernen Gartenmauern eingefaßte Straße vorwärts liefen[1]) auf die Häuser zu, erhielten wir, außer den über uns platzenden, recht häufigen Granaten der Festung, aus den Fenstern jener Häuser ein sehr starkes, aber diesmal nicht in Salven abgegebenes Gewehrfeuer: ich sah die einzelnen, uns geltenden, uns treffenden Schüsse aufblitzen, ich frohlockte! Endlich war ich „drin".

Da plötzlich erhielt ich einen so starken, überwältigenden Schlag an den linken Oberarm, daß ich zusammenbrach und nach der linken Seite in den Straßengraben fiel.

---

[1]) Während des Vorgehens an den brennenden Häusern vorbei, kamen mir — bei kurzem Halt — diese Verse:

Noch einmal hier, wo regnet
Ringsum Verderben roth, —
Wo Grau'n und Sterbensnoth
In Flammen um mich loht, —
Noch einmal sei gesegnet
In Leben mir und Tod.

Ich sah noch, daß ich auf etwas Rothes stürzte: ich glaubte fest, es sei nun zu Ende. — —

Und es war mir recht so. — —

Es vergingen wohl einige Secunden, bis ich die volle Besinnung wieder fand: ich sprang auf und sah, daß ich auf einen todten Franzosen gefallen war, der, die Hände unter dem Kopf, auf dem Rücken lag, sein Gewehr zerbrochen neben ihm. Rasch stieg ich — mein Gewehr hatte ich nicht aus der Faust gelassen — aus dem Graben.

„Fehlt was, Herr Professor?“ fragte besorgt der Officier. „Sind Sie getroffen?“

Es war nur ein matter Granatsplitter. Ich spürte wenig Schmerz. Erst am Abend und in der Nacht schwoll der Arm an. Es war lediglich eine Quetschung: noch jetzt aber spür' ich manchmal „den Treff“: die getroffene Stelle schmerzt zuweilen, zumal, so bilde ich mir ein, wann das Wetter umzuschlagen beginnt.

Ich hatte erreicht, was ich gesucht, die äußerste Gefahr.

Einstweilen hatten die Jäger das erste Haus besetzt, aber nur Verwundete darin gefunden.

Ich ging hinein: es sah grausig, blutig darin aus: eine deutsche Granate hatte schmetternd das Ziegeldach und das erste Stockwerk durchschlagen und war in dem Hauptraum des Erdgeschosses geplatzt: ein todter französischer Infanterist lag auf der Schwelle, ein zweiter zuckte sterbend nahe dem einzigen Fenster, das durch einen Tisch und Holzstühle gegen unsere Gewehrschüsse hatte geschützt werden sollen: es war daher halb dunkel in dem Gelaß. Ich nahm einem verwundeten „Caporal“ („Sergeanten“?) den hingereichten Säbel und großmächtigen Revolver ab und legte ihm einen Carbolverband um den stark blutenden Kopf.

Man schickte sich an, weiter vorzudringen. Die Jäger — es war die I. Compagnie — schossen sich mit einzelnen Franzosen herum, deren Köpfe auf den gezinnten Wällen der Schanze zwischen den Zinnen nun scharf sichtbar wurden oder die, unsichtbar, aus den höchsten Stockwerken der weiter zurück liegenden

Häusern schossen: doch ward das feindliche Feuer nun schwach. Wir standen hart vor dem Thor der Festung, d. h. des Vorwerks und die vordersten Jäger versuchten bereits, das Pfahlwerk zur Rechten zu überklettern. Auch ich legte Hand an einen solchen dicken, hohen Pfahl: aber ich zweifelte sehr stark, ob mich, zumal das Gewehr in der Hand, meine verjährte Turnkunst da hinüber führen werde.

Da sah ich mit dem Glas, mit welchem ich nach der Schanze spähte, von der immer noch Gewehrschüsse aufblitzten, etwas Weißes hin und her wehen, wie ein Handtuch oder ein Tischtuch, das, zum Trocknen aufgehängt, im Winde schwankt.

„Herr Oberlieutenant", rief ich, „sehen Sie das Weiße? Ist das eine Fahne?"

„Herr Gott", rief der Officier, „ja! Die wollen sich ergeben! Feuer einstellen! Nicht mehr schießen!" Der Hornist blies ein Zeichen.

In der That verstummte das Feuer fast im Augenblick ganz.

Es war etwa fünf Uhr.

Mehrere Minuten tiefe Stille.

Aber kein Parlamentär ward sichtbar: nur das weiße Tuch an einer langen Stange ward lebhaft hin und her geschwenkt: der Mann, der sie trug, zeigte kaum Käppi und Kopf. Ich war — vielleicht — der erste Deutsche, der diese weltgeschichtliche weiße Fahne auf dem Wall von Sedan sah. Ich ahnte aber nicht, daß damit die Ergebung auch von Kaiser, Marschall und Heer angekündet werden sollte.

Wir warteten lang. Da trat der Hornist an den Officier, meldete, daß er schon bei dem Nehmen der Baricade einen Streifschuß an der Schulter erhalten, und fragte, ob er zurück gehen dürfe. „Versteht sich“, hieß es. Der Mann sah leichenblaß aus und hatte mit großer Verhaltung seine Schmerzen bisher getragen: auch ein Unterofficier und einige Jäger meldeten sich als verwundet. Der Officier sah noch einmal nach der Schanze mit meinem Fernglas und erklärte dann, er

werde die Parlamentärflagge melden; er ließ das genommene Haus noch stärker besetzen, stellte auf der Straße Wachen aus und ging dann mit mir und den Verwundeten langsam nach der Baricade zurück, wo er nach dem Hauptmann (wenn ich nicht irre) fragen wollte.

Kaum aber waren wir mit den an der Baricade zurückgebliebenen und hinter einzelnen nicht gefällten Bäumen der Straße (Pappeln waren's, und die meisten gefällt, die aufrecht stehenden aber bös zerschossen) bisher gedeckten Jägern, etwa 15—20 an der Zahl, vor der Baricade angelangt, von der wir uns wie von einer Scheibe abheben mochten, als plötzlich, trotz der Parlamentärflagge, ein neues Salvenfeuer, wieder drei Mal, und darauf Einzelschüsse auf uns fielen, die klappernd, wie wenn der Hagel gegen die Scheiben schlägt, auf die Bretter der Baricade prasselten. Unsere Leute waren wüthend über diese Weise, zu verhandeln und vermochten doch nicht, einem völlig unsichtbaren Feind zu antworten:

sie sprangen wieder in die Gräben und hinter die Pappeln. Uebrigens scheint dies Feuer aus viel größerer Entfernung[1] gekommen zu sein: denn die meisten Kugeln drangen, wie wir alsbald sahen, nur wenig in das Baricadenholz ein: und wir lasen später aus einer großen Gartengießkanne, die mit hineinverbaut und von einzelnen Kugeln durchlöchert war — deutlich hatte ich das seltsame Geschepper vernommen — 23 noch heiße Chassepotkugeln auf: es scheint, sie lag gerade in der Richtung einer Schießscharte der Schanze. Ich nahm mir von diesen zum Andenken einige mit[2]).

---

[1]) Wohl von Truppen, die von der begonnenen Capitulation nichts wußten.

[2]) In Mitschleppung solcher Andenken wurde, unter schroffster Verletzung des Kriegsrechts, von den deutschen „Schlachtenbummlern" gröbster Unfug verübt. Ich nahm außer jenen Chassepotkugeln von Torcy und Granatsplittern von Wadelincourt nur einen leeren französischen Tornister, ein par französische Soldatenbücher und Privatbriefe, auf dem Feld von Illy aufgelesen, sowie Abschriften meiner Listen von Verwundeten mit. Aber Würzburger Turner haben sich durch derartige Mißbräuche das Füsilirtwerden sehr, sehr nah auf den Hals geladen. Einige von ihnen fuhren

Ich erkannte nun: die Walküren, denen ich mich — nach Kräften — dargeboten, hatten mich nicht nehmen, Odhins Schlachturtheil hatte mich nicht treffen wollen.

Ich beschloß, die verwundeten Jäger zu unsern

---

von Donchéry nach Hause auf Wagen, die sie mit Chassepots, mit den Panzern und den malerischen Roßhar- umflatterten Helmen der französischen Cürassiere, mit Säbeln, Tornistern u. s. w. schwer belastet hatten. Auf der Heimfahrt kamen sie vom Weg ab, in die Nähe der Festung Longwy, und wurden hier von französischen Reitern angehalten, die entdeckten, daß diese Träger des rothen Kreuzes französische Waffen im Werthe von mehreren hundert Francs auf ihrem Wagen versteckt mit führten. Gefangen nach Longwy gebracht wurden sie — sehr mit Recht — zum Tode verurtheilt und — nach qualvollster Spannung mehrerer Tage — nur durch ganz außerordentliche Anstrengungen von der Tann's, Bismarck's, des Kronprinzen (ein wenig war ich auch betheiligt durch ein Leumundszeugniß, das ich dann durch unsern Major abschickte) noch am letzten Tage gerettet. Noch schlimmer war das „Retten" von Bildern und Büchern aus verlassenen, brennenden oder doch bedrohten Häusern: — gegen das „Rollen" der Bilder in den Landhäusern um Paris schrieb Gustav Freytag auf Anregung, ich meine, des Kronprinzen. Einem Officier, der später im Gespräch mir achselzuckend sagte: „Nahm ich das hübsche Bändchen Molière nicht aus der brennenden Stube zu St. Cloud, verbrannte es sofort mit", erwiderte ich: „Waren Sie verpflichtet, es

Wagen zurückzuführen, wo sie gelabt und verbunden werden sollten: ich vertauschte das Gewehr jetzt wieder mit dem rothen Kreuz.

Ich stützte den Hornisten, der mehr und mehr zu leiden schien. Mein Taschentuch, das ich auf die Schulter-Wunde gepreßt hatte, war bald durchquollen von Blut. Ich legte ihm dann einen Nothverband an, deren ich mehrere bei mir trug: breite linnene Streifen mit Carbol durchtränkt: Oehler hatte sie uns empfohlen und anlegen gelehrt.

Vor uns ging der Officier, einige Schritte links

---

zu retten?" Heute besitze ich von jenen (später an Deutsche Knaben zu Würzburg und Königsberg verschenkten) Andenken nur noch den Tornister, eine Mitrailleusen-Patrone und die rothe Wollepaulette eines schwer verwundeten französischen Infanteristen, — Jaques Pery, war nach seinem Soldatenbüchlein sein Name — der in meinen Armen im Wald von Garenne verschied; sie zeigt unten die Zahlen 46 (Regiment?), 2e (Compagnie?), 70, Nro. 3314; die Abschrift einer meiner Listen aus dem Spital ist mir leider verloren gegangen: es war unter den Verwundeten ein Lieutenant Graf Keller; meist waren es Angehörige des 32. Regiments: Hessen, Nassauer, Wiesbadener, Frankfurter, auch Thüringe.

neben mir und dem Hornisten der Unterofficier und ein Jäger, beide leicht verwundet. Einzelne Gewehrschüsse fielen noch ab und zu, offenbar aus weiter Ferne. Ich stützte den Jäger unter den Armen.

Da plötzlich stürzte er mit lautem Aufschrei auf das Antlitz nieder: eine verirrte Chassepotkugel hatte ihn in den Nacken getroffen. Wir hatten Mühe, ihn ohne Tragbahre fortzuschaffen.

Bald trafen wir in dem westlichen Theil des Parkes, den wir nun wieder erreichten, baierisches Fußvolk[1]) in großer Zahl und in einem Sommerhaus an der Landstraße Sanitätssoldaten und mehrere Militärärzte in Thätigkeit. Wir überwiesen ihnen die Verwundeten und ich verabschiedete mich von den Jägern, die ich bei ihren Thaten hatte begleiten dürfen, mit warmem Dank.

Das Feuer schwieg nun ganz auf allen Theilen des Schlachtfeldes.

---

[1]) Vom 5. und vom 11. Infanterieregiment, dahinter zwei Batterien vom 4. Artillerieregiment.

Kampf und Gefahr waren vorüber.

Gegen 50 Geschütze der Württemberger, die gegen Mittag einen Ausfall der Franzosen von Mézières abgewiesen hatten, fuhren dicht unter den von den Baiern besetzten Höhen auf, deren Instrumenten zu secundiren[1]. Aber es kam nicht mehr zu diesem Concert, nur ein par Schüsse feuerten die Württemberger: um 5 Uhr brannte es lichterloh in Vorstadt und Stadt von Sedan und der schwarze Rauch eines großen Strohmagazins, das von den Baiern in Brand

---

[1] Später kam mir auch der Humor für drollige Geschichten aus dem großartigen Tag. Als wir (über Petit Torcy hinaus?) in den ersten Häusern der Vorstadt eingedrungen waren, erhielten wir von rückwärts, von deutscher Seite her, ein par Granaten. Ich hörte — aber nur ungenau von Weitem — eine Geschichte, die so unwahrscheinlich war, daß ich sie nicht glaubte. Der baierische Befehlshaber habe entdeckt, daß die Granaten von den Württembergern kamen und einen Adjutanten an diese abgesandt mit dem Ersuchen, das Feuer auf diese Häuser gütigst einzustellen, da die Baiern schon darin seien. Der Alamanne aber habe entgegnet: „Was? Jetzt hätte mer des Erschte Mal in dem ganze Krieg e gute Position und jetzt sollte mer net schieße? Schießet ihr nur, ihr Loitle.“ Erst auf drohendstes Einreden des Adjutanten sei der Feuer-Eifer einge-

geschossen war, legte sich wallend wie eine ungeheuere Trauerfahne über die Veste und das besiegte Heer.

Ich ging zurück, unsere Wagen zu suchen, die ihre Aufstellung verändert hatten.

Der Major drückte mir schweigend die Hand. —

Auf dem Rückweg sah ich den König von Preußen, umgeben vom großen Stabe; er hielt zu Roß — ein Rappe war's — auf hohem Hügel bei Frénois und blickte auf das schicksalgetroffne, erwartungsvoll schweigende Thal hernieder, in welchem eine der größten Thaten aller Zeiten sich soeben vollendet hatte.

---

stellt worden. Wie gesagt, ich wollte es nicht glauben: aber nach der Rückkehr bestätigte es ein württembergischer Artillerieofficier als Ohrenzeuge, der bei Tröltsch in Würzburg behandelt wurde. Um es zu begreifen, muß man erwägen, daß die Württemberger da oben wohl noch viel mehr Franzosen als Baiern in Torcy sahen. Und ein par Tage, bevor ich dies corrigirte, am 29. Juni 1894, bestätigte mir ein preußischer General hier (damals ein junger württembergischer Artillerielieutenant) die Thatsache, daß erst auf lebhafteste Vorstellung jenes baierischen Adjutanten, eines Chevauxlegers-Officieres, die zorngemuthen Alamannen ihr Feuer einstellten.

Die Sonne brach noch einmal, wie heiligend und weihend, aus den Abendwolken: es war so feierlich wie der Ausklang der Beethovenschen Heldensymphonie.

Gegen $1/_2 6$ Uhr meldete ein Adjutant einem nahe unsern Wagen haltenden General: Stadt und Festung Sedan haben Unterhandlungen betreffs der Uebergabe angeboten und Einstellung des Feuers erbeten. Vom Kaiser, von Mac Mahon und von dem Einschluß der ganzen über achtzigtausend Mann starken Armee verlautete damals noch nichts.

Nachdem wir abermals die baierischen und nun auch die württembergischen Batterien aufgesucht und in einem Park über ein Dutzend versteckter Gewehre der Mobilgarde (keine Chassepots, sogenannte fusils à la tabatière) entdeckt und den nächsten Soldaten übergeben hatten, suchten wir in dem Dorfe Frénois Räume für Verbandplätze: ich fand dabei auf einem Speicher in einem Bretterverschlag unter dem Dach, nach versteckten Waffen spürend und deßhalb hinein-

greifend, einen französischen Adler und eine Tricolore verborgen. Wie stolz war ich! Aber alsbald erkannte ich, Adler und Fahne waren leider nicht militärischer, sondern feuerwehrhafter Art. Gerade jetzt traf der Befehl ein, nach Donchéry zu gehen und in diesem Städtchen Lazarethe und Verbandplätze einzurichten. Wir fuhren alsbald auf den geräumigen Marktplatz ein, der von deutschen Truppen überfüllt war. Die Einwohner, die den Tag über häufig Todesangst gekostet, standen zitternd und bleich an den Thüren.

Daß wir, d. h. unsere heldenmüthigen Truppen, gesiegt, das hatten wir wohl alle mitangesehen. Aber das Maß der Erfolge? Das war uns allen unklar. Wo war der Kaiser? In Metz oder in Paris? Oder war er bei Mac Mahon gewesen und mit diesem und einem Theil der Armee gen Metz entkommen? Oder nach Belgien entwischt? Und sollte morgen die Blutarbeit gegen die Festung und hunderttausend verzweifelt fechtende Franzosen von neuem anheben?

Diese Fragen und Zweifel beschäftigten uns Alle,

während wir auf dem alten Marktplatz für unsere Gespanne Unterkunft suchten, wohl ein par tausend Mann deutsche Truppen, meist Preußen, aber auch Württemberger und Baiern, um uns her.

Da schallt von der Brücke her ein dumpfes Rufen: das klingt wie Hurrah! Und plötzlich sprengt die Straße herab, mitten auf den Marktplatz, ein Officier der rothen Husaren, den Säbel in der Rechten, ein Stück Papier in der Linken, und mit mächtiger Stimme ruft er: „Cameraden! Hurrah! der Kaiser ist gefangen!“

Dieser Moment und der Widerhall der tausend und abertausend deutschen Stimmen, die begeistert und siegesfroh wiederholten: „Hurrah! der Kaiser ist gefangen!“ — dieser Moment des höchsten kriegerischen und patriotischen Jubels ist über allen Ausdruck groß gewesen! Davon kann man nicht reden, muß man schweigen. —

Noch ehe wir zu dem höchst bescheidenen Nachtmahl in dem Wirthshaus, in dem wir uns ein-

quartiert, niedersaßen, erfuhren wir Näheres: nicht nur der Kaiser, die ganze, die letzte Armee Frankreichs[1]), die noch im offenen Felde stand, sammt ihrem verwundeten Feldherrn, war an dem großen Tage, den wir erlebt, in deutsche Hand gefallen. Um Mitternacht trennten wir uns, körperlich todtmüde. Aber ich konnte nicht schlafen. „Jetzt ist das deutsche Volk das erste Volk der Erde“: — unablässig mußt' ich's denken.

---

[1]) Die Verluste bei Sedan betrugen bei den Deutschen 400 Officiere, 8500 Mann todt oder verwundet, bei den Franzosen todt oder verwundet 17000 Officiere und Mann, gefangen in der Schlacht 21000, durch die Capitulation 83000, zusammen gefangen 104000 Mann, in Belgien entwaffnet 3000, erobert wurden 1 Adler, 2 Fahnen, 419 Feldgeschütze und Mitrailleusen, 139 Festungsgeschütze, 66 0000 Gewehre, über 1000 Wagen, 6000 noch brauchbare Pferde. — Ja, so haben wir damals das neben uns und den Engländern tapferste Volk und beste Heer der Erde bezwungen. Jetzt (1894) werden wir von Hottentotten und nackten Negern geschlagen. Es thut weh! —

XXI.

Ich will diesen freudigen Bericht nicht durch Anführung der unerfreulichen Gründe entstellen, aus welchen wir verhindert wurden, mit unsern zu diesem Behuf abgeladenen und frisch bespannten Wagen noch am Abend auf den nächstgelegenen Theil des Schlachtfeldes zu eilen, und Verwundete aufzusuchen und einzubringen [1]. Gebührende Beleuchtung dieser Vorgänge wird an einem andern Ort — und an die richtige Adresse gerichtet — nicht ausbleiben [2]. Ich stelle nur fest, daß wir nach zweistündigem schmerz-

[1] Ein höherer preußischer Officier erklärte, es gehe nicht an, daß Civilärzte vor den Militärärzten auf dem Schlachtfeld erschienen und drohte mit Gewalt, mit Verhaftung, als unser Major nicht gleich nachgeben wollte; was auf die (beabsichtigte) schriftliche Beschwerde von Grolmanns erfolgte, habe ich nicht erfahren.

[2] So geschrieben in's Tagebuch am 2. September 1890.

lichem Harren unsere Pferde wieder ausspannen und den nächsten Morgen abwarten mußten: das Maß von Schmerz, ja von Verzweiflung vielleicht, das durch diese absichtliche Abhaltung thatbereiter Hülfe über viele tapfere Männer gebracht wurde, welche die kalte Herbstnacht auf dem Leichenfeld verbringen und möglicherweise deßhalb erliegen mußten, haben nicht wir zu verantworten. —

So gingen wir denn erst am andern Morgen mit Tagesanbruch an's Werk: schon um 3 Uhr hatten unsere wackern Nürnberger und Würzburger Turner begonnen, die Wagen für die Aufnahme der Verwundeten zu rüsten; um 1/2 5 Uhr fuhren wir aus Donchéry ab.

Ueber den Niederungen der vielgekrümmten Maas brütete noch weißer Nebel, der auch um die Tannen des Waldwegs wob und spann; aber die Sonne stieg prachtvoll und leuchtend empor: die Sonne Deutschlands und seines großen Sieges! An dem Stationsgebäude waren die Truppen eifrig beschäftigt,

die Vorräthe eines riesigen Güterzugs, der den Franzosen hätte Lebensmittel zuführen sollen, auszuladen: ganze Wagen sah ich gefüllt mit dem Militär-Zwieback, der, im Geschmack dem Osterkuchen der Juden ähnlich, im französischen Rothwein erweicht, unsern Leuten ganz wohl behagte.

Hinter der Bahnlinie standen und lagen an den noch glimmenden Feuern viele tausend Gefangene aller Waffengattungen, von Husaren und Dragonern mit gespannten Carabinern bewacht: am Abend zuvor schon hatte man ihrer fünftausend durch die Straßen von Donchéry „getrieben“: — man kann es nicht anders nennen; es war ein seltsames, ein ergreifendes Nachtbild gewesen, diese bunt gemischten Massen, Reiter ohne Pferde, Fußvolk ohne Gewehre, Kanoniere ohne Kanonen, in zerrissenen, oft blutigen Uniformen bei'm rothen Scheine flackernder Pechfackeln von den behelmten Siegern — ein westfälisches Regiment — immer vorwärts, vorwärts gedrängt, hinweg von den Schwellen der Häuser, auf denen ihnen weinende Weiber

Wasser, Brod und Suppe reichten; mich erbarmte eines etwa siebenzehnjährigen bildschönen Savoyarden, der die müden wunden Füße kaum mehr heben konnte; er sank an den Stufen unseres Quartierhauses zusammen; flehend baten die dunkeln Augen: „oh, mon Dieu, mon Dieu!“ rief er gegen den sternenlosen Himmel empor: ich bot dem führenden Unterofficier meine Feldflasche; einige Minuten rastete nun der Zug: ich empfahl dem wackern blondbärtigen Münsterländer den armen Knaben mit den feinen Zügen und den zierlichen Gelenken: der dankte mir, die Thränen zerdrückend, für Brod und Wein und etwas Geld — und fort riß ihn der Zug in die Ferne, in die Nacht.

Auf dem Weg entlang dem Flusse kamen meinen Wagen immer neue Scharen von Gefangenen entgegen: hatte man doch deren über zwanzigtausend auf dem Schlachtfelde selbst ergriffen. Diese hohen Zahlen von (unverwundeten[1])) Gefangenen in allen Gefechten — schon bei Wörth! — mögen sich einerseits aus

[1]) Das hebt Moltke wiederholt hervor.

den geschickten Umgehungen der deutschen Führer, andrerseits aus einer gewissen plötzlich einbrechenden Haltlosigkeit erklären, die, auch nach tapferstem Widerstand, französische Truppen oft befallen soll, wenn sie am Siege verzweifeln.

Dieser Mangel an Haltung ließ auch die Masse der gefangenen Franzosen höchst unschön, ja oft unwürdig erscheinen; sie hatten nichts mehr an sich von „all the pride and circumstance of war“: ich konnte das Bild einer vom Schäferhund umkreisten und zusammengetriebenen Herde bei diesen „Transporten“ nicht los werden; das Leichte, Flotte in Tracht und Haltung der Franzosen erhielt jetzt das Ansehen des Vernachlässigten und Liederlichen; sehr deutlich und sehr vortheilhaft hoben sich übrigens die alten dienstergrauten Troupiers, mit den aus Horace Vernet wohl bekannten Characterköpfen, von den Frischlingen der Conscription ab. Von einem Haufen Mobilgarde, den ich bei Passavant gefangen sah (oben S. 401, 404), will ich lieber gar nichts sagen.

Die steil ansteigende holperige Straße — ich hatte alsbald beschlossen, auf diesem Wege meine Verwundeten nicht zu führen — bog nun links in den Wald. An dessen Eingang ragte ein hohes Crucifix mit Steinaltar; dicht dabei das erste Bild der Schlacht: der Steg über den breiten Graben eingebrochen, ein Troß-Karren kopfüber hineingestürzt, ein todtes Pferd daneben; diese todten Rosse, in allen denkbaren Lagen, sind die echtesten Wahrzeichen von Heereszug und Schlacht.

Als ich mit meinen sechs Wagen wieder auf's freie Feld kam, fielen einige Gewehrschüsse: es wurden wohl erbeutete Chassepots abgeschossen; — eine Kugel schwirrte pfeifend hart an meinem linken Ohr vorbei! — da stob mir, abermals durch diesen Lärm aufgescheucht, ein Schwarm weißer Tauben entgegen, dessen ruheloser Flucht ich schon gestern lange zugesehen. Als auf dem rechten deutschen Flügel das Kleingewehrfeuer gegen Mittag so furchtbar um die Dörfer knatterte, eilten ihre bangen Scharen pfeilgeschwind zur Linken; da aber begegneten sie auf dieser blauen Bahn in Menge

den schwirrenden Granaten der Franzosen: und angstvoll und rathlos wichen sie diesen unheimlichen Vögeln in weitem Bogen nach dem Wald hin aus.

Im nächsten Dorfe fand ich schon Aerzte, Sanitätssoldaten und — Todtengräber in voller Thätigkeit: in den übel zerschossenen Häusern richtete man Verbandplätze ein: in einem arg zerstampften Garten grub man einen langen, langen Graben; einige Franzosen lagen schon darin: ein niedergetretener Rosenstrauch hing über den Rand, langsam fielen und wehten ein par Rosenblätter hinein.

Ich will nicht ermüden durch wiederholende Aufzählung der Spuren der grausen Schlacht; die zerbrochenen weggeworfenen Waffen und Uniformstücke bedeckten den ganzen Weg; ich bemerkte hier schon auffallend viele französische Harnische und die malerischen Helme, vom schwarzen Roßschweif umwallt, der Panzerreiter. Bald sollte sich das erklären.

Ich fuhr nun, in der Richtung nach Floing und Illy, den gestern wahrgenommenen, von mir „Leichen-

hügel" genannten Berg (Calvaire d'Illy) hinan; wahrlich, er war recht benannt: in dem gelben Steinbruch zur Rechten ruhten viele Preußen, zumal vom 32. Regiment, Frankfurter, Kurhessen und Nassauer, die hier an den Mitrailleusen vorbeigestürmt. Auf der Hochfläche aber, in den Schützengräben, die sie, drei- und vierfach über einander, aufgeworfen, lagen französische Infanteristen in grauenhafter Menge, gewiß acht Franzosen gegen einen Deutschen: — mir verging das Zählen. Fast alle waren von den Granaten getödtet, die mit furchtbarer Genauigkeit stets mitten in den Gräben niedergegangen und geplatzt waren; in Haufen von fünf und zehn Mann, oft noch das Gewehr im Anschlag, lagen sie neben einander hingestreckt. Mein Fuß stieß an etwas Weiches, Schwarzes: ich bückte mich — es war der obere Theil eines Schädels mit gesammten Schopf; zwei Schritte davon lag der dazu gehörige Rumpf. Viele Gesichter der Todten waren von Schmerz oder Wuth entstellt, die Zähne auf die Lippen gebissen, die Finger in die Erde

gekrallt, die Augen der meisten starr geöffnet, der Blick gen Himmel gerichtet.

Ich vertheilte nun, auf der Höhe angelangt, Wagen und Leute nach allen Richtungen des Schlachtfeldes, zunächst verwundete Deutsche — die Franzosen überließ ich den zahlreichen Aerzten ihres Volkes auf deren Wunsch — aufzusuchen und zu bergen; es lagen in den beiden dichtbebuschten Gehölzen und in vergessenen Furchen, in tiefen Gräben, noch sehr, sehr Viele, denen seit gestern Mittag noch keine helfende Hand, kein tröstender Mund genaht war. Und doch thaten, das sahen wir, Militärärzte und Sanitätssoldaten in treuestem Eifer ihre Pflicht. Aber das Schlachtfeld hatte sich über eine Meile erstreckt, und der Betrag der Verwundeten in beiden Heeren näherte sich der Zahl dreißigtausend. Daß die Hilfe auf dem Schlachtfelde bisher noch nicht in dem Verhältniß der Zerstörung auf dem Schlachtfelde gesteigert worden, ist schmerzlich klar[1]).

[1]) Und wie wird das erst künftig werden!

Hochwillkommen waren die reichen Vorräthe frischen Wassers, das wir in Fässern auf den Wagen mit uns führten; ebenso Brod, Mischungen von Wasser und Wein, Carbolverbände und weiches Leinenzeug: damit konnten auch wir Laien nichts schaden und manches nützen. Die Thätigkeit unserer Aerzte aber war über alles Lob erhaben; die Dankesblicke der blutenden Helden waren ihr bester Lohn. Die stumme Fassung mit welcher die wunden Männer ihre Schmerzen trugen, die Zucht und Geduld, mit der sie abwarteten, bis die Reihe an sie kam, war ergreifend; ich habe nur bei dem Heben und Tragen manchmal einen Schrei vernommen.

Nachdem der Rand der Hochebene abgesucht war, schritt ich die nordöstliche Senkung hinab: da bot sich ein neues Schauspiel. Als das Fußvolk auf diesem Hügel geschlagen war und den wirren Rückzug in die Festung antrat, sollte die deutsche Verfolgung durch Reiterei aufgehalten werden: und es erfolgte in drei Vorstößen der oben (S. 488)

geschilderte heldenmüthige Reiterangriff[1]). Ein leichtverwundeter 46er — ein echtes Frankfurter Kind — erzählte mir an Ort und Stelle, wie gewaltig der Sturm der Reiter sich von dem Hügel dort auf sie herabgewälzt habe; aber es war umsonst! Die Preußen bildeten nicht einmal Vierecke — dazu war auch nicht mehr Zeit gewesen! — in Schützenklumpen und in Hakenstellung ließen sie den Feind dicht heran kommen, und gaben erst dann Schnellfeuer. Das Ergebniß dieser Arbeit lag nun vor unsern Füßen: reihenweise, dicht neben einander, wie sie geritten waren, lagen die Cürassiere — mit ihren ausschließlich weißen Rossen (oben S. 487) — und die Husaren hingestreckt, wie wenn man an einen Zug dicht neben einander gestellter Bleisoldaten stößt:

[1]) Er traf die Artillerie [3. (und theilweise 4.) schwere Batterie des XI. Armeecorps] der 43. Brigade, dann die Fußvolkregimenter 94, 83, 46, und die Jägerkompagnien (zumal 2. und 3. und das 5. Jägerbataillon); von den 5(—7) französischen Reiterregimentern verlor jedes etwa 250 Pferde, zusammen mindestens 1250! Nach Bonie, campagne de 1870/71; la cavalerie française.

es war ein furchtbarer Anblick. „Zum Einhauen“, sagte mein Gewährsmann, „sind sie gar nicht gekommen. Nur Verwundeten, an denen sie vorüber jagten, gaben sie Stiche mit den Pallaschen, meist sie kaum erreichend: — anders freilich, wären es Lanciers gewesen“ (wie solche allerdings einen aufgelösten Schützenzug überritten hatten; wir nahmen einen 94er in das Spital, der zehn solcher Säbel-Stichwunden erhalten hatte, und doch genesen wird). Ich blieb lange vor einem Chasseur stehen, der todt unter seinem todten Rosse lag; ich zählte vier Kugelwunden an dem Mann und vier oder fünf an dem Pferd; die Rechte hielt noch den um das Gelenk geschlungenen Säbel, der Carabinerschaft war durch den Sturz gebrochen; bei dem Rückwärtsjagen hatte sich gar oft Mann und Roß den Abhang hinab überschlagen.

Etwas weiter zurück lagen drei Reiterofficiere der Chasseurs d'Afrique, wohl von den französischen Todtengräbern zusammen gelegt. Einer davon, ein bild-

schöner junger Mann, trug auf der aufgerissenen Uniform glitzernde Orden und auf der nackten Brust ein mehrere Zoll großes, viereckiges, unfehlbares Amulett von schwarzer Seide, bestickt mit arabischen Buchstaben in Gold: mittendurch hatte die deutsche Kugel getroffen[1].

In der Nähe lag, schwer sterbend, ein französischer Infanterist, krampfig „Flocken zupfend" mit den Händen. Ich tränkte ihn und ging weiter.

---

[1]) An dieses Amulett knüpft sich eine bezeichnende Geschichte. Unter unsern Turnern war ein wackerer Altbaier, der nur den Einen Fehler dicksten Aberglaubens hatte. Wiederholt hatte er Beweise davon gegeben: er schärfte allen Soldaten ein, nur ja keine Spielcarten in das Gefecht mit zu nehmen, dieser Teufelskram ziehe die Kugeln an. (Wir fanden denn auch auf allen Straßen vor den Schlachtfeldern weggeworfene Karten in Menge.) Auch rieth er ihnen eifrig, sich Amulette zu verschaffen und sie auf der Brust zu tragen. Ich lachte ihn oft darüber aus. Als ich nun bei dem schönen Chasseur d'Afrique stand, kommt Herr Müllerbauer (?) gerade vorüber: ich deutete mit dem Finger auf das durchschossene Amulett und fragte: „Nun, was sagen Sie dazu?"

Einen Augenblick stutzte der Altbaier: aber alsbald erwiderte er unverzagt: „Ja! Der hat halt das Rechte net g'habt!"

Gegen den Aberglauben kämpfen Kugeln selbst vergebens.

Da rief mich Roßbach von ein par Alleebäumen her an. Ich schritt auf ihn zu: „Du mußt mir etwas bezeugen! Da schau her.“ An einem der Bäume stand, hinter seinem todten Pferd, an den Stamm der Pappel gelehnt, ein Chasseur à Cheval, den Carabiner im Anschlag auf dem vorgestreckten Arm. Der Mann war: — todt! — und doch fiel er nicht, an den Stamm gelehnt: und doch blieb auch der Arm vorgestreckt.

„Das ist plötzlich eintretende Leichenstarre“, erklärte mir Roßbach, „ich hab' es schon bei Beaumont beobachtet. Es gerinnt in der Muskel eine bei dem Schuß eindringende Flüssigkeit, was das Erschlaffen des angespannten Muskels verhindert. Ich werde darüber schreiben und will ein par Augenzeugen dafür haben.“

In der Nähe zuckte etwas, das am Boden lag. Ich eilte hin, es war ein preußischer Füsilier: ohne Helm; ein Granatsplitter hatte ihm den Schädel halb zerschmettert: handbreit quoll das weiße Hirn heraus! Und der Mann lebte — seit 24 Stunden!

Es war gräßlich! Ich rief den nächsten Arzt herzu: Jolly, Sohn des berühmten Physikers in München, später Professor in Straßburg (?): er hob mit mir den Kopf des Armen in die Höhe und flößte ihm eine solche Menge Morphium ein, daß die Zuckungen sofort aufhörten: bald darauf reckte er sich noch einmal und starb in meinen Armen; mein Rock und die weiße Armbinde mit dem rothen Kreuz wurden ganz blutig.

Zunächst hatte ich nun die Landstraße zu passiren, auf welcher die „Kugelspritzen" gestern musicirt; zu Dutzenden lagen die Patronenkisten umher, die acht hier genommenen Geschütze selbst waren schon weggebracht. Nun ging es in den Wald von Garenne, in welchem die Granaten furchtbar gehaust — in Menge hob ich ihre Bleiverschalungen und Sprengstücke auf —: ich fand verwundete Franzosen in großer Zahl, die nicht durch die Geschosse nur, auch durch die abgeschmetterten Splitter und Aeste[1]) schwer getroffen waren;

[1]) Auch das hat Zola gut geschildert. — Ich suchte bei einbrechender Dunkelheit lange, lange, von wem das Aechzen und

im Dickicht aber lag so mancher, der sich, wie der wunde Hirsch, dahinein verkrochen hatte, um still darin zu sterben.

Nun erstieg ich die gegenüber liegende Höhe, die das Dorf Illy mit vielen steinernen Häusern, darunter eine große Villa mit hoher Gartenmauer, krönte; lange hatte sich hier der Feind gewehrt; auf dieser Mauer, gerade an der Ecke, und scharf sich abhebend von der hellen blauen Luft, ragte eine hohe weiße Gestalt völlig regungslos; ich hatte sie für eine Gips-Statue gehalten: sie blieb unbeweglich, auch als ich dicht heran war und unten staunend vorüber ging: plötzlich hob sie beide Arme gen Himmel, es war ein langer Turco, der gar nichts am Leibe trug als einen weißen Burnus, den er

---

Stöhnen ausgehe, das hoch aus den Wipfeln eines dichtbelaubten Baumes zu mir herniederdrang; ich dachte, ein versteckter Soldat hause da oben verwundet in den Aesten und könne nicht herab: aber trotz allen Rufens auf Französisch und Deutsch entdeckten ich und die Turner nichts; es war wohl ein großer Vogel oder ein kleines Raubthier, was da oben von einer Kugel verwundet worden war.

über den Kopf gezogen hatte; das Blut floß von seinen nackten Beinen; betend blickte er nach Osten, der steigenden Sonne entgegen. —

Von diesem Hügel konnte ich mit dem Fernglase leicht die unter mir offen liegende Stadt und Festung Sedan übersehen; die Ueberschwemmung der Maas hatte einen breiten Wassergürtel um die Wälle gezogen; es fielen zahlreiche Schüsse in der Stadt, nur zur Entladung von Gewehren; in den Straßen, auf den größern Plätzen sah ich dichte Massen von Franzosen hin und her ziehen unter unaufhörlichen Trommel- und Trompeten-Zeichen; die zersprengten und völlig durcheinander gewürfelten Scharen sollten gesichtet und gesammelt werden, aber nicht mehr, um aufs neue die Waffen zu erheben, sondern um sie, vierundachtzigtausend unverwundete Soldaten, vor dem deutschen Heer zu strecken. General v. Wimpffen hatte seinen Gedanken, sich nach Carignan durchzuschlagen, längst aufgegeben. Die zehnte Stunde, zu welcher, für den Fall des Scheiterns der Uebergabs-

verhandlungen, die deutschen Geschütze das Feuer wieder beginnen sollten, war längst vorüber. Es war Alles entschieden.

Ich kehrte nun zu dem Sammelplatz der Wagen zurück, nach Kräften im sorgfältigen Aufladen der Verwundeten helfend. Ich war recht müde geworden: — dreizehn Stunden unabläßig in Bewegung und ohne die mindeste Speise; denn ich brachte es doch nicht fertig, wie unsere Soldaten, auf demselben Acker und aus demselben Graben, in welchen man eben die Todten legte, die Kartoffeln zu heben und am Feuer zu rösten; auch das auf dem Schlachtfeld frisch geschlachtete blutige Fleisch konnte ich nicht berühren: es war des Blutes zu viel ringsumher.

Es war mir also, wie gesagt, vor Ekel, vor Grauen, auch wohl vor Aufregung nicht möglich, irgend etwas zu genießen, was unsere Soldaten auf dem Schlachtfeld mir anboten. Etwas mit zu nehmen für mich, war mir in der Hast des noch nächtlichen oder doch dunkeln Aufbruchs nicht beigefallen. Von 4 Uhr

früh war ich auf den Beinen: nie geahnte Eindrücke des Grauens, nie ertragene Anstrengungen im Heben, Stützen, Aufladen der Verwundeten hatte ich durchgemacht, von 5 Uhr früh, da wir auf dem Schlachtfeld eintrafen, bis 5 Uhr Abends.

Tief erschöpft legte ich mich, eine Viertelstunde zu ruhen, in einen Straßengraben bei dem Calvaire d'Illy: mein Rock war über und über von Blut befleckt. Da kamen Münchener und auch Würzburger Turner, die mich kannten, aber nicht zu unserer Colonne gehörten, auf Wagen vorüber gerasselt: sie sahen mich blutbedeckt, regungslos im Graben liegen. Sie verbreiteten in München und in Würzburg die Nachricht, die auch in die Zeitungen kam, ich sei bei Sedan gefallen. Es hat damals am Main und an der Isar doch manches Herz bewegt. —

Die meisten unserer Gespanne waren schon heimgekehrt: ich brach nun ebenfalls auf: einen meiner Wagen hatte ich mit sechs Preußen und einem armen Teufel von Zuaven gefüllt, dessen Gesicht durch einen

Schuß in den Mund gräßlich entstellt und der nirgends untergekommen war; einen letzten Wagen behielt ich vorsichtig frei, um unterwegs noch Verwundete aufnehmen zu können; dafür fand sich dringender Anlaß im nächsten Dorf (St. Menges?) in welchem etwa dreihundert, meist noch unversorgte, Verwundete und ein Militärarzt zu treffen waren!

Der von mir um der Verwundeten willen gewählte Weg der Rückfahrt war viel länger als der Waldsteig von heute früh, aber auch viel ebener. In der Besorgniß, die rechte Straße verfehlt zu haben — es dauerte gar so lange für die armen Verwundeten, die immer wieder, wenn auch sehr bescheiden, fragten, ob wir noch nicht am Ziel! — ließ ich die Wagen in einem Hohlweg (wohl dem von St. Albert?) halten und lief, da ringsum kein Einwohner des Landes zu sehen war nach deutschen Soldaten ausblickend, weit, weit über ein morastiges Feld nahe der Maas, ziemlich rathlos für den Fall, das wir uns wirklich verfahren hätten. Endlich

sah ich weit in der Ferne ein Häuflein preußischer Officiere, die am Rand eines Grabens rasteten und mich, nachdem ich auf sie zu gelaufen war, der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges getrösteten. Dankend wollt' ich mich verabschieden: — da — ich muß wohl sehr erbarmungswerth ausgesehen haben, todtmüde und Gesicht und Har und Bart und alle Kleider von Blut und Schmutz starrend, wie mir später in Donchéry der seit Wochen zuerst wieder beschaute Spiegel sagte — da stieß der eine, ein Husar, seinen Cameraden und Nachbarn im Graben an; dieser nickte, und der Husar rief mir zu: „Halt, Herr Doctor, Sie sehen ja recht nett aus! Da! trinken Sie einmal einen Schluck echten Champagner: — kaiserlichen! — gestern haben wir ihn sammt dem Küchenwagen vor Sedan abgefaßt!" So hat mir noch mein Lebtag kein Trunk gemundet, wie dieser Kaiserwein auf dem öden Haidemor.

Nun hatte ich — es ist schon dunkel um 7 Uhr am 2. September — noch ein ziemlich ernstes Aben=

teuer zu bestehen. Ich schickte fünf meiner Wagen auf der Hauptstraße voraus und fuhr mit dem letzten allein in ein Dorf abseits, auch hier noch etwaige Verwundete aufzulesen. Dieser Weiler (St. Albert?) hatte unter den Schrecken des gestrigen Tages besonders schwer gelitten: unter anderm hatte eine Granate ein hübsches vierjähriges Kind, wie es über den Dorfplatz lief, zerrissen: — der alte Großvater wies mir schweigend die kleine Leiche; ein par Bauern-Bursche, die sich am Kampf betheiligt hatten, waren ergriffen und erschossen worden: dumpfer Haß und finsterer Groll brüteten in diesen Menschen: sie hungerten auch: denn schon seit zwei Tagen hatten ihre eigenen Truppen hier das letzte Stück Brot verzehrt. Nun entdeckten sie auf meinem offenen Leiter-Wagen neben den Verwundeten Flaschen mit Rothwein, Säcke voll Brodes, ein par Schinken. Ich sah den Hunger auf den Gesichtern, vertheilte einige Brode und ein par Flaschen Wein an jenen weißharigen Alten und einige Weiber für deren weinende Kinder, und befahl nun meinem

elsässischen Bauer, der eifrig mit den Einwohnern getuschelt hatte, weiter zu fahren. Der aber zögerte, die Franzosen bedeutungsvoll anblickend: plötzlich fielen ihm zwölf Fäuste in die Zügel, ebenso viele griffen in meinen Wagen, nach dem Wein, den Broden: wilde Blicke, drohende Worte, laute Verwünschungen trafen mich, der ich eben aufsteigen wollte: im Augenblick war ich von dem Wagen getrennt, zwölf, zwanzig Blaukittel umringten mich: ich sah umher: so wenig wie bei der Einfahrt konnte ich irgend einen Deutschen entdecken. Da brach ich durch die Reihe, die mich vom Wagen trennte, zog meinen sechsläufigen Revolver und drohte, jeden nieder zu schießen, der da stehle, oder mich aufhalten wolle. Aber sie wichen nicht von dem Wagen: war ich doch ganz allein und der Elsässer Fuhrmann gewiß kein Beistand für mich! Ich sprang nun auf den Wagen und befahl nochmal, abzufahren. Der Mann gehorchte nicht: konnte auch nicht: sie hielten die Zügel der Gäule. Da hob ich den Revolver und schoß — aber in die Luft: nun

fuhren ein par der Burschen zurück, die Weiber kreischten, man solle von mir lassen: aber andere Blaublusen beharrten und drängten näher heran: ich schoß den zweiten Lauf in die Luft ab: wieder wichen ein par: ich richtete nun den Revolver auf den Rädelsführer, einen riesigen Schmied, der, in der Rechten den schweren Schmiedehammer, mit der Linken den Handgaul zurück zerrte: aber — wohl zum Glück für mich! — ward mir erspart, ihn nieder zu schießen, was ich so eben sehr bestimmt thun wollte: durch die beiden Schüsse herangelockt sprengten von der nahen, aber mir unsichtbaren Landstraße her in die Dorfgasse herein ein preußischer Feldgensdarm und fünf Dragoner, die Karabiner auf dem Schenkel: hei, stoben die „pisangs" auseinander! Ausgenommen der Schmied, der trotzig stehen blieb. Der Gensdarm fragte, ob mir etwas geschehen sei. Dann werde man das ganze Dorf bestrafen. Nun, geschehen war mir — noch — nichts! Ich verneinte also, warf meinem Haupt-Widersacher, dem Schmied, auf

französisch ein warnendes Abschiedswort zu, und fuhr, begleitet von den sechs Reitern, aus dem Dorf. Dem elsässer Fuhrmann hielt ich aber sehr zornig seinen schwarzen Undank vor: seit Nancy hatte ich mich, da er oft weinte, nach Kräften seiner angenommen und ihm manchen sou und manchen „petit vin“ zugewandt. Auf meine Vorwürfe hin — weinte er nun wieder! —

XXII.

Endlich, bei voll hereingebrochener Dunkelheit, erreichte ich nun das Städtlein Donchéry, in welchem wir im Hospital[1]), in der Salle d'Asile und in einer großen Caserne umfassende Lazarete einrichteten; außerdem dienten sechs Scheunen als Verbandplätze und Unterkunft für leichter Verwundete und Marode. Ich übernahm die Führung der Listen für alle neun Räume, bei dem fortwährenden Wechsel der Aufgenommenen und wieder Entlassenen eine recht mühevolle und nicht mit voller Genauigkeit zu lösende Aufgabe. Wir

---

[1]) Durch Unvorsichtigkeit der Deutschen war in dem gegenüber liegenden Spirituslager während meiner Abwesenheit Feuer ausgebrochen, das Gebäude verbrannt, unser Spital schwer bedroht, man hatte angefangen, die Verwundeten fort zu schaffen. Ich kannte den entstellten Platz kaum wieder.

hatten im ganzen gegen achthundert Pfleglinge; es waren meistens Deutsche.

Die verwundeten Preußen gehörten meist dem 32., 46., 80., 83., 85. und 86. Regiment und verschiedenen Jägerbataillonen, namentlich dem 5., an.

Von der Marine-Infanterie, die sich gegen die Baiern bei Balan und Bazeilles sehr tapfer vertheidigt, hatten wir Vertreter aller drei Regimenter; außerdem will ich noch einen Turco erwähnen, aus welchem auch seine französischen Cameraden schlechterdings nichts heraus brachten als die Worte „Bartelmé, Constantine".

Ferner hatten wir einen gefangenen französischen Grafen (?), den Träger eines großen Namens, de Salignac Fénélon: General des V. Corps. An diesen Mann knüpft sich mir eine für die Franzosen bezeichnende Erinnerung. Er war am Halse verwundet. Ich ließ ihn in Ruhe[1])

[1]) Ich ließ es gewiß an zartester Rücksicht in Behandlung der Verwundeten nicht fehlen: es rührte und freute mich folgender Zug: ein gar gutartiger Sachse, den ich mehrere Tage

mit Fragen behufs Ausfüllung meiner Listen, bis Roßbach mir sagte, der General könne jetzt ganz gut reden. Ich füllte allein Alles aus in den Listen, was ich ohne ihn wissen konnte, nur den Namen seines Regimentes mußte ich von ihm selbst erfahren. Ich trat also möglichst artig an sein Bett und fragte ihn in meinem besten Französisch: „Et le nom de votre régiment, mon Général?“

Da erhob sich der ohne Zweifel höchst tapfere Mann auf einem Arm, schwang den andern in der Luft und rief: „Mon régiment? Il n'existe plus!“

Höchst theatralisch, wird man sagen. Ein deutscher Officier sagt ganz ruhig: „I. schlesisches Husaren-Regiment von Schill“ u. s. w.

Allein wir Deutschen sind rasch bei der Hand, das Gebahren der Franzosen „theatralisch“ zu schelten:

---

gepflegt, rief einem am Fuße verwundeten, am Boden liegenden Cameraden, der, wie ich in das Zelt trat, ängstlich das schmerzende Glied an sich zog, zu: „Hab' keene Angst. Der Herr thut der nich weh!“

sehr mit Unrecht! Das Bedürfniß, der lebhaften Empfindung in Blick, Geberde, Bewegung, (mit allen Gliedmaßen!) in Wort, Tracht, Schmuck glänzenden, eindringlichsten Ausdruck zu geben, steckt tief in dem so reich begabten Mischvolk von der keltischen und von der romanischen Seite her; und auch die Franken treten von Anfang an in Geschichte und Sage uns als eitler und ruhmrediger, lebhafter, rascher, leichter- und heißer-blütig entgegen, denn z. B. alle nieder-deutschen Völkerschaften und die Bajuvaren und Thüringe (rascher und heißer als die Andern rechts vom Rhein sind die Alamannen); was bei uns freilich „theatralisch“, d. h. gemacht und künstlich, auf die Wirkung berechnet, wäre, das ist bei Franzosen (und Italienern) durchaus nicht theatralisch, sondern echteste Wahrheit der Volksseele. Freilich: — uns muthet dieses Wesen in seinen Uebertreibungen oft seltsam, auch wohl zur Geringschätzung herausfordernd, an: wie andererseits die Franzosen uns den Mangel an solch' bestechendem Wesen: die Vernachlässigung des

Aeußeren, der Form, des Ausdrucks, nicht ohne Grund vorrücken: hat doch Renan nach dem Kriege von 1870/71 geradezu über Moltke geäußert: er wisse wohl zu siegen, aber ihm fehlten jene „mots sonores“, welche die Heere zum Siege fortreißen (wie z. B. die Napoleons von den „Jahrtausenden, die auf die Grenadiere von den Pyramiden herabsahen“, „der Sonne von Austerlitz“ und ähnliche „Scherze“ (sagt man in Berlin). Lieber Gott! Unser Moltke und solche „Tiraden“! „Sedan sans phrase“ scheint doch „Waterloo avec phrase“ erheblich vorzuziehen! Moltke hätte sich die Zunge abgebissen, ehe er sich zu einer solchen Rede-Leistung herabgelassen hätte.

Nun ein deutsches Gegenbild[1]) zum dem keltischen General. Unter den Verwundeten im Officierszimmer lag ein sächsischer Lieutenant, den wir sehr lieb gewonnen. Er hatte einen Schuß in die rechte Brust, die Lunge war oben verletzt. Man konnte die Kugel

---

[1]) Ward später von Oehler erzählt.

nicht entfernen; doch nahm die Heilung günstigsten Verlauf: es hatte sich eine Verwachsung gebildet, welche das Sinken des Geschosses in die Lunge verhinderte. So schärfte man dem Wunden ein, möglichst ruhige Haltung des rechten Arms zu beobachten, da jede Bewegung die Verwachsung zerreißen und die Kugel senken könne. Mit musterhafter Geduld hält der lebhafte Officier viele Tage die schwere Geduldprobe aus: er rührt den Arm nicht. Endlich tritt eine Ordonnanz in den Sal, frägt nach dem Lieutenant, und überreicht ihm — das eiserne Kreuz! Begeistert streckt der junge Held die Rechte nach dem köstlichen Ehrenschmuck und drückt ihn an das Herz. Nachts werden schleunig alle Aerzte herbeigerufen; die rasche Bewegung hat die Verwachsung zerrissen, die Kugel hat sich tief in die Lunge gesenkt und unser tapferer junger Freund muß sterben. Tödtliche Ehre! tödtliche Freude!

XXIII.

Es ist kein Fertigwerden mit Sedan! („wenigstens nicht für den Verfasser", mag der Leser denken!)

Lebhaft erfreut mich, daß Moltke[1]) der sinnwidrigen Unsitte entgegentritt, die sich in Deutschland eingenistet hat, den Sedantag am 2. September zu feiern, während doch der Sieg am Nachmittag des 1. September entschieden war und am 2. September nicht ein Schuß mehr fiel. Ganz grundlos ist die „Begründung" des Mißgriffs dadurch, daß die Frucht des Sieges: die Waffenstreckung von Heer und Festung, erst am 2. September gepflückt worden sei; auch das ist widergeschichtlich: schon am Abend des 1. September stand die Ergebung der Besiegten,

---

1) Moltke a. a. O. S. 98.

standen auch die Bedingungen der Uebergabe fest; am 2. September und im Verlauf der folgenden Tage fand nur die Vollziehung des Vertrages statt. Die Verkehrtheit ist so arg, wie wenn man einen Schachsieg am 2. September feiern wollte, weil das Spiel zwar am 1. September entschieden war, aber die Figuren erst am 2. September in die Schachtel gelegt wurden.

Es ist eben so verkehrt, wie die beharrliche Bezeichnung des verstorbenen Kaisers Friedrich als Kaiser Friedrich III., während er doch als Kaiser Friedrich I., nur als König (von Preußen) Friedrich III. heißen muß. Besonders gelehrt und scharfsinnig sind jene Vertheidiger des Irrthums, die sich auf die gleichnamigen Vorgänger im alten Reich berufen, während doch erstens glücklicherweise unser Reich nicht eine Fortsetzung des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ ist (sonst müßten wir in aller Geschwindigkeit dem heiligen Vater den Kirchenstat wieder erobern!) und zweitens in solchem

Falle der Verstorbene als Nachfolger der „kaiserlichen Schlafmütze", Friedrich III., Friedrich IV. heißen müßte! Aber da kann man lange reden.

Schwer wiegende Worte spricht Moltke[1]) über die den Besiegten von Sedan auferlegten Bedingungen: „man mußte sich sagen, daß man einem mächtigen Feinde wie Frankreich gegenüber die gewonnenen Vortheile nicht aus der Hand geben dürfe. Hatten die Franzosen schon den Sieg deutscher Waffen über Nicht-Franzosen (bei Sádŏwá) als Beleidigung empfunden, so konnte keine unzeitige Großmuth sie die eigene vergessen machen".

Genau dasselbe gilt von dem Wiedererwerb von Elsaß-Lothringen: es ist eitel Selbsttäuschung, wenn Franzosen und — viel schlimmer! — wenn gewisse „Auch-Deutsche" betheuern: „hätte man nach Sedan Frieden geschlossen und sich mit Entschädigung für die Kriegskosten begnügt, die Franzosen würden

[1]) Moltke a. a. O. S. 97.

solcher Großmuth mit Dankbarkeit vergolten haben, das Verlangen nach Rache wäre nicht geweckt, die Freundschaft der beiden großen Bildungsvölker alsbald hergestellt worden".

Lieber Gott, welche Thorheit! Wie glimpflich hat man 1815 — schon um die Bourbons nicht unmöglich zu machen — das niedergeworfene Frankreich behandelt! Man verzichtete damals — zum heißen Zorn des Freiherrn von Stein! — auf die Wiedergewinnung von Elsaß und Lothringen: — und was war der Dank und die Folge? Das Geschrei: „Revanche pour Waterloo!" ganz ebenso wie die Revanche pour Sádŏwa verlangt wurde. Gewiß ist die Feindschaft zwischen Deutschen und Franzosen tief beklagenswerth: nicht nur wegen der fast unertragbaren Waffenrüstung, die sie uns aufzwingt, ebenso, weil beide große, reich begabte Völker sich so vortrefflich ergänzen und dem germanischen Blut in den Franzosen die Franken und Alamannen des Deutschen Reiches doch näher stehen als die

Baschkiren und Tschetschenzen des weißen Zars: aber wahrlich, nicht die Deutschen tragen an jener Feindschaft Schuld. Hätten wir nur Geld gefordert: — die Wuth über die Niederlage wäre die gleiche gewesen.

Wenn sie nun doch wüthen, sollen sie wenigstens nicht in Straßburg und Metz wüthen, sondern weiter westlich.

Uebrigens ist ein gut Stück dieser Wuth erst ziemlich spät nach dem Frankfurter Frieden durch die Patriotenliga des Monsieur Déroulède künstlich entfacht worden: als ich in den Jahren 1876 und 77 wochenlang in Paris, Le Hâvre, Südfrankreich weilte und reiste, ist mir nie das Mindeste von jenen Ungezogenheiten zugestoßen, die seit 1878 etwa den Deutschen den Aufenthalt in Frankreich verleideten, so daß Herr Pindter die Franzosen sogar ein „wildes Volk“ nannte, was doch vielleicht zu lebhaft im Ausdruck ist.

„Ihr hättet sollen Frieden schließen nach „Sedan“: — sagen heute noch viele Leute in der Schweiz, in Holland, in Belgien, in England: und in Italien

wurde damals der alte Garibaldi ganz rappelig, blos weil Frankreich seit dem 5. September „Republik“ war, während das unglückliche Preußen unter dem Joche des Königthums schmachtete. Der Mann, dem sie in seiner geraubten (nicht, wie Elsaß-Lothringen, wieder gewonnenen) Vaterstadt Nizza jetzt ein Denkmal gesetzt haben, glühender Vaterlandsfreund und „Freiheit“-Schwärmer, war ein tapferer Haudegen, ein von Moltke nicht gerade stark gefürchteter Feldherr, und — das Gegentheil eines Staatsmannes.

„Frieden schließen nach Sedan“: darf ich fragen: mit wem? Mit dem als kriegsgefangen handlungsunfreien Kaiser? Mit der Kaiserin-Regentin, die noch vier Tage — dem Namen nach — herrschte? Mit der „Regierung der nationalen Vertheidigung“, d. h. den Herren Anwälten und anderen wortgewaltigen Rednern, die am 5. September sich selbst die Vollmacht ertheilt hatten, Frankreich zu vertreten? Hätten die Sieger, Gewehr bei Fuß, bei Sedan Halt machen und abwarten sollen, wer — nach einiger

Zeit! — als der thatsächliche Herr von Frankreich sich herausstellen und dann über die Deutschen herfallen würde? Zogen die Deutschen nicht auf Paris, so brachen die Commune-Gräuel schon im September aus statt im Mai und dann standen nicht in den Forts von Paris jene „Barbaren“, die wenigstens das Alleräußerste verhindern und den Wiederherstellern der Ordnung, nach Freigebung von 100 000 Gefangenen, recht erhebliche Hilfe leisten konnten.

In Donchéry waren Roßbach, Gareis und ich einquartiert im „Cabaret Simonet“, einem Wirthshaus auf einem großen Platz. Monsieur Simonet war, in stille Wuth versunken, unheimlich: wenn er Stunden lang, schweigend, mit dem Rücken gegen sein Haus gekehrt, (in dem es ziemlich laut herging, da außer uns Einquartierten zahllose stets wechselnde Soldaten einkehrten) auf dem Platze stand, beide Hände (wie landesüblich) in den Taschen seiner weiten Pluderhosen vergraben und finsteren Blickes uns

messend, meinte ich, er werde nächstens aus diesen Taschen ein Messer ziehen und den nächsten Besten von uns niederstechen. Gareis behauptet freilich noch heute, es sei nicht stille Wuth, sondern stiller Suff gewesen; wahr ist, Monsieur Simonet roch stark nach Absinth.

Seine mittelalterliche Frau dagegen war freundlich und gefällig, zumal nachdem ich ihr zweimal einen kleinen Dienst erweisen konnte. Es muß nämlich leider gesagt werden, daß zweimal in diesen Nächten von deutschen Soldaten versucht wurde, in dem erbrochenen Keller des Hauses und in einer aufgesprengten „mercerie“ im Erdgeschoß des Seitengebäudes zu plündern. Beide Male stürzte die arme Frau erschrocken in das Zimmer, in dem ich gegen Mitternacht noch die mühselige Listenführung betrieb und schrie: „au secours! venez donc vite, monsieur le docteur! Vos soldats! Ils pillent! Ils volent! Ils prennent tout!“

Von Scham und Zorn durchglüht, sprang ich

auf, ergriff den Revolver und lief, von dem Weiblein geführt, hinab: beide Male waren es — in schönster Brüderschaft — Preußen, Baiern und Württemberger, etwa ein Dutzend, die im Keller geborgene Leibwäsche, in dem Kramladen aber Alles was sie fanden, auch seidne Halstücher, Tabakspfeifen, Porcellantassen, kleine Caminschmucksachen, kurz alles mögliche ohne Bezahlung davon tragen wollten. Der Grimm machte mich grob und das war besser als beredt: ich schrie sie an: „Schämt ihr euch nicht? Deutsche Soldaten wollt ihr sein! Spitzbuben seid ihr! Aber wartet, ich merke mir eure Regimentsnummern und eure Officiere sollen euch . . . .“

„Na, schreien Se man nich so, Herr Docter“, meinte ein Preuße und legte eine lange Tabakspfeife wieder auf den Tisch. „Na, denn nich.“ Sprach's und verzog sich in Stille. Die Andern folgten seinem Beispiel. Leicht hätten sie mich trotz meinem Revolver hinaus werfen können.

Das ist nun nicht erfreulich zu erzählen. Aber

die Gerechtigkeit verlangt es und es ist doch schließlich kein Wunder, daß unter der Million von deutschen Männern in Frankreich auch einige waren, die, in der Aufregung des Krieges verwildert, manchmal einkauften, ohne zu bezahlen. Sie hatten eben nicht Alle mein Kriegsrecht gelesen! Und wie würden's die Franzosen in Deutschland getrieben haben! Ich gedenke des Truthahns von Mont Cheutin! (S. oben S. 415).

XXIV.

Auch nach meiner Rückkehr beschäftigten mich noch lebhaft Sedan und Bazeilles — in kriegsrechtlicher, nationalpatriotischer und sittlicher Hinsicht.

Gleich nach dem 1. September erscholl in der französischen Presse ein abscheuliches Wuthgeschrei gegen die Baiern, die incendiaires de Bazeilles, die in diesem Dorf Greise, Weiber, Kinder ermordet, Kranke in ihren Betten verbrannt hatten! (In einer zum Wahnsinn der Rache anhetzenden Weise hat Zola auch das in „Debâcle“ ausgeführt.) Als ich diese Lügen und Uebertreibungen auch im folgenden Jahr immer wieder zu lesen bekam in französischen (und englischen) Zeitungen, schrieb ich an den General von der Tann und bat ihn, durch amtliche Feststellung zu Bazeilles die Wahrheit aufzudecken. Das

geschah: und am 31. Juni 1871 erließ von der Tann eine (auch mir zugesandte) Erklärung (von Nancy aus), in welcher der amtliche Bericht des Maire von Bazeille, Herrn Bellomet, abgedruckt war, wonach in dem zweitägigen Kampfe, an welchem sich ein großer Theil der Civilbevölkerung betheiligte (wenn nicht die ganze kampffähige), von 2000 Einwohnern getödtet wurden:

verbrannt oder erstickt	2	bettlägerige Frauen,
〃 〃 〃	3	Männer,
〃 〃 〃	3	Kinder,
vermißt	1	Frau[1]),
im Kampf gefallen	30	Männer,
also im Ganzen	39!	d. h nicht ganz 2 vom Hundert.

Es ist wirklich erstaunlich, daß nicht mehrere den Tod gefunden haben, wenn man bedenkt, daß mehrere Häuser wiederholt gestürmt werden mußten und wenn

---

[1]) Ist wohl die unten S. 566 erwähnte.

man die Art der Betheiligung der Civilisten am Kampfe kennt, die Herr Zola freilich ganz anders darstellt, als sie war!

Ein befreundeter baierischer Officier erzählte mir: „als wir zum zweiten Mal ein Haus in der Hauptstraße von Bazeilles nahe der Kirche erstürmt hatten, durchsuchten wir es vom Speicher bis in den Keller und fanden keinen lebenden französischen Soldaten mehr darin, nur vier Civilisten, alle ohne Waffen, im Keller geborgen: sie baten um Schonung: selbstverständlich geschah ihnen nichts. Nach einer Weile drangen die Franzosen in der Straße wieder vor, wir mußten zurück: kaum vor dem geräumten Haus angelangt, erhalten wir Feuer aus den Kellerfenstern: zwei meiner Leute fallen: zornig kehre ich mit einem halben Dutzend Soldaten in das Haus zurück: — die Franzosen auf der Straße von der Villa Beurmaım her waren einstweilen wieder abgewiesen — und fand jetzt im Keller einen langen Tisch mit einem halben Dutzend Gewehren bedeckt, die der eine Civilist

abwechselnd lud, während die drei andern, an den Fenstern kauernd, feuerten. Keinen ließen wir am Leben" [1]).

Nach ärger ist, was ich selbst erlebte. Von Bazeilles her wurden zuweilen Gefangene, zumal Officiere, über Torcy den 5. Jägern entgegen gebracht: da sah ich auf einmal zwischen drei Baiern, die verwundet zurück kamen, ein altes Geschöpf mit fliegendem Har: — allerdings einer Furie ähnlicher als einem Menschenweibe: — eine dreizackige Mistgabel war ihr zwischen die fest auf den Rücken geschnürten Arme gepreßt.

„Laßt's doch das Weibsbild aus, Landsleut'! — Geht's! A Frau!" rief ich ihnen zu.

---

[1]) Generalstabswerk S. 1134: „Die Einwohner des Dorfes betheiligten sich lebhaft am Kampf, indem sie den baierischen Soldaten theils offne Gewalt entgegensetzten, theils aus den Kellerräumen längst von den Baiern genommener Häuser feuerten. Da sogar Verwundete und Krankenträger nicht verschont blieben, so sahen sich die Baiern schließlich genöthigt, diejenigen Einwohner nieder zu machen, die mit den Waffen in der Hand betroffen wurden."

„Was? Na, Herr Doctor! Die g'hört d'rschossn. Wissens was das Luder 'than hat in dem verfluchten Bazeilles?“ (Er sprach genau wie man schreibt!) „Mein Kamerad fällt neben mir angeschossen auf en Buckel: da springt die Hex' aus 'n Hausthor und spießt ihn an auf'n Boden, durch und durch, mit dere Mistgabel da! Die muaß hin wern! Ich hätt's glei d'rschossn. Aber der Korporal hat g'sagt, wir müaßn a Weibsbild vor den Officier bringa.“

Ich fand kein Wort der Vertheidigung mehr, sie ward an mir vorbei fortgeführt. Nach dieser Mistgabel habe ich bei Herrn Zola vergeblich gesucht[1]): er läßt nur Einen Bürger heldenmüthig wie Roland bei Ronceval fechten und fallen und Kinder und Frauen von Granaten zerrissen werden, während natürlich eine französische Kanonenkugel, unter die ein

---

[1]) Schade: er weiß sonst so gründlich mit diesem Werkzeug um zu gehn, nicht nur in dem Mist der Thiere in „la Terre“, auch in dem der „bête humaine“. Schade auch, daß ein so glänzender, fast genialer Virtuose der Wahrnehmung wie der Schilderung nie das A b c der Aufgabe der Dichtung gelernt hat.

Kind geriethe, so lange in der Luft „ritteln" würde, bis das Kind entfernt worden.

Ich mußte später sogar dem so höchst gerechten Rollin-Jaequemynes gegenüber darauf hinweisen[1], daß die Baiern durchaus nicht, wie er meint, sich für Bazeilles auf die mildernden Umstände des Kampfzorns zu berufen brauchen: es ist nichts geschehen, was nicht in einem zweitägigen Häuserkampf gegen Civilisten und Soldaten geschehen durfte, ja mußte!

[1] Zur neueren Praxis und Literatur des Völkerrechts, 1870—72 in mehreren juristischen und Militär-Zeitschriften zerstreute Abhandlungen, jetzt gesammelt Bausteine V. Berlin 1884, S. 45—251.

XXV.

Nach ein par Tagen in Donchéry erkrankte ich plötzlich.

Seit jener in durchnäßten Kleidern verbrachten Fiebernacht zu St. Ménéhould (S. 404) hatte ich etwa alle zwei Tage Anfälle von heftiger Hitze im Kopf gehabt, abgelöst von schüttelndem Frost. Dazu kamen die ganz ungewohnten körperlichen Anstrengungen seit mehr als drei Wochen und die nicht geringen Aufregungen der letzten Tage. Ich war wohl recht herunter gekommen in der Gesundheit. Zwar die grauenvollen Anblicke erschütterten mich nicht: dagegen hatte ich mich durch Willenskraft gefeit. Allein nun erfaßte mich: — der Ekel, der äußerste, durch den Geruch. Es war wohl Folge oder Zeichen hochgradiger

Angegriffenheit, daß ich schon seit dem Schlachtfeld von Beaumont kein Fleisch mehr genießen konnte: als ich am 2. September unsere Soldaten mitten unter den blutigen todten und lebenden Menschen ganz ruhig blutendes Hammelfleisch bereiten und verzehren sah, überwältigte mich der Ekel. Der Geruch von Blut und von eiternden Wunden, der alle sechs von mir täglich etwa 18 Stunden lang abwechselnd aufgesuchten Lazarete erfüllte, brachte mich wiederholt zum Erbrechen. Zumal der süßliche Geruch — wie von faulendem Fleisch! — in einem Sale war mir unerträglich: der barg die meisten an brandig gewordenen Wunden Leidenden! Nur mit starker Ueberwindung konnte ich die Schwelle übertreten. Da trug mir Oehler eines Tages auf, rasch eine große Schüssel mit Carbolsäure in jenen Sal zu tragen: ich that's mit Abscheu. Wie ich mit meiner Zinnschüssel eintrete, war gerade einem armen Teufel von Franzosen der brandige Fuß dicht am Oberschenkel amputirt worden: der ganze Geruch der breiten Fleischfläche schlug mir aus dem

Bett entgegen: — da stürzte ich ohnmächtig sammt meiner Schüssel zu Boden.

Als ich zur Besinnung kam, lag ich in meinem Bett im Gasthaus: Dehler saß daneben und machte ein bedenkliches Gesicht. Mir war zum Sterben elend — vor eitel Ekel: ich mußte mich wiederholt erbrechen: ich wollte aufstehen, den Dienst aufnehmen: — ich sank auf das Bett zurück. Der Rest des Tages und die Nacht waren schlecht: ich phantasirte: ich wollte durchaus wieder in das brennende Torcy. Am folgenden Tag konnte ich vor Schwäche das Bett nicht verlassen: doch nahm das Fieber ab. Am nächsten Tag erklärte mir Roßbach, Dehler und Gscheidlen (oben S. 267), ich müsse unter allen Umständen zurück: das sei ein Anfall von „Lazaretfieber“ gewesen, jetzt sei ich im höchsten Grad reif für Typhus. Auf meine Erwiderung, ich wolle mit vor Paris, nöthigenfalls, wie der von mir heiß beneidete Dr. von Franqué, (oben S. 57) auf dem Protzkasten einer Kanone, lachten sie und meinten, ich solle nur einmal bis zur

Thüre zu gehen versuchen. Ich versuchte es und sank bei dem ersten Schritt wie ein hilflos Kind auf den nächsten Stuhl.

Da konnte ich die Thränen nicht verhalten.

Denn ich sah ein: ich konnte nicht weiter, konnte vor Allem nichts helfen in diesem Zustand. Ich wollte nun hier liegen bleiben, meine Erkräftigung abwarten: das werde mir, hieß es, unvermeidbar den Typhus zuziehen.

Das war nun nicht, was ich gesucht hatte bei dem Aufbruch von Würzburg!

Elend in einem Lazaret den Strohtod sterben — nein! Lieber nach Haus und später vielleicht noch einmal hinein. Ich fügte mich also, zumal der liebevoll um mich besorgte Major mir erstens erklärte, daß er mich bei diesem Ausspruch der Aerzte gar nicht länger in seiner Colonne dulde und zweitens fest versprach, mir nach Würzburg zu schreiben, wohin er sich von Donchéry wenden würde und mir nach meiner Herstellung jederzeit einen Platz in seiner Schar

— „unter den Bedingungen von Nancy und Sedan“ — frei halten werde. Der Arme, Edle! Er sollte sein Wort nicht halten können!

Schweren Herzens gehorchte ich seinem Auftrag, nach ein par Tagen, sobald meine Kräfte wieder genügend hergestellt sein würden, die erste Räumung von Leichtverwundeten und Genesenden über Belgien nach Deutschland zu führen, wozu er mir alle erforderlichen Ausweise und Papiere vom Fürsten Puttbus verschaffen wollte.

Er drängte — aus eitel treuer Liebe! — so stark zum Aufbruch, daß ich alsbald mich fahrtfertig meldete, obwohl ich noch so schwach war, daß ich kaum ohne Hilfe die Treppe hinauf gelangen konnte.

Ich rüstete nun die Abreise, was wegen jener Papiere, dann bezüglich der einzuhaltenden Straßen und Etappen, noch sehr viel Mühe verursachte. Mit Schmerz nahm ich Abschied von Roßbach, Gareis, Semper und den anderen Freunden, die noch einige Tage blieben, dann auch heimkehrten.

Auf dem Tisch meines Hausherrn hatte ich gleich am ersten Abend das sehr schöne, aber sehr unverschämte Gedicht Alfred de Mussets, in welchem er auf das Rheinlied Beckers antwortete („Nous l'avons eu, votre Rhin allemand“) gefunden, und nicht verfehlt, mich mit Monsieur Simonet darüber angemessen zu unterhalten. Jetzt, da ich meine Sachen zusammenpackte, wickelte ich die auf dem Siegesfelde zu Sedan aufgelesenen Granatsplitter in das Papier, natürlich nicht, ohne vorher seine Erlaubniß ausdrücklich einzuholen: er gab sie mit zorniger Höflichkeit.

Ich führte eine der ersten Räumungen, wohl gegen dreihundert Mann, zunächst an die belgische Grenze: die Mehrzahl konnte marschieren. Der Major ließ es sich nicht nehmen, obwohl er alle Hände voll in Donchéry zu thun hatte, mir und meinen Schützlingen selbst eine weite Strecke gegen Sedan hin das Geleit zu geben, vor den Thoren der Veste erst wich er meinen Bitten, zurück zu kehren: war doch auch seine Gesundheit schon damals erschüttert. Er gab

mir bewegt die Hand: — dann aber in plötzlicher Aufwallung schloß er mich in seine Arme, ließ mich rasch loß und wandte sich zum Gehen: — mir kamen die Thränen. Ich fühlte, ich werde ihn nicht wiedersehen. Und also kam's. Der alte Herr opferte sich unermüdlich seinem aufreibenden Johanniter-dienst: obwohl bereits erkrankt, bestand er darauf, nicht umzukehren und schon vier Wochen nach unserem Abschied, am 10. October, erlag er dem Typhus. Ich schrieb einen Nachruf in die Augsburger Allgemeine Zeitung (October 1870). Das Jahr darauf ward am 20. Mai zu Nieder-Weisel für ihn in der ehrwürdigen romanischen Ordenscapelle der Johanniter sein Denkstein feierlich der Genossenschaft übergeben: er trägt die Aufschrift: „Albert von Grolmann, Ehrenritter des Johanniterordens, großherzoglich hessischer Major, erlag als Opfer treuen Ritterdienstes im Felde am 10. October 1870.“

Er war mir wie ein Vater werth geworden. Er starb als Held und Ehre deckt ihn zu.

Welchen Anblick — noch so viele Tage nach der Schlacht — Sedan, das wir passirten, gewährte, welches Maß von Schmutz und Blut und Brand und Elend hier gehäuft lag, — davon will ich schweigen; ein für ein deutsches Auge unvergleichlicher Anblick bot sich mir auf dem Hauptplatz von Sedan: dort steht die Bildsäule des größten Sohnes der Stadt, Turenne's, in triumphirender Haltung. Hier sah ich mit an, wie mehrere Hundert gefangener Officiere ihre Degen zu den Füßen des Feldherrn nieder legten, innerhalb des Vierecks von deutschen Truppen, die den weiten Platz besetzt hielten! —

Uebrigens war die Unbotmäßigkeit der verwilderten Soldaten gegen ihre verachteten Officiere erschreckend. Wiederholt sah ich schon bei einem früheren Auftrag in Sedan und jetzt wieder, wie die Gemeinen ihnen entgegen kommende (entwaffnete!) Officiere mit den Ellenbogen von dem Bürgersteig herabstießen! Das erklärt sich freilich doch nur im Zusammenhalt mit der empörenden Gleichgültigkeit

der Officiere gegen ihre Soldaten, von der ich mich gleichzeitig überzeugte; ich traf vor Sedan gefangene französische Infanteristen, die mich, schreiend vor Hunger, anbettelten: bei aller Fürsorge gelangten nicht ausreichend Nahrungsmittel von den Deutschen zur Verpflegung an die vielen zehntausende, die in der Halbinsel bei Iges bewacht wurden. Ich gab ihnen Brod und Wein, soviel ich gegenüber meinen eignen Leuten verantworten konnte. Wenige Minuten weiter gen Sedan hörte ich aus den offenen Fenstern eines Cabaret laut und ziemlich lustig französisch reden und Champagner-Pfropfen knallen: ich trat ein: da saß ein Dutzend gefangener Officiere und schmauste und zechte reichlich. Ich trat an ihren Tisch und fragte sehr höflich, ob sie nicht von ihrem Ueberfluß ihren armen Soldaten abgeben wollten, die fünf Minuten von ihnen entfernt in den Straßengraben lägen und fast Hungers stürben?

„Mais, Monsieur le Docteur, laissez les donc crêver, les lâches — les infames, les cochons,

les canailles!“ ward mir zur einstimmigen Antwort.

Das war das Verhältniß zwischen Officier und Soldat im gallischen Heere[1])!

Auf dem hinter der Stadt sich erstreckenden Theil des Schlachtfeldes, in der Richtung auf Givonne und die Ardennen, lagen, und zwar mitten auf der Heerstraße, noch jetzt in Menge die Leichen der Franzosen und ihrer Pferde; hier hatten die Granaten des 5. deutschen Corps den letzten Ausweg abgeschnitten und die Reserve-Artillerie des Kaisers decimirt. An einer Stelle zählte ich dreizehn durch eine Granate niedergeschmetterte Artilleristen und sieben Pferde, Wagen und Karren aller Art zertrümmert daneben: noch nach fast einer Woche! In einem rothen Meer ist dieser Pharao versunken mit Mann und Roß und Wagen.

---

[1]) Diese Dinge hat Zola in „la Débâcle“ gut, ohne Uebertreibung, geschildert.

Die Parteilichkeit der belgischen Unparteilichkeit ist schon von anderen Zeugen hinreichend bestätigt worden. Die Neigungen der Belgier zu den Franzosen, deren Sprache sie (anders die wackern Vlamen!) sprechen, mit welchen sie viel mehr Familien- und Handelsverbindungen verknüpfen als mit uns, sind natürlich, und über den Geschmack — ist bekanntlich nicht zu streiten. Deutschland kann glücklicherweise die Liebe Belgiens entbehren und die Ungebührlichkeiten Belgiens nöthigenfalls verbieten: in Mißhandlung von deutschen Verwundeten darf sich die nachahmende Vorliebe der Neutralen für die französische Bildung nicht mehr äußern. In Recogne und Libramont überschüttete die Bevölkerung den gleichzeitig mit mir durchziehenden Lakaien- und Bedienten-Troß des Kaisers mit Erfrischungen aller Art unentgeltlich, aber weigerte sich, mir für meine deutschen Verwundeten Brod und Wasser zu verkaufen!

Rühmliche Ausnahmen sind hervorzuheben: so ein belgischer Capitän, der, als ich, auf seine Frage, was

ich da bringe, antwortete: „deutsche Verwundete", commandirte: „Präsentirt das Gewehr!" und seine Leute so salutiren ließ, bis der letzte Mann unserer Leichtverwundeten vorbei geschritten war[1]).

Bouillon, mit dem altersgrauen steil ragenden

---

[1]) Daraus entstanden die par Verse: Heimkehr von Sedan:

Ritt ich voran dem langen Zug,
Der das rothe Kreuz im Banner trug.
Kamen wir über Galliens Gränzen,
Wo Bouillons Thürme nieder glänzen:
Empfing mich dort ein dicht Spalier,
Trat vor mich hin der Officier:
„Mein Herr, was Leute führen Sie hier?"
„Deutsche Verwundete, hundert und mehr."
„Achtung! Präsentirt das Gewehr!"
So commandirte der Capitän:
„Habe nah Sedan sie fechten sehn:
Jeder Mann darunter ein Held:
Sind die ersten Soldaten der Welt!"

Zu Sedan nämlich bestieg ich — so hatte mir Dehler gerathen — eines der vielen tausend von erbeuteten Pferden, das mir ein preußischer Ulanenoberst sehr liebenswürdig aussuchte und fand, daß das Reiten — ich mußte an der Spitze des langen, langen Zuges sein — mir sehr gut bekam, während ich noch lange nicht rasch genug ausschreiten konnte.

Herzogsschloß (von welchem die schwarz-roth-goldene Fahne Belgiens weht, die alten Reichsfarben!), rings von hohen Bergen umgeben, deren dichte Bewaldung sich bis an die Mauern der Stadt herabzieht, ist eine der schönstgelegenen Städte, die ich je gesehen.

Hier, in Bouillon, drohte mir sehr nahe die bei meiner noch nicht erstarkten Gesundheit unangenehme Aussicht, die bereits empfindlich kühle Septembernacht im Freien verbringen zu müssen.

Obwohl wir noch bei so hellem Tag ankamen, daß ich die Besteigung der prachtvollen Veste Gottfrieds mit der herrlichen Rundsicht unternehmen konnte, erheischte doch die Unterbringung meiner etwa 350 Pflegebefohlenen so viel Zeit, daß es spät in der Nacht war, als ich auch für mich an Unterkunft dachte. Daß alle Gasthäuser und alle verfügbaren Privatgebäude so besetzt waren, daß niemand mehr Aufnahme finden konnte, hatte ich bei den Verhandlungen mit den Behörden für meine Pfleglinge sattsam erfahren. Ich wollte mich also einfach zu diesen legen, die die zwei

Hälften zweier Säle einer Salle d'Asyl füllten. Aber in beiden fand ich die Luft von dem Wundengeruch und der Ausdünstung so vieler Menschen derart verpestet, daß mich der überwältigende Ekel, der mich noch lange quälte, alsbald hinaus trieb: lieber draußen frieren, als diese gräßliche Luft einathmen.

Ich ging also zu unsern Wagen, die auf einem großen Platz aufgefahren waren, und schickte mich an, auf einem derselben mittelst einer Wolldecke, die ich mir in Beaumont gekauft hatte, und auf einem „erbeuteten“ französischen Tornister als Kopfkissen eine dürftige Lagerstätte zu bereiten. Während ich mir nun an dem Wagen zu schaffen machte, trat — es war finstre Nacht — ein Herr auf mich zu, der mich ziemlich argwöhnisch auf französisch fragte, was ich da zu suchen habe und wer ich sei? Ich erwiderte, ich wolle auf diesem Wagen nicht stehlen, sondern schlafen und sei dazu einigermaßen berechtigt, denn ich sei der Führer dieser Wagen, und nebenher Professor der Rechte an der Hochschule zu Würzburg.

Aeußerst artig entschuldigte sich nun der Herr, stellte sich als den „Burgemeſter“ von Bouillon, Monsieur Ozéray, vor und erklärte, er werde nicht dulden, daß ich in seiner Stadt unter freiem Himmel frierend schlafe, sondern lade mich ein, sein einfaches Junggesellenheim zu theilen. Sehr gern folgte ich dieser Aufforderung und fand den Herrn „Burgemeſter“ mit all' dem Geschmack, der Vornehmheit und der Behaglichkeit, selbstverständlich im eignen Haus, eingerichtet, die französische Wohnungen so vortheilhaft vor deutschen auszeichnen, nicht nur weil diese Leutchen mehr Geld, auch weil sie mehr Sinn dafür haben.

Mit welchem Wohlgefühl genoß ich es, wieder einmal in einem musterhaft sauberen Bett zu schlafen, nach einem leichten, feinen Abendessen und einer Flasche des besten Bordeaux!

Am andern Morgen verabschiedete ich mich dankbar von meinem gastlichen Wirth, der mir noch in allem und jedem für Weiterführung meiner Pfleglinge behülflich war, im Gegensatz zu der Bevölker-

ung, auch gegen die Deutschen mit edlem Eifer die Pflichten der Menschlichkeit erfüllte und mir versprach, dafür zu sorgen, daß die später nachkommenden deutschen Verwundeten Wein und Brod zur Labung bereit finden sollten. Er hat es treulich gehalten: — wie ich von später durchziehenden Baiern erfuhr und ich habe daher in der Augsburger Allgemeinen Zeitung den nicht nur gegen mich gütevollen Mann wider unbegründete Beschuldigungen vertheidigt. Es giebt eben auch recht unbescheidne und manierlose Herren unter den Deutschen und schlechte Manieren können französisch gebildete — wahrhaft gebildete — Leute durchaus nicht ertragen.

Ich kann überhaupt von den Franzosen nicht Abschied nehmen, ohne einzelnen früheren Tadelworten über Soldaten und Nicht-Soldaten auch warme Anerkennung ihrer großen Vorzüge gegenüber zu stellen. Die glänzende französische Tapferkeit zu loben, ist überflüssig; wie wird denn ein Misch-Volk aus den tapfersten Nationen der Erde: Kelten, Römer, Ger-

manen (aus allerlei germanen Stämmen: Franken bis an die Loire, Burgunden im Südosten, Normannen im Nordwesten, Alamannen im Elsaß, von den wenigen Goten am Rhone zu schweigen) nicht tapfer sein? Sollen wir Leute, die uns im XVII., XVIII. und Anfang des XIX. Jahrhunderts so häufig geschlagen haben, nicht als tapfer gelten lassen? Es ist höchst anständig vom Generalstabswerk und Moltke und allen deutschen Officieren, die ich jemals sprach, daß sie mit voller Achtung von unsern Feinden reden.

Und welcher Patriotismus! Wie lange noch nach Vernichtung der kaiserlichen Heere hat die Erhebung des Volkes unter Gambetta uns Arbeit gemacht! Ich fürchte sehr, in Deutschland würde unter ähnlichen Verhältnissen ähnliches nicht geleistet werden, zumal seit die Socialdemokratie Millionen bei uns davon überzeugt hat, daß Patriotismus Barbarei, daß nicht der Zuave oder Turco, sondern der deutsche Bürger des deutschen Arbeiters Feind ist und ein Socialdemokrat im deutschen Reichstag Frühjahr 1894)

ungeahndet sagen durfte, „wenn das deutsche Reich untergeht, so ist kein Schade drum!“

Die Deutschen verwechseln Frankreich mit Paris, das sie meist auch nur aus den französischen Ehebruchs-Schauspielen und -Erzählungen kennen. Wie viele Tüchtigkeit und Sittenreinheit steckt aber auch zu Paris in den Frauen der Bürger und Handwerker! In der Provinz, die ich 1870 kennen lernte und später (1876, 1877) in monatelangem Aufenthalt — wie viel Familientüchtigkeit und gesundes Leben gedeiht hier nicht! Es war ein Wahn, den ich nie getheilt, der von deutschen Chauvinisten 1871/72 verbreitet wurde, Frankreich sinke in die Verrottung etwa des römischen Westreichs im V. Jahrhundert hinab! Welch ausgezeichnete wirthschaftliche Tugenden eignen in Frankreich beiden Geschlechtern: unermüdlicher Fleiß, Sparsamkeit, unbedingte Verlässigkeit und Vertragstreue in den Geschäften z. B. bei Lieferungen nach Probe, wo das leider von deutschen Firmen durchaus nicht immer gerühmt werden kann. Wie viel könnten wir

von den Franzosen in Ausnutzung der Zeit lernen, die bei uns durch stundenlanges Trinken im Wirthshaus — Frühschoppen und Abendtrunk! — und durch das geisttödtende Cartenspielen im Café, im Gasthaus und in der Wohnung vergeudet wird. Und trotz der par Anarchisten und der wenigen Verrückten, die zuweilen schreien: „à bas la patrie, à bas la France!“ — welche Einigkeit aller Parteien, sobald es gegen uns geht. Das würden wir bei Ausbruch eines Krieges in Frankreich erleben: die deutschen Socialdemokraten dagegen haben ja schon erklärt, daß sie einen Krieg gegen die Republik „verbieten“ werden: sie werden unsern Sieg nach besten Kräften verhindern. Der deutsche Reichstag muß aufgelöst werden, bevor er die für unsere Rüstung unentbehrlichsten Mittel bewilligt: — die französische Volksvertretung bewilligt ohne Ausnahme sofort Alles, was die Kriegsminister verlangen. Ach, will man stolz auf die Deutschen sein, muß man heutzutage um 24 Jahre zurückdenken.

Oh ihr Tage von Sedan: — wie seid ihr schon so fern! Und wie tief ist seit Bismarcks Sturz Deutschlands Machtstellung in Europa, in allen Erdtheilen gesunken! Es ist ein herzzerreißendes Weh! —

XXVI.

Nachdem wir so viel vom Krieg erzählt, auch seine Schrecken nicht vertuscht haben und nachdem meine helle Freude an dem Krieg, ja meine verzückte Begeisterung über die erlebte Schlacht laut ausgesprochen ward, wollen wir doch auch die Frage von der Nothwendigkeit des Krieges, überhaupt von seinen schädlichen und seinen guten Wirkungen wenigstens streifen[1]. Nicht einmal das Wahngebilde des

[1]) Auf zwei Seiten — den ersten beiden seines unsterblichen Werkes — sagt Moltke über den Unterschied früherer Kriege von denen der Gegenwart, über die Unvermeidbarkeit, aber auch über die zu hoffende Verseltenung des Krieges mehr als anderwärts in Bänden über diese Dinge geredet wird.

Zola's Buch la Débâcle will — scheinbar — nur die Gräuel des Krieges an sich darstellen und dadurch vom Krieg überhaupt abwarnen: allein prüft man genauer, so findet man dabei immer nur die Deutschen als die Verüber, die Franzosen und zwar zumal unschuldige Civilisten, Weiber,

socialistischen Weltstates, dieses furchtbarsten Zuchthauses, würde (— könnte es je verwirklicht werden in seiner unaussprechlichen Langweile und Leben ertödtenden Vernichtung der Eigenart der Einzelnen und Volksunterschiede! —) den Krieg ausschließen: der Widerstreit der volkswirthschaftlichen Bedürfnisse der verschiedenen „Provinzen" z. B. der „Provinz" Rußland und der „Provinz" England, der wirthschaftliche „Kampf um's Dasein" würde auch dann gar oft gewaltsam entschieden werden.

Daß der Krieg die Krieger verwildern, daß er das im Menschen schlummernde, reißende Thier entfesseln

---

Kinder als die Erdulder dieser Gräuel: das Buch ist unter der Larve der Verwerfung des Krieges an sich die Aufpeitschung der grimmigsten, tödtlichsten Rachegelüste der heranwachsenden französischen Jugend. Dabei wird das Erliegen der Franzosen zwar einerseits richtig durch die (nicht [wie ihm die Franzosen vorwerfen] übertrieben geschilderten) Zustände in ihren Heeren, andrerseits aber durch maßlos übertriebene Dummheit ihrer Feldherrn erklärt, deren Einer schlechterdings nicht es dahin bringt, Maas und Mosel zu unterscheiden! Es ist unter dem Anschein der Friedenspredigt ein bitterböses, abgefeimt rachehetzerisches Buch.

kann, soll nicht geleugnet werden. Nach meiner festen Ueberzeugung ist noch nie ein Krieg mit so gewissenhaft strenger Einhaltung des Kriegsrechtes geführt worden wie der Krieg von 1870 von deutscher Seite, zumal in den ersten Monaten: das wurde später (etwa seit November) anders; und wäre nach dem Waffenstillstand vom Januar 1871 der Kampf noch einmal entbrannt, so würde der Grimm unserer Landwehren das ganze Volk für die Hartnäckigkeit seiner Leiter schwer getroffen haben. Gleichwohl ist es der Gipfel der Ungerechtigkeit, wenn die Franzosen der deutschen Kriegführung häufige und starke Verletzungen des Völkerrechtes vorwerfen: weniger ist, wie gesagt, das Kriegsrecht wohl noch nie in einem Kriege gebrochen worden als von uns damals. Unter einer Million von Männern, die damals Frankreich überzogen, giebt es Rohe, ja Verbrecher, die auch im Frieden und zu Hause nicht sieben Monate ohne Rechtsbruch würden verlebt haben. Und daß der Krieg Menschen von solchen Anlagen verwildert, ist

kein Wunder. Ein gewisser trotziger Fatalismus durchdringt den Krieger, der, wenn er nachdenkt, bald abschließt mit der Hoffnung, lebend und heil nach Hause zu kehren: — es ist sozusagen ein Wunder, wenn ihm das glückt; — in dieser Stimmung, in dieser Gemüthsverfassung will der Durchschnittsmensch jede ihm noch vergönnte Lebensstunde nach seinen Lieblingswünschen ausnützen: er wird essen und zumal trinken, so viel und so gut er kann; und bei den minder Gutmüthigen wird sich unwillkürlich auch der Drang regen, das Volk, das ihm die Leiden und Gefahren des Krieges aufgezwungen hat, unter diesem Krieg nicht weniger leiden zu lassen.

Allein dem gegenüber hat Moltke schon bald nach dem Frankfurter Frieden in einer Rede im Reichstag erinnert, wie gewisse allerhöchste Mannestugenden nur durch den Krieg gepflegt, ja nur in dem Krieg entfaltet werden können. Ist es denn ohne Grund, daß Sage, Dichtung, Sittenlehre, Geschichte aller Völker, der Bildungsvölker wie der Zeiten der

Unmittelbarkeit, die Vollendung, die Krönung aller Mannesherrlichkeit in dem Helden erblicken,

„Der für seine Hausaltäre
Kämpfend, ein Beschirmer, fiel!“

Hat man es einmal mit angesehen, mit erlebt, wie ein par hundert wenig gebildete Männer, welche begrifflich den Werth des States nie erfaßt haben, ohne Wanken in den fast unvermeidbaren Tod hineinstürmen, über die getödteten und verwundeten Waffenbrüder hinweg, nur von dem Einen Drange, — zu siegen, — fortgerissen, so wird man den begeisterten Heldentod dieser Leute als die großartigste Leistung der Mannheit bewundern müssen. Man sage nicht: sie gehen vor, weil sie wissen, daß stehen bleiben oder fliehen noch gefährlicher ist oder aus thierischer Wuth oder „angedrilltem“ Pflichtgefühl: das wirkt bei Einzelnen und nebenbei; aber solche „Erwägungen“ können nicht den die Massen fortreißenden Ansturm erzeugen; und die anerzogene Pflicht des Gehorsams sollte man bewundern, nicht

verhöhnen. Wankt diese Zucht der Pflicht, dann wankt nicht nur, dann stürzt Alles, was bisher der Menschheit heilig war, in den ekeln Sumpf der alles gleichmachenden Genußgier.

Aber freilich, nach der Lehre nicht nur der Socialdemokraten, auch gewisser Schmutzströmungen, endlich — hievon verschieden — gewisser Weiblichkeiten[1]) in der Literatur sollen ja alle bisherigen Ideale der Menschheit fallen. Wir jedoch halten noch den Heldentod für das Vaterland für die Krone aller Mannestugend und wir erkennen mit Moltke, daß das furchtbare Unheil des Krieges, neben schädlichen Einflüssen auf die Sittlichkeit, auch die großartige Wirkung übt, zu dieser höchsten That der Tugend zu erziehen.

Diese thätige, obzwar freilich auch heidnische

---

[1]) Die Waffen hoch! das Schwert ist Mannes eigen,
Wo Männer fechten hat das Weib zu schweigen;
Doch freilich: Männer giebt's in diesen Tagen, —
Die sollten lieber Unterröcke tragen!

Selbstverleugnung steht, so lang es Männer geben wird, doch erheblich höher als die blos leidende des christlich-parcifalischen „Mitleids", die dem Räuber des Mantels das Wamms obenein hinreicht und nach dem Schlag auf die rechte Wange die Linke. Germanisch ist das nicht: und hoffentlich gelingt es nie, Germanen zu dieser „Tugend" zu erziehen.

Von Bouillon führte ich meine Pfleglinge über Arlon nach Luxemburg — auch hier fand ich nur französisch Gesinnte! —

In der alten Römerstadt Trier [1]), an der schönen

[1]) Da unser Zug die ersten Verwundeten von Sedan brachte, hatten die braven Uferfranken dort den Bahnhof festlich geschmückt: unsere Locomotive ward bekränzt, ein Willkommtrunk von köstlichem Moselwein ward kredenzt von weißgekleideten Festjungfrauen unter Abfeuerung eines auffallend guten Gedichtes und eine würdige Matrone lud mich zu einem rasch veranstalteten Gartenfest ein. Ich lehnte dankend ab und fragte, wo ich wohl in der Nähe ein Stück Seife kaufen und ein warmes Bad nehmen könne: danach trug ich dringender Bedarf als nach Festgedichten, Festjungfrauen und Festessen.

38*

Mosella, lieferte ich alle meine Verwundeten, Kranken, Genesenden in die Hände des Etappencommandanten, der Militär- und der freiwillig helfenden Civil-Aerzte ab, ließ mir Entlastung über Ausrichtung meiner Aufträge und von dem Vertreter der Johanniter über meine Cassenverwaltung ertheilen und ging über Saarbrücken, das ich mit Freude nur wenig beschädigt fand, nach Hause.

Hier beantragte — ohne mein Wissen oder gar Zuthun! — der Kriegsminister von Pranckh und erwirkte für mich das Ritterkreuz des baierischen Militärverdienstordens (für Nichtcombattanten): ich vermuthe, von der Tann hatte ihm über mich und meine Abwehr der Verläumdungen über Bazeilles berichtet: denn durch „Heldenschaft“ hatte ich ja — leider! — nichts verdient! —

Anhang I.

Nachdem ich meine Schilderung der Schlacht bei Sedan wiederholt geprüft, finde ich mit Bedauern, daß ihr Bild für den Leser, der sie nicht erlebt hat, doch durchaus nicht so anschaulich sein wird, wie ich hoffte und auf S. 462, 472 aussprach: der Grund ist, daß ich, in der Aufregung jener Stunden, es fast völlig unterließ, die Uhr in der Hand die Zeit der einzelnen Erlebnisse und Anblicke fest zu stellen, wie ich denn auch die Namen gar vieler Oertlichkeiten nicht ermittelte: es können sich daher Versehen eingeschlichen haben in Bezug auf Zeit und Raum. Um nach Kräften abzuhelfen, gebe ich hier eine kurze Zusammenstellung der Zeitangaben des Generalstabswerkes und des Buches von Moltke.

Von 4 Uhr Morgens bis 9 Uhr blutiges Ringen der Baiern um Bazeilles: um 9 Uhr Vordringen der Baiern bis über Bazeilles hinaus südlich bei Moncelle: das war wohl das heftige Gewehrfeuer, das ich von Bazeilles her hörte: Erstürmung des ummauerten Parkes von Schloß Monvillers und der Villa Beurmann, aber dann die Angriffsstöße der Franzosen von 9—10½ Uhr. Später vernahm ich und sah ich offenbar das Ringen der Baiern östlich von Balan, die von der Uebermacht unter starkem Mitrailleusenfeuer auf kurze Zeit zurück gedrängt (S. 484) wurden; dann sah ich, von da nach Norden eilend, hart an dem linken Ufer der Maas stehend, den Kampf um Floing und Illy, sowie, ebenfalls hier, den

Angriff der 7 französischen Reiterregimenter unter Gallifet (S. 487-489), etwa von 12—2½ Uhr; zurückgekehrt zu den Baiern machte ich etwa 4½ Uhr deren Angriff auf Torcy mit (S. 498-509). Mein nördlichster Punkt war nahe südlich von Iges (gerade gegenüber von dem auf dem rechten Maasufer liegenden Floing), mein südlichster südlich von Wadelincourt, nördlich von le Pont Maugy (gerade gegenüber dem auf dem rechten Maasufer liegenden Bazeilles): das ist im Ganzen noch nicht eine Meile [1]) (nach der Generalstabscarte etwa 9 000 Schritt): erwägt man, daß ich von ½9—5½ Uhr — also acht Stunden — Zeit hatte und dabei einigemale lief, was ich konnte, erklärt sich, daß ich, trotz vieler Hemmnisse und langen Verweilens an einzelnen Orten, das Gebiet in dieser Ausdehnung durchmessen konnte.

---

1) Denn sogar von Fleigneux bis Bazeilles, von Nord nach Süd, und von Floing bis Villers Cernay, von West nach Ost, ist nur Eine Meile.

Anhang II.

Die Schlacht von Sedan.

(Dem deutschen Heere zu eigen.)

Endlich erreich' ich dich,
Endlich ergreifst du mich,
Lange gesuchte,
Wochenlang durch die Nächte
erschnte,
Dröhnende, heilige,
Männermordende Feldschlacht.

Hoch in den Lüften
Die weißlichen Wölklein, —
Nicht sind's des Septembers
Nebelgespinnste: —
Siehe, sie bersten:
Das sind des Feindes
Todesgeschosse!
Und das Getöse: —
Nicht von Gewittern: —
Hell ist der Himmel:
Das ist der Donner,
Der herrliche Schlachtruf
Der deutschen Geschütze.

Erjauchze, mein Herz, nun:
Dein Sehnen von Kind auf,
Dein Wunsch in den heißen
Schmerzen des Mannes, —
Alles erfüllt sich:
Denn es umtoset dich
Schrecklich und herrlich,
Vom Heer Alldeutschlands
Sieghaft geschlagen,
Die heilige Schlacht!

Auf und hinein!

Dort, von den Höh'n des
Ragenden Hügels,
Muß sich das ganze
Kampfesgefild den
Blicken erschließen. —

O Deutschland!
Welch' Schauspiel!

Rings mir zu Füßen,
Zur Rechten, zur Linken,
Da wallet und woget
In schimmernden Scharen
Ringend die Streitmacht
Deutschland und Frankreichs!

Vor mir im Thalgrund
Windet der Fluß sich,
Die Maas, durch die Nied'rung:
Dort an den Ufern,
In glitzernden Gliedern,
Das sind Franzosen:
Fußvolk und Reiter
Und brüllend Geschütz.

Und aus der Mitte
Hebt sich die Veste,
Mit Thoren und Thürmen,
Mit Zinnen und Zacken,
Stachlig zu schauen:
Ein feuerspeiender,
Kauernder Wurm.

Aber umher auf
Waldigen Höhen
Rings in dem Halbkreis
Von Süden, von Osten
Und fern her von Westen
Die dunkelnden Massen: —
Das sind die Unsern,
Das sind die Deutschen!

Siehe, sie stoßen
Herab von den Höhen,
Gleichwie ein Adler
Mit rauschenden, schwarzen
Schwingen und Fängen,
Zu würgen im Thale
Den gleißenden Wurm.

Da, hart mir zur Rechten,
Auf rasselnden Rädern
Rollt's an den Höh'nrand:
„Halt! Halt, Batterie!"
Das sind meine Baiern:
Den Führer erkenn' ich:
Oft sah ich sie ziehen
Durch's friedliche Mainthal:
Jetzt find' ich sie wieder
In tosender Schlacht.

„Zielt dort auf das Dorf mir,
Dort, dicht vor der Festung:
Da seht ihr in Masse
Geschart die Franzosen:
Dort droh'n sie den Durchbruch:
Doch sie dürfen nicht durch!"

Und neben mir Blitz und
Knall aus dem Rohre:
Wie gellt mir das Ohr!
„Seht nur, wir müssen sie
Mächtig erzürnen:
Sie richten auf uns nun

Ergrimmt die Geschütze:
Recht so! Da werden
Dort unten die Unsern,
Die wackeren Jäger,
Links von der Straße
Granatenfrei."

Horch, da erzischt es
Sausend und schwirrend
Hoch mir zu Häupten:
Aber unschädlich
Zerschellt das Geschoß,
Dort nur die Spitze
Der Tanne zerspellend.
Horch, wieder! Und wieder!
Das fehlte nur wenig:
Deutlich den Windstoß
Fühlt' ich der sausenden
Schwirregewalt:
Sei mir gesegnet
Ob meinem Haupte,
Weihender, heilender,
Heiliger Hauch! —

Da rechts in der Ferne,
Da flammt's aus dem Flecken
Flackernd empor:
Rauch, Feuer und Lohe
Und glühender Qualm:
„Da brennet Bazeilles!
Da brennet auch Balan!
Dort fechten die Unsern
Schwerringend seit Stunden,
Bergbaiern zumal."

Horch auf, was da knarret
Und schnarret und rasselt!
Das sind nicht Gewehre!
Nie hört' ich's zuvor!

„Mitrailleusen sind's,
Wohl viele Batt'rieen.
Nun, endet das nicht?"
Drei lange Minuten!
Der Braven gedenkend,
Erbleicht' ich mit Frösteln:
Es erlag wohl da unten
Der Mordmaschine
Manch freudiger Schütze,
Dem einst auf dem Bergpfad
Im heimischen Chiemgau
Die Hand ich gedrückt.

Doch herab jetzt vom Hügel:
Denn links nun entlodert
Noch wilder und wüth'ger
Die wogende Schlacht.

Sieh, verstört aus der Stille
Der friedlichen Dörfer
Weißer Tauben
Verschüchterte Schwärme!
Sieh, wie sie rathlos
Flattern und flüchten

Von Links nach Rechts
Weit über das Thal hin
Hoch durch den Himmel!

Dort, jenseit des Flusses,
An steilem Gelände
Aufsteigen drei Dörfer
Mit steinernen Mauern:
St. Menges und Floing:
Und das bergige Illy
Da wimmelt und wogt es
Von rothen Hosen;
Sie schützen, noch uner-
Schüttert, die rechte,
Die westliche Flanke:
Sie halten die Höh'n
Und die Häuser und Höfe:
Sie liegen in Gärten
Und Gräben gedeckt.

Da sammelt sich unten
Am Fuße des Bergs
Beim Schlage der Trommel
Die schwärzliche Schar:
Siehst du die Fahne
Schwarzweiß flattern?
Das sind die Preußen!
Sie trommeln zum Sturm!
Wie? Empor diesen Berghang?
Den steinigen, steilen?
Den nackten, den kahlen?
Kein Baum, kein Busch!
Entgegen dem tausend-
Schlündigen Tode?
Mir gerinnet vor Grauen
In den Adern das Blut!

Sie stürmen, bei Gott!
G'radauf! G'radan!
Entsetzen! Wie rollt das
In Knattern und Rasseln!
Rings Feuer und Blitze
Und Pulverdampf.
Gott, wie bang, wie lang!
Da verzieht sich der Rauch:
O Jammer und Wehe!
Wie besät liegt der Berg nun,
Der nackt war und leer war,
Mit schwarzen Gestalten:
Das sind die Gefall'nen,
Die tapferen Stürmer!
Wie viele! O wehe!
Ich seh' sie sich winden
In zuckender Qual.

Und die Fahne? — Zurück?
O wehe, sie weichen
Den Hügel herunter!
Gescheitert der Sturm!
Und sie, — o Verderben! —
Aus Häusern und Höfen,
Aus Gräben und Gärten
Brechen verfolgend,
Nacheilend, nachschießend,

Die Halde herab
Die Feinde hervor:
In wenig Secunden
Können sie hier stehn
Und durchbrochen wäre
Das deutsche Heer! — — —
Und zum erstenmal mir
Kam der Gedanke:
Wenn heute der Sieg uns
Urplötzlich versagte?
Dann — — doch nein! O
Triumph! Sieh,
Wie hurtig sie hasten,
Wie rasch sie da rennen,
Die rothen Hosen,
Zurück und den Hügel
Wieder hinan!
Sie lösen die Glieder!
Sie werfen die Waffen
Weit hinweg:
Umgangen, gefangen!
Denn von links aus dem Walde
Mit hellem Hurrah,
Mit mächtigem Marsch! Marsch!
Mit fliegenden Fahnen
Da brechen in Scharen
Die Preußen hervor!
Sieg! Heil euch, ihr Helden!
Durch Menges und durch Floing
In das flammende Illy!
Schon halten sie hoch
Auf dem Kamme des Hügels,
Schon droh'n sie Geschütze
Zu fassen und Fußvolk,
Gespann und Geschirre,
Bevor sie entrinnen — —!

Kein Ende! Welch' neues,
Gewaltiges Schauspiel?

Lange gezogener
Reiterfanfaren
Freudiger Ruf
Erklinget von fern:

Und herab dort vom Hügel
Und aufwärts den zweiten,
Wo halten die Unsern,
— Welch rasend Beginnen! —
Jagen, den Rückzug
Der Ihren zu retten,
Französische Reiter-
Geschwader heran!
Treffliche, tapfre
Rühmliche Reiter!
Hei, glitzernder Küraß!
Hei, ragende Lanzen
Und bunte Husaren
Und Jäger zu Pferd,
Wohl sechs Regimenter.
Kaum seh' ich die Preußen
Im Pulverdampf.

Doch horch! welche Stille!
Auf wenige Schritt noch
Lassen sie rasen

Die Reiter heran: — —
Da, Salve nach Salve!
Salve nach Salve!
Und niedergeschmettert,
Wie Aehren vom Hagel,
Wie Garben vom Schnitter,
Bevor Bajonnett sich
Und Säbel gekreuzt,
Stürzen sie nieder,
Die Reiter, die Rosse,
In Scharen, in Reihen,
Dicht, wie sie geritten,
Und abwärts den Hügel
Zurück mit Entsetzen
Jagt, was sich gerettet
Von sechs Regimentern!

Sie fielen für Frankreich!
Doch Heil euch, ihr Helden!
Euer soll ehrend
Auch Deutschland gedenken!

Und nun unaufhaltsam
Wogt das Gewirre
Von Geschützen und Fußvolk,
Dahinter die Reiter,
In den Wald von Garenne
Und den rettenden Thoren
Der Festung zu.

Nicht lange mehr rettend!
Denn schon aus den Dächern
Bricht flackernder Brand,
Und in den Straßen
Des Städtleins staut sich
Chaotisch' Gedräng,
Und die deutschen Granaten
Schlagen hinein.

Und fern auf den Hügeln
Im Norden auch endlich
Fahren, wo lang
Mitrailleusen geknarret,
Deutsche Geschütze
Donnernd nun auf:
Dort, wo die Wälder
Belgiens dunkeln,
Reichen sich Preußen
Reichen sich Sachsen,
Allumklafternd
Den Feind, die Hände:
Dort bei Givonne
Schließt sich der Ring:
Siehe, da stürzen
Die letzten Franzosen
Verzweifelnd in's Thal sich,
Verfolgt von dem Sturmschritt
Der preußischen Garde.

Jetzt ununterbrochen
Rollet der Donner
Von tausend Kanonen
Aus allen Wäldern,
Von Hügeln und Höh'n:

Auf allen Seiten
Des Thales zugleich
Blitzt es und kracht es
Und dröhnet und schlägt:
Wie wenn sich im felsigen
Kessel des Hochlands
Zwei Wetter verfingen
Und unaufhörlich
Gegen einander
Rollen und grollen
Und Felsen und Berge
Hallen es nach: —
So donnert und dröhnt es
Von allen Seiten:
Es bebet die Erde,
Es zittert die Luft:
So ward er geschmiedet
Mit Blitz und mit Donner,
Der Schicksalsring.

Es neigt sich die Sonne.
Ich suche die Freunde.
Dort, hoch auf dem Hügel,
Der auf Frénois schaut,
Da halten versammelt
Viel Führer und Fürsten: —
Auf scharrendem Rappen
Ein hoher Greis: —
Er lüftet den Helm: —
Das ist der Preußen
Ehrwürdiger König.

Aber mir war, als
Säh' ich, geformt aus
Den goldenen Strahlen
Der sinkenden Sonne,
Ob seinem Haupte
Schimmernd schweben
Hochgewölbt
Eine Kaiserkrone. —

Und als am Abend
Wir die Gespanne
Der Wagen entschirrten,
Dort auf des Städtleins
Donchéry Markt,
Fragte wohl sorgend
Einer den Andern:
„Heute geschlagen
Zwar ist der Feind:
Aber ob morgen
Nicht sich erneut das
Verzweifelte Ringen?
Ob nicht der Kaiser,
Ob nicht sein Marschall
Morgen von Metz her
Zum Entsatze der Seinen
Rächend heranrückt?
Denn, wo sie weilen,
Kaiser und Marschall,
Keiner ja weiß es.“

Horch, da erschallt von
Der Brücke der Maas her

Freudiges Rufen:
Und auf den Marktplatz,
Wo sich der Deutschen
Wohl Tausende drängen,
Sprenget ein Reiter,
Ein rother Husar:
Hält in der Linken
Zügel und Mütze,
Schwingt in der Rechten
Ein beschriebenes Blatt,
Moltke's, des Feldherrn,
Tagesbefehl:
„Hurrah, Kameraden,
Stimmt ein," rief der Reiter:
„Gefangen der Kaiser,
Mac Mahon, der Marschall,
Gefangen das ganze
Französische Heer!"
Da stieg in die Lüfte
Ein Jubeln, ein Jauchzen,
Wie ich es nimmer
Gehört noch geahnt:
Mancher umarmte
Mit Thränen den Nächsten.

Ich aber drückte,
Schweigend und schauernd,
Fest auf das pochende
Herz die Hand mir
Und ich dachte:
„Nun magst getrosten
Muthes du sterben,
Da du geschaut hast
Diesen Schlachttag,
Da du erlebt hast
Diese Stunde.
Heil, mein Deutschland."

Anhang III.

Anmeldungen zum Central-Nachweis-Bureau.

Colonne der Johanniter:

Major v. Grolmann und Prof. Dr. Dehler aus Würzburg.

Verantwortlicher Listenführer:
Prof. F. Dahn aus Würzburg.
Verantwortlicher Magazinverwalter:
Privatdocent Dr. Gareis aus Würzburg.

Dr. jur. Hoyer aus Oldenburg erkundigt sich brieflich nach folgenden Soldaten: Frea, Boch, Meyer, Bieringer, Schups, Brück, Renner, Haumann.

Antwort: Sämmtlich auf dem Kirchhof bei Libramont begraben!

Verwundet:

1. Soldat Carl Liebler, Stuttgart, 7. württemb. Inf.-Reg., 6. Comp.
2. Reiter Ludwig Graf, Höpfigheim (Oberamt Marbach), 4. württemb. Reiterreg., 4. Escadr.
3. Soldat Joh. Gg. Lenzer, Weißenbornn, 87. preuß. Inf.-Reg., 6. Comp.
4. Hauptmann Wilh. Eduard Nolte, Hamburg, 1. schles. Jägerbat. Nr. 5.
5. Secondelieutenant Ernst Otto Heinemann, Tilsit, 1. niederschles. Inf.-Reg. Nr. 46.

6. Premierlieutenant Ernst von Kehler, Wiesbaden, hess. Füsil.-Reg. Nr. 80.
7. Vicefeldwebel Ludwig Gentz, Neumarkt (Schlesien), 6. Inf.-Reg.
8. Gefreiter Johann Heinemann, Rhoden (Fürstenthum Waldeck), 83. Reg., 11. Comp.
9. Soldat Carl Turisch, Ruland (Schlesien), 6. Reg., 2. Comp.
10. Sergeant Gustav Krafft, Apolda, 94. Reg., 4. Comp.
11. Vicewachtmeister Philipp Siberstein, Malkwitz (Kreis Breslau), Leibcürass.-Reg., schles., Nr. 1.
12. Secondelieutenant Otto von Rekowsky, Wiesbaden, 87. Reg. (Füsil.), 10. Comp.
13. Premierlieutenant Wilhelm von Linstav, Ratzeburg (Lauenburg), 95. Reg., 1. Bat., 2. Comp.
14. Soldat Dienegott Thiem, Rakwitz (Posen), 50. Inf.-Reg., 2. Bat., 8. Comp.
15. Unterofficier Wilhelm Hettenberg, Frankfurt a. M., 87. Inf.-Reg.
16. Unteroffic. Karl Geburek, Krataschni (Posen), 82. Inf.-R.
17. Sergeant August Plecher, Fischelbach (Westf.), 82. Inf.-R.
18. Reitender Kanonier Carl Riedel, Neuhof (Fulda), 11. Artill.-Reg.
19. Füsilier Leopold Hoffmann, Kloster Liebenthal (Prov. Sachsen), 46. Inf.-Reg.
20. Musketier Frdr. Arnold, Hanau (Oberhessen), 82. Inf. R.
21. Musketier Valent. Kamm, Schmalkalden, 82. Inf.-Reg.
22. Musketier Oswald Müller, Effeld (Mein.), 95. Inf.-Reg.
23. Füsilier Jak. Eisenecher, Kl.-Schmalkalden, 82. Inf-Reg.
24. Grenadier August Wendler, Görlitz, 6. Gren.-Reg.
25. Füsilier Philipp Schlosser, Holzhausen (Wiesbaden), 87. Inf.-Reg.

26. Unterofficier Emil Niedermeier, Schöneweck (Magdeburg), 87. Inf.-Reg.
27. Kanonier Ludw. Menges, Mosbach (Wiesbaden), 11. Art.-R.
28. Kanonier Heinr. Reuß, Märzhausen (Wiesbaden), 11. Art.-R.
29. Kanonier Karl Heister, Frankfurt a. M., 11. Art.-Reg.
30. Kanonier Fridolin Damm, Neuhof (Nassau), 11. Art.-Reg.
31. Landwehrmann Theodor Homann, Hünfeld (Hessen), 83. Inf.-Reg.
32. Husar Wilhelm Möller, Ponath (Königsberg), 1. Leib-Hus.-Reg.
33. Trainsoldat Theodor Gerlach, Motoff (Kirchheim), Train-Bat. des 11. Inf.-Reg.
34. Füsilier Karl Meitze, Niedereblingen (Weimar), 94. Inf.-R.
35. Füsilier Gregor Kraus, Hünfeld (Hessen), 32. Inf.-Reg.
36. Füsilier Beda Stock, Hünfeld (Hessen), 32. Inf.-Reg.
37. Füsilier Friedr. Faust, Reckers (Hessen), 32. Inf.-Reg.
38. Füsilier Georg Rudloff, Großenlieder (Fulda), 32. Inf.-R.
39. Füsilier Wilh. Zeiler, Breitenbach (Hessen), 32. Inf.-R.
40. Füsilier Bernh. Smitz, Herborn (Nassau), 88. Inf.-Reg.
41. Füsilier Anton Teipel, Sonneburn (Altona), 82. Inf.-R.
42. Füsilier Franz Sauer, Fretter (Westfalen), 82. Inf.-Reg.
43. Füsilier Heinr. Queck, Meiningen, 32. Inf.-Reg.
44. Gefreiter Wilh. Liephenz, Cassel, 83. Inf.-Reg.
45. Sergeant Hermann Schloeffel, Gispersleben-Viti (Erfurt), 32. Inf.-Reg.
46. Unterofficier Aug. May, Drachenberg (Schlesien), 32. Inf.-R.
47. Kanonier Ferdin. Müller, Harthausen (Gotha), hess. Feld-Art.-Reg. Nr. 11.
48. Füsilier Georg Oestreich, Asbach (Wetzlar), 83. Inf.-Reg.
49. Gefreiter Christian Graf, Asbach (Wetzlar), 83. Inf.-Reg.
50. Pionier Heinrich Schwalbach, Niederquenbach (Wetzlar), 11. Pion.-Bat.

51. Johann Trommershausen. (Das Uebrige unlesbar geworden.)
52. Füsilier Ernst Potthoff, Sonnborn (Düsseldorf), 87. Inf.-Reg.
53. Füsilier Friedr. Geiß, Sulzbach (Nassau), 87. Inf.-Reg.
54. Unterofficier Martin Messerschmidt, Cassel, 32. Inf.-R.
55. Einjähriger Gefreiter Wilh. Bollbach, Rödelheim (Frankfurt a. M.), 32. Inf.-Reg.
56. Füsilier August Franke, Reichmannsdorf (Meiningen), 32. Inf.-Reg.
57. Musketier Konrad Hornemann, Eisenach, 94. Inf.-Reg.
58. Musketier Heinrich Beck, Roehrda (Eschwege), 87. Inf.-R.
59. Gefreiter Nikol. Sauer, Klingenbach (Wetzlar), 83. Inf.-R.
60. Füsilier Burkhard Schmitt, Hirschfelden (Cassel), 32. Inf.-Reg.
61. Füsilier Peter Kaiser, Bebra (Hessen), 82. Inf.-Reg.
62. Füsilier Sturmius Wenzel, Michelsrohrbach (Fulda), 32. Inf.-Reg.
63. Füsilier Karl Wilke, Niedereblingen (Weimar), 94. Inf.-R.
64. Gefreiter Max Janske, Breslau, 87. Inf.-Reg.
65. Jäger Karl Reger, Neresheim (Württemb.), 2. württemb. Jäger-Reg.
66. Jäger Franz Biesinger, Rothenburg, (Württemberg), 2. württemb. Jäger-Reg.
67. Musketier Heinrich Betz, Mengshausen (Kurhessen), 83. Inf.-Reg.
68. Kanonier Fried. Silber, Cassel, 11. Art.-Reg.
69. Grenadier Heinr. Meißner, Meus (Görlitz), 6. Gren.-Reg.
70. Kanonier Friedrich Engel, Sonneberg (Meiningen), 11. Art.-Reg.
71. Musketier Bernh. Müller, Geisa (Weimar), 94. Inf.-Reg.
72. Musketier Joh. Berner, Wanfried (Hessen), 87. Inf.-Reg.

Digitized by Google

73. Musketier Theod. Diehl, Braunheim (Hessen), 83. Inf.-R.
74. Kanonier Nikol. Homann, Eigenrieth (Fulda), 11. Art.-R.
75. Musketier Philipp Gerhard, Holzhausen (Wetzlar), 88. Inf.-Reg.
76. Unterofficier Karl Aret, Waldau (Schlesien), 46. Inf.-Reg.
77. Sergeant Johann Radisch, Kälbersdorf (Schlesien), 46. Inf.-Reg.
78. Kanonier August Müller, Waldau (Cassel), 11. Art.-Reg.
79. Musketier Heinr. Wache, Großdobitsch (Sagan), 46. Inf.-R.
80. Musketier Heinrich Kullmann, Carolat (Schlesien), 46. Inf.-Reg.
81. Heinrich Hoebel, Tiefenbach (Wetzlar).
(90—135 fehlen).
136. Musketier Friedr. Erk, Rentwertshausen (Meiningen), 95. Inf.-Reg.
137. Musketier Simon Erk, Rentwertshausen (Meiningen), Sanitätsdetachem. Nr. 3, 11. Corps.
138. Gefreiter Wilh. Jäger, Steinbach-Hornberg (Schmalkalden), 83. Inf.-Reg.
139. Musketier Valentin Munk, Hergetshornberg (Schmalkalden), 83. Inf.-Reg.
140. Musketier Bonifaz Kraus, Rimmels (Hünfeld), 83. Inf.-R.
141. Füsilier Joh. Großmann, Altstadt (Coburg), 95. Inf.-R.
142. Unterofficier Wilh. Scheitler, Oberkatz, 88. Inf.-Reg.
143. Musketier Heinrich Lang, Oepfershausen (Wasungen), 95. Inf.-Reg.
144. Gefreiter Friedr. Bußner, Röschwitz (Salfeld), 88. Inf.-R.
145. Unterofficier Paul Fehler, Görlitz, 6. Gren.-Reg.
146. Musketier Heinr. Kreutz, Klarfeld (Westfalen), 82. Inf.-R.
147. Musketier Aug. Marx, Weidenau (Westfalen), 82. Inf.-R.
148. Musketier Friedrich Blecher, Bernhausen (Westfalen), 82. Inf.-Reg.

Digitized by Google

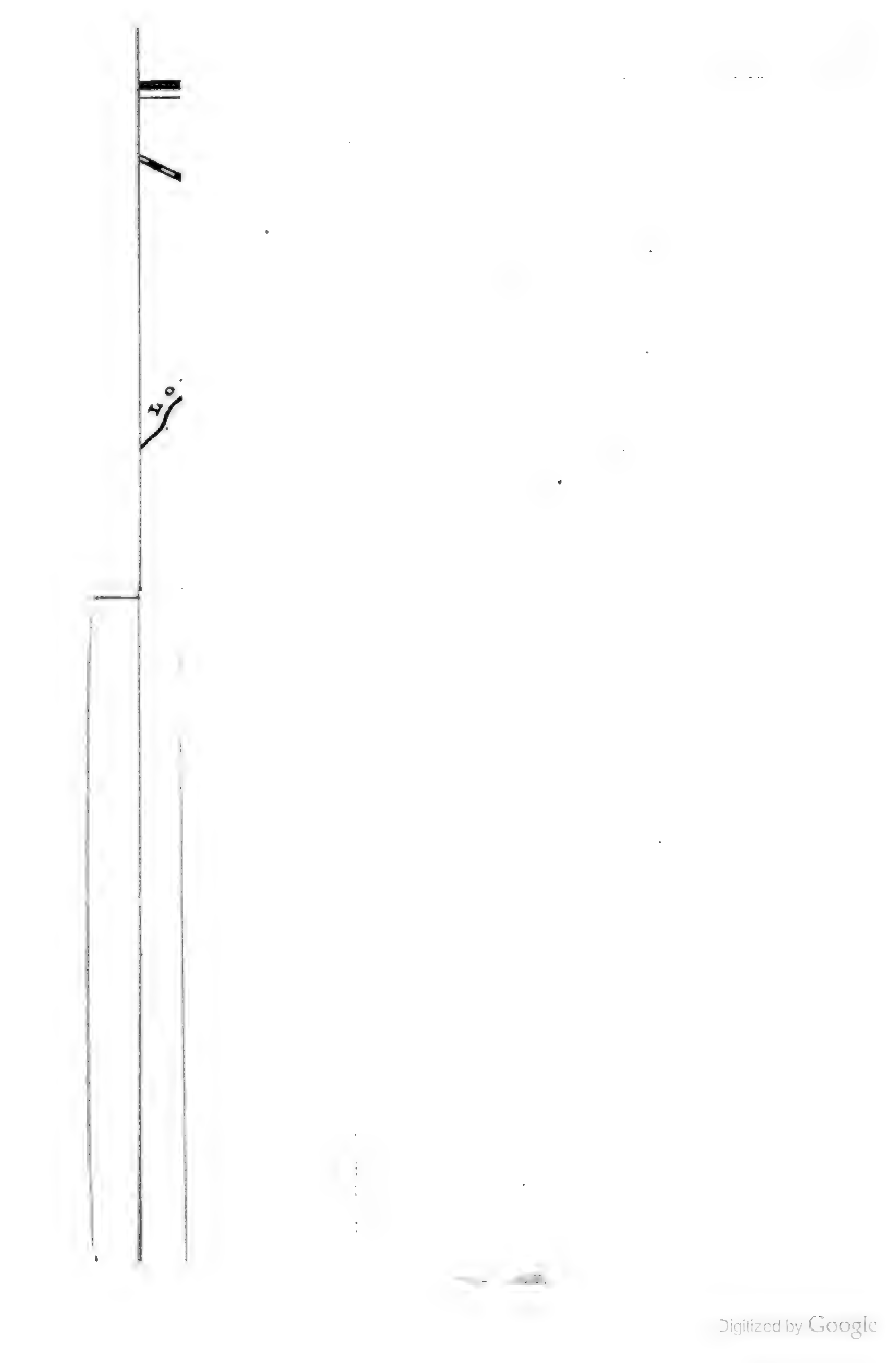
149. Grenadier Friedr. Benisch, Königsberg, 6. Gren.-Reg.
150. Füsilier Anton Ludwig, Vollenkirchen (Wetzlar), 83. Inf.-Reg.
151. Musketier Rudolf Marx, Altstadt (Weimar), 94. Inf.-Reg.
152. Musketier Stephan Stolz, Helscheid (Coblenz), 88. Inf.-R.
153. Füsilier Georg Probst, Mäder (Coburg), 95. Inf.-Reg.
154. Musketier Aug. Büttner, Sommerburg (Jena), 94. Inf.-Reg.
155. Gefreiter Wilhelm v. Haurleben, Braunau (Waldeck), 11. Art.-Reg.
156. Musketier Oskar Trautmann, Denstädt (Weimar), 94. Inf.-Reg.
157. Musketier Adam Jung, Enbach (Wiesbaden), 83. Inf.-R.
158. Musketier Heinr. Morkel, Hättersroth (Hessen) 83. Inf.-R.
159. Musketier Kaspar Kotthoff, Kotthof (Arnsbach), 82. Inf.-R.
160. Musketier Eduard Licht, Friedenthal (Hildburghausen), 95. Inf.-Reg.
161. Füsilier Franz Muche, Windischbora (Glogau), 37. Inf.-R.
162. Grenadier Wilhelm Meißner, Klingenthal (Görlitz), 6. Gren.-Reg.

(Fortsetzung und Schluß verloren gegangen).

Es folgten nun noch die Fragen: Art, Grad sowie späterer Stand der Krankheit, (das konnten wir am 2. September nicht schon beantworten) dann: untergebracht in das Feldspital, Reservelazareth, zu: Antwort: Hôpital, oder Salle d'Asile. Bemerkungen: Antwort: verwundet bei Floing, Illy, Sedan, 1. September 1870.

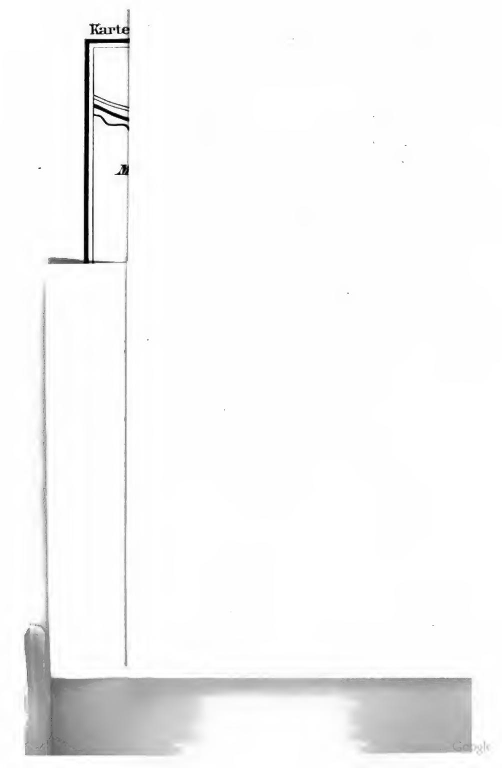
LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Google

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed. Renewals only:
Tel. No. 642-3405
Renewals may be made 4 days priod to date due.
Renewed books are subject to immediate recall.

Sam Houston State Coll

INTER-LIBRARY LOAN

OCT 28 1970

LD21A–60m-8,'70 (N8837s10)476—A-32

General Library University of California Berkeley

Digitized by Google

146420

Digitized by Google

Digitized by Google